



ALEXANDER C.T. GEPPERT,

UFFA JENSEN,

JÖRN WEINHOLD (Hg.)

Ortsgespräche

Raum und Kommunikation

im 19. und 20. Jahrhundert

[transcript]



Zeit | Sinn | Kultur

Ortsgespräche

| | | | | | Zeit | Sinn | Kultur

Herausgegeben von Egon Flaig, Daniel Fulda, Petra Gehring,
Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen und Jürgen Straub

Editorial

Die drei Schlüsselbegriffe ›Zeit‹, ›Sinn‹ und ›Kultur‹ bezeichnen ein Feld der kulturwissenschaftlichen Erkenntnis, das unterschiedliche Disziplinen der Humanwissenschaften umgreift und ihnen zugleich ein thematisches Profil gibt. Es geht um Sinnbildung über Zeiterfahrung und das gesamte Spektrum ihrer theoretischen, methodischen und pragmatisch-funktionalen Ausrichtung. Im Zentrum steht die Geschichtskultur in allen ihren Dimensionen und Ausprägungen. Dabei sollen weniger Einzelthemen der Fachdisziplinen behandelt werden als vielmehr die Grundlagen des historischen Denkens, seine Rolle in der menschlichen Lebenspraxis und seine diachron und synchron unterschiedlichen kulturellen Gestaltungen. Die Grenzen des Eurozentrismus überschreitend, können so neue Perspektiven der kulturellen Differenz wie der Interkulturalität im Bereich der Geschichtskultur eröffnet werden.

ALEXANDER C.T. GEPPERT, UFFA JENSEN
UND JÖRN WEINHOLD (HG.)

Ortsgespräche

Raum und Kommunikation
im 19. und 20. Jahrhundert

[transcript] | | | | | Zeit | Sinn | Kultur

Die Drucklegung des vorliegenden Bandes wurde durch die freundliche Unterstützung des Fördervereins des Kulturwissenschaftlichen Institutes (KWI) in Essen und der ZEIT Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius ermöglicht.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2005 transcript Verlag, Bielefeld



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung und Innenlayout: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Projektmanagement: Andreas Hüllinghorst, Bielefeld

Lektorat: Joachim Milles, Kottenheim

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 3-89942-312-7

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

JÖRN RÜSEN	
Vorwort	7
ALEXANDER C.T. GEPPERT, UFFA JENSEN UND JÖRN WEINHOLD	
Editorial	9

Einleitung

ALEXANDER C.T. GEPPERT, UFFA JENSEN UND JÖRN WEINHOLD	
Verräumlichung. Kommunikative Praktiken in historischer Perspektive, 1840-1930	15

Raumkonzeptionen

ALEXANDER MEJSTRIK	
Raumvorstellungen in den Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften. Epistemologische Profile	53

JUDITH MIGGELBRINK	
Die (Un-)Ordnung des Raumes. Bemerkungen zum Wandel geographischer Raumkonzepte im ausgehenden 20. Jahrhundert ..	79

ANTJE SCHLOTTMANN	
Rekonstruktion alltäglicher Raumkonstruktionen. Eine Schnittstelle von Sozialgeographie und Geschichtswissenschaft?	107

Techniken kommunikativer Raumerschließung

ALEXANDER HONOLD	
Pfadfinder. Zur Kolonialisierung des geographischen Raumes	137

CHRISTIAN HOLTORF	
Die Modernisierung des nordatlantischen Raumes. Cyrus Field, Taliaferro Shaffner und das submarine Telegraphennetz von 1858 ..	157

WERNER KONITZER

Telefonieren als besondere Form gedehnter Äußerung und die
Veränderung von Raumbegriffen im frühen 20. Jahrhundert 179

Urbane Topographien der Kommunikation

ALEXA GEISTHÖVEL

Promenadenmischungen. Raum und Kommunikation
in Hydropolen, 1830-1880 203

PHILIPP MÜLLER

Öffentliche Ermittlungen und ihre Aneignungen im urbanen Raum.
Verbrecherjagden im Berlin des Kaiserreichs 231

HABBO KNOCH

Schwellenräume und Übergangsmenschen.
Öffentliche Kommunikation in der modernen Großstadt,
1880-1930 257

Kommunikation ästhetisierter Räume

TANJA MICHALSKY

Raum visualisieren. Zur Genese des modernen
Raumverständnisses in Medien der Frühen Neuzeit 287

ALARICH ROOCH

Architektur und Kommunikation. Zur symbolischen Form
der städtischen Villa im 19. Jahrhundert 311

STEFAN PAUL

Kommunizierende Räume. Das Museum 341

Anhang

Raum und Kommunikation. Eine Auswahlbibliographie 361

Autorinnen und Autoren 373

Vorwort

JÖRN RÜSEN

›Raum‹ ist eine Fundamentalkategorie jeder kulturwissenschaftlichen Erkenntnis. Für das historische Denken gilt das mit der besonderen Variante, dass hier die Zeitdimension die des Raumes dominiert. In unterschiedlicher Weise hat dies jedoch dazu geführt, die Raumkategorie unterzubehalten: Auch auf der Ebene geschichtstheoretischer Reflexionen ist der innere Zusammenhang zwischen historischer Zeit und historischen Räumen durchgängig nur unzureichend thematisiert worden, mit Ausnahme der Debatte über die ›Landschaft‹, die in den 70er Jahren geführt wurde. Im Prozess der Globalisierung gibt es indes neue Raumerfahrungen, die durch die neuen Medien noch radikalisiert werden. Die Erde schrumpft sozusagen in eine ›Gleichörtlichkeit‹. Ereignisse in entferntesten Gegenden werden unmittelbar präsentiert, als geschähen sie nebenan. Damit verschiebt sich aber die Wahrnehmung von Ereignissen, und diese Verschiebung selbst ist ein historischer Prozess, den es dringend zu erforschen gilt. Das vorliegende Buch ist dazu ein wichtiger Beitrag: In der Beschränkung auf das 19. und 20. Jahrhundert werden räumliche Wahrnehmungsdimensionen identifiziert und als historische Prozesse interpretiert.

Die thematische Verbindung von Raum und Kommunikation ›humanisiert‹ gleichsam die räumliche Dimensionierung historischen Geschehens. Räume sind zwar physisch existent und alles andere als vollständig kulturell konstituiert, aber Menschen verhalten sich in ihnen und dabei zugleich zu ihnen. Dieses Verhalten ist kommunikativ strukturiert, und es ist diese Kommunikation, in der räumliche Vorstellungen zu zentralen Aspekten kultureller Orientierung der menschlichen Lebenspraxis werden.

In dieser Perspektive wird historische Erfahrung neu erschlossen und in neuen Bezugssystemen der Erkenntnis interpretiert. Damit wird ein weiterführender Weg des historischen Denkens eingeschlagen. Ein Anfang ist gemacht, der Erweiterungen nach sich ziehen sollte: Die Raumkategorie bedarf dringend einer weiteren geschichtstheoretischen Reflexion. Dabei

sollte insbesondere der innere Zusammenhang zwischen Raum und Zeit als Grundkategorien des historischen Denkens in den Blick genommen und begrifflich ausgearbeitet werden. Zugleich ist eine inhaltliche Ausweitung der Untersuchung wünschenswert: in andere Zeiten und andere Kommunikationszusammenhänge der Geschichte.

Das vorliegende Buch fällt somit aus dem Rahmen. Es ist alles andere als einer der üblichen Themenbände, wie sie so zahlreich als Ergebnisse von wissenschaftlichen Tagungen den Buchmarkt verstopfen. Es öffnet neue Wege und gibt wichtige Anregungen zum Fortschritt der historischen Erkenntnis. Solche Untersuchungen gehören mitnichten zur Routine kulturwissenschaftlicher Erkenntnisarbeit, sondern stellen eher eine Pionierleistung dar. Es ist kein Zufall, dass die meisten Beiträgerinnen und Beiträger der jüngeren Generation angehören: Hier meldet sich ein neues historisches Fragen und Denken, das über die eingefahrenen Gleise etablierter Forschungsstrategien hinausführt.

Editorial

Drei Jahre lang, von 2000 bis 2003, hat sich der im Herbst 1996 gegründete »Arbeitskreis Geschichte + Theorie« (AG+T) auf die Entwicklung eines eigenen Ansatzes innerhalb der Medien- und Kommunikationsgeschichte konzentriert. In Form einer neu zu begründenden »Historischen Kommunikologie« sollten dabei Veränderungen im Verhältnis von Kommunikation, Medien und Öffentlichkeit im Übergang von der Industrie- zur Informationsgesellschaft untersucht werden. In diesem Rahmen wurden von verschiedenen Mitgliedern des Arbeitskreises im Jahresabstand drei öffentliche, prinzipiell voneinander unabhängige Tagungen organisiert, welche zu einander gleichwohl in einem engen konzeptionellen Zusammenhang standen. Während eine erste Konferenz im Frühjahr 2001 zu Wechselwirkungen von Medientheorien und kommunikativen Praktiken zwischen 1880 und 1960 nach den Bedingungen der Möglichkeit fragte, Kommunikationsprozesse und -medien *per se* historisch zu analysieren, wandte sich ein weiteres Symposium ein Jahr später der so genannten *face-to-face*-Kommunikation, das heißt Fragen von direktem Austausch zwischen Personen, im 19. und 20. Jahrhundert zu.¹

Mit dem Erscheinen des vorliegenden Bandes wird dieser Tagungszyklus abgeschlossen. Die hier präsentierten Beiträge gehen auf die dritte und letzte dieser Konferenzen zurück, welche die drei Herausgeber unter dem Titel »Verklärung, Vernichtung, Verdichtung: Raum als Kategorie einer Kommunikationsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts« gemeinsam

1 | Eingehende und regelmäßig aktualisierte Informationen zu den Aktivitäten des »Arbeitskreises Geschichte und Theorie« (AG+T) finden sich im Internet unter www.geschichte-und-theorie.de. Zu beiden Tagungen liegen inzwischen umfangreiche Publikationen vor. Vgl. Habbo Knoch/Daniel Morat (Hg.): Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960, München 2003; Moritz Föllmer (Hg.): Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert, Stuttgart 2004.

konzipiert und organisiert haben. In Zusammenarbeit mit dem Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen fand sie vom 27. Februar bis zum 2. März 2003 in der Katholischen Akademie »Die Wolfsburg« in Mülheim an der Ruhr statt.

Das Ziel war dabei ein doppeltes: Einmal erlebt ›Raum‹ unter dem Schlagwort des *spatial turn* derzeit eine lange ungeahnte und nicht für möglich gehaltene Renaissance in der Geschichtswissenschaft. Was sich dort indes schnell zur begrifflichen, oftmals untertheoretisierten und kaum je hinreichend reflektierten Mode(-Metapher) entwickelt hat, beschäftigt andere Disziplinen schon seit langem, und das mit großer Ernsthaftigkeit. Unser *erstes* Anliegen war und ist es daher, in unmittelbaren Nachbardisziplinen wie Geographie, Soziologie, Philosophie, Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Museologie existierende Theorie- und Wissensangebote so aufbereitet zu präsentieren, dass sie zur Sicherstellung konzeptioneller Anschlussfähigkeit nutzbringend in die Geschichtswissenschaft transferiert und dort produktiv integriert werden können. Gleichzeitig gilt es, Raum aus dem häufig unsichtbaren, gleichwohl stets präsenten Hintergrund historiographischen Arbeitens herauszuholen und zum eigenwertigen Sujet zu machen. Damit beabsichtigen wir, zumindest begrenzt einer drohenden vorzeitigen ›Vermodung‹ vorbeugen zu helfen.

Ein *zweites* und – da über eine reine Transferleistung im fächerübergreifenden Dialog hinausgehend – ambitionierteres Ziel stand im Zusammenhang mit den beiden vorangegangenen Konferenzen. Grundsätzlich sollte die Tagungstrias die These profilieren, dass die Phase zwischen 1880 und 1960 als eine »massenmediale Sattelzeit« begriffen werden könne. Medientechnologische Neuerungen und gesellschaftliche Dynamisierung führten seit dem späten 19. Jahrhundert zu einem fundamentalen Strukturwandel der Kommunikation und einer Veränderung des Wirklichkeitsbegriffs. Kommunikation selbst wurde mit der langen Jahrhundertwende zum Objekt zeitgenössischer Beobachtung. Im vorliegenden Kontext hieß dies aber, die simultane Proliferation, Diversifizierung und Kondensierung von Räumlichkeiten zum Anlass zu nehmen, das Verhältnis von Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert einmal genauer auszuloten und so, zusätzlich zum konzeptionellen Import, ein genuin historisches Argument zu schärfen. Auch wenn beide Begriffe hier zugleich enggeführt werden – Räume strukturieren Kommunikation, werden aber selbst erst kommunikativ geschaffen – und letzten Endes nichts Geringeres zur Disposition steht als der Status von ›Raum‹ als kultur- und geschichtswissenschaftlicher Zentralkategorie, wollen die nachfolgenden Beiträge doch in erster Linie als Bausteine für eine zukünftige Kommunikationsgeschichte der Gesellschaft gelesen werden.

Nach Abschluss des Unternehmens sei allen Beteiligten an dieser Stelle herzlich für die produktive Kooperation gedankt. Die Bereitschaft der Autorinnen und Autoren, sich auf die Konzeption und das penetrante – und

mitunter wohl übertriebene – Nachhaken von gleich drei vermeintlich besserwissenden Herausgebern einzulassen, wissen wir sehr zu schätzen; immer neue Versionen der vorgelegten Texte waren die unmittelbare Folge. Wir bedauern, dass die Vortragsmanuskripte von Christoph Conrad, Stefan Haas und Annette Vowinckel keinen Eingang in diesen Band finden konnten, dafür wurden zusätzliche Beiträge von Alexa Geisthövel und Habbo Knoch eingeworben. Den fast fünfzig Teilnehmerinnen und Teilnehmern, vor allem aber den sieben Kommentatoren der Mülheimer Tagung – Peter Becker, Manuel Borutta, Till Kössler, Andreas Mai, Maren Möhring, Daniel Morat und Katja Protte – sind wir für ihre präzisen Beobachtungen und weiterführenden Hinweise zu Dank verpflichtet. Jörn Rösen, der Präsident des Kulturwissenschaftlichen Institutes in Essen, und Norbert Jegelka, Geschäftsführer derselben Institution, entschieden gleich zu Beginn, fortan unser Vorhaben nach Kräften zu fördern. Dafür haben wir genauso herzlich zu danken wie für Herrn Rösens spontane Bereitschaft, sich mit einem kurzen Vorwort selbst daran zu beteiligen.

Zunächst standen wir der Publikation eines weiteren der üblichen und wohl häufig ungelesen bleibenden Tagungsbände überaus skeptisch gegenüber. Nach Abschluss der Konferenz sowie einer ersten Durchsicht der eingereichten und dann zum ersten Mal vollständig überarbeiteten Papiere waren wir jedoch schnell davon überzeugt, dass sich aus deren geschickter Zusammenstellung ein Ganzes erzeugen ließe, das mehr als nur die Summe seiner Teile auszumachen versprach. Glücklicherweise teilten Karin Werner und Andreas Hüllinghorst bei transcript unsere Ansicht quasi augenblicklich und zeigten sich von dem entsprechenden Vorschlag begeistert; nur selten haben wir eine derart hochprofessionelle und zugleich überaus sympathische Betreuung vonseiten eines Verlages erlebt. Den sechs Herausgebern von »Zeit – Sinn – Kultur«, insbesondere Friedrich Jaeger, haben wir für die freundliche Aufnahme in ihre Reihe zu danken. Schlechterdings unmöglich gewesen wäre die Drucklegung des vorliegenden Bandes indes ohne die großzügige Unterstützung nicht nur durch den Förderverein des Kulturwissenschaftlichen Institutes, vertreten durch Jürgen Jahnke, sondern auch durch die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, welche sich damit dankenswerterweise zum wiederholten Male bereit erklärte, in die Aktivitäten des »Arbeitskreises Geschichte + Theorie« zu investieren. Außer den inzwischen mehr als zwanzig Mitgliedern des Kreises selbst möchten wir zuletzt Peter Becker, Christoph Conrad, Detlef Hoffmann, Alexander Mejstrik und Bernd Weisbrod herzlich für ihre Kommentare und Hinweise, vor allem aber für ihre stets wohlwollende Kritik an diesem (und anderen) Vorhaben danken.

Berlin, Brighton und Weimar im April 2005

Einleitung

Verräumlichung.

Kommunikative Praktiken in

historischer Perspektive, 1840-1930

ALEXANDER C.T. GEPPERT, UFFA JENSEN UND JÖRN WEINHOLD

»In jenem Reich erlangte die Kunst der Kartographie eine solche Vollkommenheit, daß die Karte einer einzigen Provinz den Raum einer Stadt einnahm und die Karte des Reichs den einer Provinz. Mit der Zeit befriedigten diese maßlosen Karten nicht länger, und die Kollegs der Kartographen erstellten eine Karte des Reiches, die die Größe des Reiches besaß und sich mit ihm in jedem Punkte deckte. Die nachfolgenden Geschlechter, die dem Studium der Kartographie nicht mehr so ergeben waren, waren der Ansicht, diese ausgedehnte Karte sei unnützlich, und überließen sie, nicht ohne Verstoß gegen die Pietät, den Unbildern der Sonne und der Winter. In den Wüsten des Westens überdauern zerstückelte Ruinen der Karte, behaust von Tieren und von Bettlern; im ganzen Land gibt es sonst keinen Überrest der geographischen Lehrwissenschaften.«¹

1 | Suárez Miranda: *Viajes de varones prudentes*, IV. Buch, Kapitel XLV, Lérica 1658, zit. n. Jorge Luis Borges: »Von der Strenge der Wissenschaft«, in: ders., *Borges und ich*, München 1982, S. 121. Vgl. dazu auch die Parodie von Umberto Eco (»Die Karte des Reiches im Maßstab 1:1«, in: ders., *Platon im Striptease-Lokal*, München 1990, S. 85-97), in der er aufgrund verschiedener praktischer Schwierigkeiten und theoretischer Paradoxien nachweist, dass es eine solche Karte unmöglich geben kann.

1. Raumvergessenheit – Raumversessenheit: Der »spatial turn« in den Kultur- und Sozialwissenschaften

In seiner Miniatur *Von der Strenge der Wissenschaft* (1961) zitiert der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges (1899-1986) ein vorgeblich aus dem Jahre 1658 stammendes Werk des freilich imaginären Autors Suárez Miranda, in dem dieser in wenigen, sorgfältig gesetzten Worten den bemerkenswerten Aufstieg und vollständigen (Ver-)Fall der Kartographie in einem namenlosen Reich der Vergangenheit skizziert. In ihrem Streben nach einer perfekten Repräsentation verweigern sich die Geographen dieses Landes zusehends jeder Simplifizierung und Informationsselektion, erzeugen immer aufwändigere und umfangreichere Pläne und produzieren schließlich eine Karte im Maßstab 1:1. Trotz – oder gerade wegen – ihres nach eigenen Kriterien absoluten Erfolges versinkt die strenge Wissenschaft, der es gelungen ist, das gesamte Reich vollständig zu erfassen und makellos zu reproduzieren, dann jedoch schnell in totaler Bedeutungslosigkeit. Obwohl bis zur Perfektion fortentwickelt, wird ihr Produkt nicht länger nachgefragt, da es die an sie gestellte Anforderung, komplexes Wissen in Form eines Hilfsmittels abstrahiert zur Verfügung zu stellen und damit den Bewohnern des Reiches räumliche Orientierung zu ermöglichen, schlichtweg nicht erfüllt. Gleichzeitig treibt die nachfolgenden Generationen anderes um als ein Interesse an Kartographie. Ihnen ist diese Raumversessenheit eher fremd, und so verschieben sich die Maßstäbe der Nützlichkeit. Somit ihrer einzigen *raison d'être* verlustig gegangen, wird die Wissenschaft kurzerhand abgeschafft. Das Ab-Bild der Welt ist als Ruine überflüssig gewordenen Wissens nur noch gesellschaftlichen Außenseitern von Nutzen. Einmal abgebrochen, verkümmert die Tradition zum Überrest.

So mehrdeutig und merkwürdig schillernd das von Borges gezeichnete Bild auch sein mag, führt es doch mit einigen seiner zentralen Begrifflichkeiten – Raum, Karte, Wissenschaft, Kartographie, Geographie, Reich, Provinz, Stadt – unmittelbar in das thematische Zentrum des vorliegenden Bandes. Nicht nur in Borges' von Krisen geschütteltem Imperium, sondern auch in der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft ›räumelt‹ es ganz gewaltig. Es besteht kein Zweifel: Der ›Raum‹ ist zurück und stärker *en vogue* als je zuvor. Allerorts ist von Kommunikations-, Imaginations-, Erinnerungs- und anderen, oft opak bleibenden Räumen die Rede, eine Großkonferenz jagt die nächste, und der Analyse historischer Karten als *dem* Medium der Kommunikation von Raum wird vonseiten deutscher Historiker seit kurzem wieder die längst überfällige und gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.²

2 | Vgl. Peter Weichhart: »Vom ›Räumeln‹ in der Geographie und anderen Disziplinen. Einige Thesen zum Raumaspekt sozialer Phänomene«, in: Jörg Mayer (Hg.), Die aufgeräumte Welt. Raumbilder und Raumkonzepte im Zeitalter globaler

Insofern setzt dieser Band gewissermaßen in der ersten Hälfte von Borges' Parabel ein: inmitten einer fast schon einschüchternden Phase der Wiederentdeckung des Raumes, die schnell mit dem modischen Etikett eines *spatial* oder *topographical turn* belegt wurde. Die Renaissance des Raumes lässt Diagnosen wie Vilém Flussers These vom »Ende der Geographie« oder Paul Virilios Wort vom »Verschwinden des Raumes« zur Makulatur werden.³ *Außerwissenschaftlich* ist diese unerwartete, aber keineswegs zufällige Hausse nur vor dem Hintergrund der Globalisierung und Europäisierung sowie der Einsicht in die simultane Existenz multipler Modernitäten adäquat zu begreifen. Verräumlichung als synthetisierendes Regenschirm-Konzept soll augenscheinlich dazu verhelfen, den Dingen »ihren Platz« zuzuweisen, Modernitäten zu pluralisieren und Einheit in der Vielfalt zu gewährleisten. *Innerwissenschaftlich* hingegen muss der rasante Erfolg des Begriffs – und *nicht*: des Konzepts oder der Kategorie – zumindest partiell durch eine nur schlecht verhohlene theoretische Verweigerungshaltung vieler Historikerinnen und Historiker erklärt werden. Ganz offenkundig bedient die überbordende Rede vom Raum eine weit verbreitete Sehnsucht nach einem Jenseits des Diskurses und einem Zurück zur Materialität, was aufgrund der vorherigen *turns* und ihrer theoretischen Errungenschaften jedoch offen kaum zu rechtfertigen wäre. Endlich lassen sich wieder »räumliche Gegebenheiten« ins Feld führen oder »geographische Bedingungen« historischer Prozesse erörtern, ohne sogleich den Vorwurf einer theoretisch

Marktwirtschaft, Loccum 1993, S. 225-242. Vgl. Jeremy Black: *Maps and History. Constructing Images of the Past*, New Haven 1997; ders.: *Maps and Politics*, London 1997; J. Brian Harley: *The New Nature of Maps. Essays in the History of Cartography*, Baltimore 2001; Ute Schneider: *Die Macht der Karten. Eine Geschichte der Kartographie vom Mittelalter bis heute*, Darmstadt 2004.

3 | Ob der *spatial turn* mit gutem Grund »als theoretischer Fluchtpunkt der immer wieder beschworenen »linguistic« und »pictorial turns« betrachtet werden kann, wie Sigrid Weigel argumentiert, bleibt indes höchst zweifelhaft, zumal die anhaltende Inflation anderer Wendetheoreme in der jüngeren Historiographiegeschichte – etwa die *social/structural*, *cultural/anthropological*, *visual/iconic* und *global/imperial turns* oder der unlängst erneut ausgerufenen *social turn*, der aber wohl eigentlich einen restaurativen *return* meint – zusätzlich in Betracht gezogen werden müssten. Vgl. Sigrid Weigel: »Zum »topographical turn«. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«, in: *KulturPoetik* 2 (2002), S. 151-165, hier S. 153. Zur Globalisierung und Europäisierung vgl. Benno Werlen: *Sozialgeographie. Eine Einführung*. Bern, Stuttgart, Wien 2000, S. 10-13; Paul Virilio: »Das dritte Intervall. Ein kritischer Übergang«, in: Edith Decker/Peter Weibel (Hg.), *Vom Verschwinden der Ferne. Telekommunikation und Kunst*, Köln 1990, S. 335-348, hier S. 348. Vgl. auch Karl Schlögel: »Kartenlesen, Raumdenken. Von einer Erneuerung der Geschichtsschreibung«, in: *Merkur* 56 (2002), S. 308-318; ders.: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003.

unzureichenden Vorgehensweise fürchten zu müssen. Das ›sexy label‹ Raum verdeckt vieles und hilft so, einem methodologisch, theoretisch und heute vor allem epistemologisch schlechtem Gewissen vorzubeugen. Bei genauerem Hinsehen verbirgt sich dahinter indes nicht selten alter Wein in neuen Schläuchen – oder präziser: ein empirieorientierter Neo-Positivismus, der in seinen diversen Spielarten längst als glücklich überwunden galt.

Dazu beizutragen, dass die bisherige Raumvergessenheit der Historiographie nicht überkompensiert wird und unvermittelt in eine kaum weniger irreführende Raumversessenheit umschlägt, ist daher auch das *erste* Anliegen dieses Bandes.⁴ Die im Folgenden vorgeschlagene konzeptionelle Trias sowie der übergeordnete Begriff der ›Verräumlichung‹ setzen exakt an dieser Schnittstelle von Materialität und Diskursivität an und beanspruchen zugleich, eine solch simplifizierende Dichotomie zu überwinden, indem sowohl ›Raum‹ wie auch ›Kommunikation‹ als Dimensionen alltäglicher Praktiken verstanden werden. Wie die in diesem Band gesammelten Beiträge auf vielfältige Art und Weise zeigen, ist der Raum nicht tot – und ist es auch nie gewesen.

Das *zweite* Motiv des Bandes liegt in unserem kommunikationshistorischen Erkenntnisinteresse begründet. Räume strukturieren Kommunikation, werden aber selbst erst kommunikativ geschaffen, so eine der Kernthesen der vorliegenden Anthologie. Den hier publizierten Texten geht es weder um eine weitere Geschichte einander ablösender Raumvorstellungen – die Reinhart Koselleck im Übrigen bereits 1986 für »gut untersucht« befand – noch darum, ›Raum‹ und ›Kommunikation‹ schlicht additiv zu diskutieren.⁵ Vielmehr gilt es, über ›Raum‹ im Zusammenhang mit und in Abhängigkeit von einer noch nicht geschriebenen Kommunikationsgeschichte der modernen Gesellschaft nachzudenken.

Offenkundig wirft eine solch doppelte Zielsetzung unmittelbar die Frage nach dem Status von ›Raum‹ als abhängiger oder unabhängiger Variable auf. In seinem auf der 36. Versammlung deutscher Historiker in Trier gehaltenen Abschlussvortrag »Raum und Geschichte« konnte Koselleck vor zwanzig Jahren noch zwischen zwei verschiedenen Gebrauchsweisen der »Raumkategorie« unterscheiden: Zum einen müsse Raum als metahistorische Bedingung jeglicher Geschichte begriffen werden, die sich ohne

4 | Als einer der ersten Historiker hat David Blackbourn auf den – zumal in der deutschen Geschichtswissenschaft – lange Zeit unterentwickelten »sense of place« aufmerksam gemacht. Vgl. David Blackbourn: A Sense of Place. New Directions in German History. The 1998 Annual Lecture of the German Historical Institute, London 1999; Jürgen Osterhammel: »Die Wiederkehr des Raumes. Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie«, in: Neue Politische Literatur 43 (1998), S. 374-397.

5 | Reinhart Koselleck: »Raum und Geschichte« [1986], in: ders., Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt am Main 2000, S. 78-96, hier S. 82-85.

menschliches Bewusstsein vollzogen habe und sich auf naturale Vorgaben richte, welche unmittelbarer menschlicher Verfügung entzogen seien; zum anderen habe der Raum selbst – weil sozialen, ökonomischen und politischen Veränderungen unterlegen – eine eigene Geschichte und sei damit durchgängig historisierbar.⁶ Heutzutage verfehlt eine solch explizit bipolare *explanans-explanandum*-Dichotomie jedoch den springenden Punkt. Das Rätsel kann nicht zugleich seine Lösung sein: Weder erklärt Raum *per se* etwas, noch können Räume als solche erklärt werden. Muss einerseits jedweder Geodeterminismus vermieden werden, so bleibt andererseits die unbeholfene Rede von »geographischen Einflüssen« oder von den in der Geschichte wirkenden »raumbestimmenden Kräften« analytisch wie wissenschaftlich höchst unbefriedigend.⁷

Es gilt vielmehr, einen relativen, relationalen und dezidiert nicht-substantialistischen Raumbegriff zu entwickeln, der zugleich eine Historisierung des »alltäglichen Geographie-Machens« (Benno Werlen) erlaubt. Der »Zeit« vergleichbar, würde damit der ohnehin stets umstrittene kategoriale Status von »Raum« – der Koselleck zufolge »Anlaß zu zahlreichen Zweideutigkeiten« gegeben hatte – theoretisch sicherlich nicht einfacher, sondern eher noch komplexer zu handhaben sein. Dafür käme »Raum« dann auch keine Eigenständigkeit als erklärende Variable zu; er würde vielmehr nur eine Dimension neben anderen darstellen, wenngleich eine zentrale. Die explizite und reflektierte Berücksichtigung dieser Dimension in der Forschungspraxis würde in erster Linie dazu beitragen, nicht nur neuartige, sondern vor allem nuanciertere Einsichten in historische Zusammenhänge zu erschließen. Im Kontext des vorliegenden Bandes stellt sich insbesondere die Frage, inwieweit ein solcher Raum überhaupt nur mithilfe des Kommunikationsbegriffs sinnvoll zu konzeptionalisieren ist.⁸

Eine so begründete Forschungspraxis hätte viele Vorteile, nicht zuletzt

6 | Ebd., S. 82. Aus geographischer Perspektive zu diesem Problem vgl. Helmut Köck: »Die Rolle des Raumes als zu erklärender und als erklärender Faktor. Zur Klärung einer methodologischen Grundrelation in der Geographie«, in: *Geographica Helvetica* 52 (1997), S. 89-96.

7 | Alfred Heit (Hg.): *Zwischen Gallia und Germania, Frankreich und Deutschland*. Konstanz und Wandel raumbestimmender Kräfte. Vorträge auf dem 36. Deutschen Historikertag, Trier, 8.-12. Oktober 1986, Trier 1987.

8 | R. Koselleck: *Raum und Geschichte*, S. 82. Vgl. Benno Werlen: *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*. Band 1: *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*, Stuttgart 1999, S. 228, hier S. 17: »So stehen nicht »Raum«, die bloße »Geographie« der Dinge oder die Suche nach Gesetzmäßigkeiten in deren Anordnung, im Zentrum, sondern vielmehr jene Handlungen der Subjekte, über welche deren »Geographien« hergestellt und reproduziert werden.« Siehe in diesem Zusammenhang im vorliegenden Band vor allem die Beiträge von *Alexander Mejstrik* aus geschichtswissenschaftlicher sowie von *Antje Schlottmann* aus sozialgeographischer Perspektive.

einen pragmatischen: Wenngleich mit dem Aufruf zum ›Lesen‹ von Karten letztlich nur erneut ein Quellentypus in den Blickpunkt des analytischen Interesses gerät, der für historisch arbeitende Geographen seit Jahrzehnten von zentraler Bedeutung ist, so lassen sich aus einer solchen Perspektive für Historiker doch eine ganze Reihe interessanter Quellengattungen wieder oder gar neu entdecken. Neben Karten und Globen existieren selbstverständlich weitere Repräsentationsformen räumlicher Vorstellungen: Visuelle Quellen wie Gemälde, Fotografien und Filme werden von Kunsthistorikern und Medienwissenschaftlern analysiert; dreidimensionale Modellentwürfe von Architekten erinnern daran, dass auch aus der Architekturgeschichte vielfältige Anregungen zu einer Kommunikationsgeschichte aus räumlicher Perspektive zu erwarten sind; und selbst Literaturwissenschaftler lesen fiktionale Texte und andere literarische Quellen nun mit einer ›räumlichen Brille‹.⁹

Auch auf die Gefahr einer gewissen Überstrapazierung hin lässt sich die hier vorgeschlagene methodologische Vorgehensweise zuletzt an Borges' Bild veranschaulichen. Zwar würde aus der von uns favorisierten Perspektive *auch* die räumliche Beschaffenheit der Stadt, der Provinz und des Reiches oder der Raum in seiner subjektiv wahrgenommenen und individuell angeeigneten Form interessieren, doch im Vordergrund stünden verschiedene Formen gesellschaftlicher Konstitutionsprozesse und deren Wandel im Laufe der Zeit. Das Erfassen, Vermessen und (Re-)Produzieren von Raum im Medium der Karte würde unter einer solchen Prämisse ebenso thematisiert werden müssen wie dessen Gebrauchs-, Konsumtions- und Disseminationsweisen im soziokulturellen Kontext. Entscheidend aber wäre die Frage nach den in der Karte dauerhaft konservierten und organisierten Formen von räumlichem Wissen und Räumlichkeit sowie deren Bedeutung für das Handeln der historischen Akteure – und vielleicht ließe sich mit solchen und anderen Fragen doch noch verhindern, dass die Erkenntnisse und Errungenschaften der geographischen Lehrwissenschaften »in den Wüsten des Westens« zerfallen.

2. Praktiken der Verräumlichung in der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts

Die Geschichtswissenschaft hat sich bislang allenfalls punktuell mit dem Verhältnis von Raum und Kommunikation auseinander gesetzt; Versuche, diese aufeinander bezogen zu denken und gemeinsam zu historisieren, las-

9 | Siehe hierzu die Beiträge von *Alarich Roach* zur Villenarchitektur und *Stefan Paul* zum Museum. Vgl. auch Franco Moretti: *Atlante del romanzo europeo, 1800-1900*, Turin 1997 [Dt. Atlas des europäischen Romans: Wo die Literatur spielte, Köln 1999].

sen sich insofern nur schwer auffinden. Hierfür können zwei zugleich inner- wie außerwissenschaftlich wirksame Gründe angeführt werden:

Zum einen war ›Raum‹ lange Zeit durch die nationalsozialistische Indienstnahme diskreditiert, an der sich auch die deutsche Geographie zum Teil willfährig beteiligt hatte. Die in Deutschland einflussreiche Tradition eines dezidiert geodeterministischen Ansatzes hatte sie für eine solche Politisierung geöffnet.¹⁰ Insbesondere der von dem Leipziger Geographen Friedrich Ratzel (1844-1904) geprägte Begriff »Lebensraum«, durch Hans Grimms (1875-1959) Kolonialroman *Volk ohne Raum* (1926) popularisiert, avancierte schnell zu einem Schlüsselbegriff der NS-Ideologie.¹¹ Auch in den Überlegungen des Geographen Karl Haushofer (1869-1946) zur so genannten Geopolitik, deren Engführung von geographischer Struktur und politischer Ordnung in die nationalsozialistische Raumpolitik einfluss, spielte er eine zentrale Rolle.¹² In den 20er Jahren entwickelte sich zudem eine eigene »Grenzraumforschung«. So konnten Vertreter der deutschen »Volksgegeschichte« mit ihren sprachhistorischen Forschungen, etwa zur deutsch-französischen Sprachgrenze, nahezu problemlos zur Legitimierung nationalsozialistischer Expansionsbestrebungen herangezogen werden. Wie die Geschichtswissenschaft, so unterstützte auch die deutsche Geographie die bevölkerungspolitisch und rassistisch ausgerichtete »Ostforschung«, die den Vernichtungsfeldzug in Ost- und Südosteuropa während des Zweiten Weltkrieges vorzubereiten half.¹³ In der Folge haben solche im Einzelnen sicher komplexen disziplingeschichtlichen Zusammenhänge gleichwohl die Thematisierung von Raum inner- und außerhalb der Geschichtswissenschaft nach 1945 nachhaltig erschwert.

Zum anderen ist die Kommunikationsgeschichte trotz ihrer derzeitigen Konjunktur ein noch relativ junges Forschungsfeld. Erst mit der Entwick-

10 | Vgl. dazu Hans-Dietrich Schultz/Michael Fahlbusch/Mechtild Rössler/Dominik Siegrist: *Geographie und Nationalsozialismus. 3 Fallstudien zur Institution Geographie im Deutschen Reich und der Schweiz*, Kassel 1989; Uwe Mai: *Rasse und Raum. Agrarpolitik, Sozial- und Raumplanung im NS-Staat*, Paderborn 2002.

11 | Vgl. Friedrich Ratzel: *Der Lebensraum. Eine biogeographische Studie*, Tübingen 1901; Hans Grimm: *Volk ohne Raum*, 2 Bde., München 1926.

12 | Vgl. Karl Haushofer: *Der nationalsozialistische Gedanke in der Welt*, München 1933.

13 | Zur Geographie vgl. Mechtild Rössler: »Wissenschaft und Lebensraum«. *Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie*, Berlin 1990. Zur Geschichtswissenschaft vgl. Willi Oberkrome: *Volksgegeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen 1993; Peter Schöttler: »Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksgegeschichte«, in: Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 1999, S. 89-113.

lung der modernen Mediengesellschaft wurde Kommunikation zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse, und die damit einhergehende Ausdifferenzierung und Dynamisierung von Medienkommunikation ist in ihrer Relevanz für die moderne Vergesellschaftung noch längst nicht hinreichend erforscht.¹⁴ Ist die Bedeutung der räumlichen Situierung für die Kommunikation unter Anwesenden leicht einsichtig, so wäre es jedoch verfehlt, die Kommunikation unter Abwesenden als un-räumlich zu beschreiben – das zeigt schon die häufige Verwendung von Raummetaphern (*Cyberspace*) bei der Nutzung neuer Kommunikationstechnologien.¹⁵ Doch solange der Blick für diese Zusammenhänge noch nicht geschärft war, konnten die räumlichen Dimensionen von Kommunikation kaum zum historiographischen Untersuchungsgegenstand werden.

Gleichwohl finden sich bereits im frühen 20. Jahrhundert zumindest vereinzelt Anknüpfungspunkte für eine räumlich reflektierte Kommunikationsgeschichte. Von besonderer Bedeutung war in diesem Kontext die französische *Annales*-Schule. Historiker wie Lucien Febvre (1878-1956) und Marc Bloch (1886-1944) zeigten sich in ihrer Arbeit stark vom geographischen Denken der Zeit inspiriert. So verfasste Febvre nicht nur eine geographische Einführung zur Geschichte, in der er die abstrakte Rede von »geographischen Einflüssen« mit Verve zurückwies, sondern publizierte auch ein Buch zum Rhein als europäischer Geschichtslandschaft.¹⁶ Die Annalisten interessierte nicht die Geschichte des geographischen Raumes als solche. Vielmehr versuchten sie, durch die Beschäftigung mit räumlichen Begriffen, topographischen Einheiten oder geographischen Nutzungsmustern einen neuen Weg zur Erforschung der Geschichte der Menschen einzuschlagen, wobei sie unter anderem auf den possibilistischen

14 | Wir verweisen nur auf Bernd Weisbrod: »Medien als symbolische Form der Massengesellschaft. Die medialen Bedingungen von Öffentlichkeit im 20. Jahrhundert«, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001), S. 270-283.

15 | Zu einer brillanten, weit ausholenden Deutung der virtuellen Räume des Cyberspace als techno-religiöse Konstruktionen vgl. Margaret Wertheim: *The Pearly Gates of Cyberspace. A History of Space from Dante to the Internet*, New York, London 1999.

16 | Lucien Febvre: *La Terre et l'évolution humaine. Introduction géographique à l'histoire*, Paris 1922 [Eng. *A Geographical Introduction to History*, London, New York 1950]; ders./Albert Demangeon: *Le Rhin. Problèmes d'histoire et d'économie*, Paris 1935 [Dt. *Der Rhein und seine Geschichte*, Frankfurt am Main, New York 1995]. Vgl. Peter Burke: *Offene Geschichte. Die Schule der Annales*, Berlin 1991, S. 18-20; Ulrich Raulff: *Ein Historiker im 20. Jahrhundert. Marc Bloch*, Frankfurt am Main 1995, S. 160; Peter Schöttler: »The Rhine as an Object of Historical Controversy in the Inter-war Years. Towards a History of Frontier Mentalities«, in: *History Workshop Journal* 39 (1995), S. 1-21.

Ansatz des Begründers der *Géographie humaine*, Paul Vidal de la Blache (1845-1918), zurückgriffen.

Die Historiker der *Annales* legten ihren Überlegungen einen extrem weiten Begriff von Kommunikation zugrunde, in dem so unterschiedliche Praktiken wie Reisen, Siedeln oder Handeln zusammengefasst wurden. Dabei nahmen sie vor allem die Motivationen und die dazugehörigen Technologien in den Blick, um vermeintliche naturgeographische Hindernisse zu überwinden. So avancierte in den 20er und 30er Jahren insbesondere das Thema der ›Grenze‹ zu einem viel diskutierten Gegenstand der Geschichtswissenschaft. 1928 hatte sich Febvre bereits begriffsgeschichtlich mit der *frontière* auseinandergesetzt und sich entschieden gegen die Idee von *frontières naturelles* gewandt:

»Muß man noch länger darauf herumreiten, daß diese Fluß- oder Küstengrenzen nichts ›Natürliches‹ haben, oder allgemeiner, dass der Geograph mit der Vorstellung von natürlichen Grenzen nichts anfangen kann, daß es nichts von der Natur für den Menschen ›fertig Gegebenes‹ gibt, nichts was die Geographie der Politik aufgezwungen hätte?«¹⁷

Entsprechend schilderte Febvre in seinem Rhein-Buch den Fluss vor allem als Produkt von Menschen, die ihn als Handelsstraße genutzt und nicht als ›natürliche‹ Grenze begriffen hätten.

In anderen nationalen Historiographien kam es freilich zu deutlich differierenden Interpretationen geographischer Grenzen, und zwar nicht nur in der oben diskutierten deutschen »Grenzraumforschung«. In den USA beispielsweise führte die von dem Historiker Frederick Jackson Turner (1861-1932) auf der *World's Columbian Exposition* (1893) in Chicago erstmals präsentierte *Frontier*-These zu einer lange anhaltenden und kontrovers geführten Debatte.¹⁸ Turners Grenztheorem zufolge musste der amerikanische Nationalcharakter als Ausfluss eines Pioniergeistes begriffen werden, welcher sich an der in Schubbewegungen nach Westen vorrückenden Siedlungsgrenze und damit an der Schwelle von Zivilisation und Wildnis herausgebildet habe. Während die Debatte um die Frage kreiste, ob es sich

17 | Vgl. Lucien Febvre: »Frontière. Le mot et la notion«, in: *Revue de synthèse historique* 45 (1928) S. 31-44 [Dt. »Frontière – Wort und Bedeutung«, in: ders., *Das Gewissen des Historikers*, hg. von Ulrich Raulff, Frankfurt am Main 1990, S. 27-37, hier S. 34].

18 | Frederick Jackson Turner: *The Frontier in American History*, New York 1920. Zu den kulturellen Nachwirkungen der *Frontier*-These vgl. etwa Richard Slotkin: *Gunfighter Nation. The Myth of the Frontier in Twentieth-Century America*, New York 1992; Matthias Waechter: *Die Erfindung des amerikanischen Westens. Die Geschichte der Frontier-Debatte*, Freiburg im Breisgau 1996.

dabei nicht um einen klassischen Fall von Geodeterminismus handle, entwickelte sich die These selbst zu einem auch im 20. Jahrhundert politisch höchst einflussreichen US-amerikanischen Mythos.

Daneben lassen sich in drei Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft einzelne Forschungsfelder ausmachen, in denen das Verhältnis von Kommunikation und Raum *de facto*, wenngleich nicht immer *expressis verbis* thematisiert wurde:

1. *Stadtgeschichte*: Die Analyse räumlicher Vorstellungen und Strukturen ist seit jeher ein zentraler Bestandteil stadthistorischer Untersuchungen. Die theoriegeleitete Erforschung städtischen Lebens in urbanen Räumen resultierte vor allem aus der Nähe der Urbanisierungsgeschichte zu stadtgeographischen und -soziologischen Ansätzen. Strukturgeschichtliche Perspektiven mit Schwerpunkt auf demographischen Prozessen entwickelten sich in den 70er Jahren. Im Zentrum des Forschungsinteresses standen hierbei eher quantitative Fragen des Bevölkerungswachstums oder der Bevölkerungsverteilung im städtischen Raum. Kommunikative Muster lassen sich in unterschiedlichen Studien der historischen Stadtforschung zur Mobilität, Integration und Segregation, zum gesellschaftlichen Leben in Vereinen, zur Milieubildung oder zur Diffusion urbaner Lebensstile in das Umland auffinden, auch wenn dies nicht den Hauptgegenstand der jeweiligen Untersuchungen darstellte.¹⁹ Gleichwohl gab es eine wachsende Anzahl von wissenschaftlichen Projekten, die sich etwa mit der Frage beschäftigten, wie Zeitgenossen den rasanten Prozess der Verstädterung und Urbanisierung erlebten und kommunizierten. Ende der 80er Jahre konnte Jürgen Reulecke jedoch konstatieren, »daß sich die Diskussion über Methoden zur Analyse der Stadtwahrnehmung noch in den Anfängen befindet«. ²⁰

Explizitere Bezüge zu einer räumlich interessierten Kommunikations-

19 | Zu einem Überblick über die historiographische Entwicklung der Verstädterungs- und Urbanisierungsgeschichte vgl. Lutz Niethammer: »Stadtgeschichte in einer urbanisierten Gesellschaft«, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), *Sozialgeschichte in Deutschland*, Band 2: Handlungsräume des Menschen in der Geschichte, Göttingen 1986, S. 113-136; Horst Matzerath: »Stand und Leistung der modernen Stadtgeschichtsforschung«, in: Joachim Jens Hesse (Hg.), *Kommunalwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland*, Baden-Baden 1989, S. 23-50; Friedrich Lenger: »Urbanisierungs- und Stadtgeschichte. Geschichte der Stadt, Verstädterungsgeschichte oder Geschichte in der Stadt?«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 26 (1986), S. 429-479; ders.: »Neuzeitliche Stadt- und Urbanisierungsgeschichte als Sozialgeschichte«, in: ebd., 30 (1990), S. 376-422. Zu urbanen Räumen vgl. auch den Beitrag von *Habbo Knoch* in diesem Band.

20 | Vgl. Jürgen Reulecke: »Verstädterung und Urbanisierung als Elemente soziokommunikativer Auseinandersetzungen im 19. Jahrhundert«, in: Joachim Jens Hesse (Hg.), *Kommunalwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland*, Baden-Baden 1989, S. 51-67.

geschichte haben sich gleichsam *en passant* erst im letzten Jahrzehnt durch die Verbindung von Medien- und Stadtgeschichte ergeben. Die Fragestellungen reichen von der medialen Repräsentation des Urbanen, den Medienstandorten in ausgewählten Städten bis hin zu unterschiedlichen Wahrnehmungsformen der Stadt in und durch Medien. Thesen wie die, dass die Presse des späten 19. Jahrhunderts in der scheinbar ins Unermessliche wachsenden Großstadt eine Integrationsfunktion übernahm, ohne die eine zusammenhängende Wahrnehmung der Stadt gar nicht mehr möglich gewesen wäre, dokumentieren das gestiegene Interesse an den räumlichen Dimensionen der Kommunikationsgeschichte.²¹

2. *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*: Die Berücksichtigung räumlicher Unterschiede hatte bereits in der historischen Schule der Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts ihre Tradition; und auch nach 1945 blieben in der Wirtschaftsgeschichte geographische Theorien etwa der Standortwahl oder der räumlichen Verteilungsmuster von zentraler Bedeutung. Explizit regionale Analysen erfreuten sich seit den späten 60er Jahren einer zunehmenden Beliebtheit, als Wolfram Fischer, Knut Borchardt, Wolfgang Zorn und andere begannen, räumlich-territoriale Komponenten in die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu integrieren, um die »alte« Landesgeschichte zu einer »neuen Regionalhistorie« oder »regionalen Sozialgeschichte« umzubauen.²² Auch wenn sich einzelne Aspekte wie Handelsströme, inter- und intraregionale Mobilität oder die vermittelnde Funktion des Verkehrswezens in diesen Arbeiten mit kommunikativen Praktiken in Verbindung bringen lassen, kann doch von einem genuin kommunikationshistorischen Forschungsinteresse zu dieser Zeit nicht die Rede sein. Die Abkehr von makroökonomischen Untersuchungen und die Hinwendung zum Begriff der »Region« als einer räumlichen Kategorie setzte sich dann erst in den 80er Jahren endgültig durch und erwies sich etwa in der Historiographie zur Industrialisierung als forschungsproduktiv.²³

21 | Siehe hierzu das Themenheft »Stadt und Medien« der Informationen zur modernen Stadtgeschichte (2002), Heft 1, insbesondere die Beiträge von Clemens Zimmermann: »Zur Einleitung. Stadt, Medien und Lokalität«, in: ebd., S. 5-13, und Axel Schildt: »Stadt, Medien und Öffentlichkeit in Deutschland im 20. Jahrhundert. Ergebnisse der neueren Forschung«, in: ebd., S. 36-43; vgl. den Beitrag von Philipp Müller im vorliegenden Band.

22 | Wolfgang Zorn: »Territorium und Region in der Sozialgeschichte«, in: Schieder/Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland, S. 137-161. Zu einem Forschungsüberblick vgl. Hubert Kiesewetter: »Raum und Region«, in: Gerold Ambrosius/Dietmar Petzina/Werner Pumpe (Hg.), Moderne Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung für Historiker und Ökonomen, München 1996, S. 105-118.

23 | Sidney Pollard: *Peaceful Conquest. The Industrialization of Europe 1760-1970*, Oxford 1986; ders.: *Marginal Europe. The Contribution of the Marginal Lands Since the Middle Ages*, Oxford 1997; Rainer Schulze (Hg.): *Industrieregion im Um-*

Im Zuge dieser Entwicklung rezipierten in der Regionalforschung engagierte Wirtschaftshistoriker auch eines der einflussreichsten geographischen Konzepte, und zwar die Theorie der zentralen Orte von Walter Christaller (1893-1969).²⁴ Christallers ursprüngliches Anliegen war es, die Standorte von Städten und ihre Verteilungsmuster in einem Städtensystem zu erklären. Aus seinen Forschungen im süddeutschen Raum zog er die Schlussfolgerung, dass Städte als zentrale Orte mit einem spezifischen Dienstleistungsangebot auch Einfluss auf ihr Umland ausüben, der sich je nach ihren Angeboten als unterschiedlich groß erweisen kann. Der Transport von Waren und der Zugang zu Dienstleistungen wird in dieser Theorie zu räumlichen Verteilungsmustern in einer Hierarchie zentraler Orte verdichtet.²⁵ Christaller zufolge können durch verbesserte Verkehrsbedingungen die Austauschbeziehungen gesteigert und der Zugang zu einer umfassenderen Versorgung gewährleistet werden. Die gegenwärtige medienorientierte Stadtgeschichte knüpft an dieses Prinzip an, wenn sie etwa den Verlust städtischer Zentralitätsfunktionen im Medienzeitalter thematisiert.²⁶ In den generell eher quantitativ angelegten wirtschaftshistorischen Untersuchungen, die Austauschmuster der Versorgungszugänge, des Transports und der wirtschaftlichen Entfernungen des Konsums analysierten, wurde somit schon lange vor der Ausrufung des *spatial turn* mit geographischen Raumkategorien und -theorien gearbeitet.

3. *Technikgeschichte*: Ein kulturgeschichtlich orientierter Anstoß für eine Analyse von Raum und Kommunikation ging schließlich von Untersuchungen aus, die sich mit der zunehmenden Beschleunigung des Lebens seit dem 19. Jahrhundert befassen. Zeit und Raum als wesentliche Aspekte einer Kommunikationsgeschichte traten damit in den Vordergrund des Interesses. Besonders einflussreich und oft zitiert ist hierbei die Arbeit von Wolfgang Schivelbusch zur Geschichte der Eisenbahnreise.²⁷ Der Beitrag

bruch. Historische Voraussetzungen und Verlaufsmuster des regionalen Strukturwandels im europäischen Vergleich, Essen 1993; Hubert Kiesewetter: *Region und Industrie in Europa 1815-1995*, Stuttgart 2000.

24 | Walter Christaller: *Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen*, Jena 1933; ders.: »Wie ich zur Theorie der zentralen Orte gekommen bin«, in: *Geographische Zeitschrift* 56 (1968), S. 88-101.

25 | Vgl. H. Kiesewetter: *Region und Industrie*, S. 83f. Für ein Beispiel vgl. Klaus Greve: *Zentrale Orte im Herzogtum Schleswig 1860. Ein Beitrag zur Analyse der räumlichen Ordnung der Wirtschaft im Übergang von der Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft*, Neumünster 1987.

26 | Vgl. C. Zimmermann: *Zur Einleitung*, S. 9.

27 | Wolfgang Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1989.

solcher Studien zur Kommunikationsgeschichte basiert auf ihrer erfahrungshistorischen Perspektive: Die seit der Industrialisierung zur rasanten Geschwindigkeitssteigerung des Alltagslebens beitragenden technischen Erfindungen im Verkehrswesen oder in der Informationstechnologie ermöglichten es den historischen Akteuren, die räumlichen Bezüge ihrer Welt in neuartiger Weise zu erleben und in neue Orientierungsmuster umzustrukturieren. Praktiken wie Reisen, Transportieren oder Telegraphieren trugen so zu neuen Raumwahrnehmungen und Raumproduktionen bei. Ähnlich argumentierten im Übrigen technikhistorische Ansätze in den 90er Jahren: Durch die Erforschung der Energie- und Nahverkehrsströme einer Stadt wurden die urbanen Netzwerke der Stadtbewohner nachgezeichnet, auf die sich diese bei ihrer stadtinternen Kommunikation verlassen. So hat etwa Dieter Schott gezeigt, wie sich durch infrastrukturelle Vernetzung die Wahrnehmungen, Einstellungen und Verhaltensmuster im Stadtraum änderten und es so gleichsam zu einer »Produktion« der Stadt kam.²⁸

Die drei skizzierten Bereiche, in denen verschiedene Ansätze zu einer gemeinsamen Analyse von Raum und Kommunikation vorgelegt wurden, unterlagen gleichwohl gewissen Beschränkungen. In den *Annales* sowie in der wirtschaftsgeschichtlichen Regionalforschung wurde Kommunikation mit Austauschbeziehungen im weitesten Sinne gleichgesetzt, wodurch der Begriff für ein sehr breites Spektrum – von interpersonaler Kommunikation über Handeln und Reisen bis zum Siedeln – geöffnet wurde. Die fundamentalen Wandlungsprozesse von Kommunikation durch die Etablierung neuer Medien können damit indes kaum trennscharf analysiert werden. Zudem lassen sich die je spezifischen Raumaspekte, die eine Kommunikation unter Abwesenden bzw. unter Anwesenden kennzeichnen, so nicht adäquat untersuchen. Auf diese Weise gerät mithin ein zentraler Aspekt moderner Vergesellschaftung vollends aus dem Blick. Die späteren technik- und kulturhistorischen Untersuchungen zielten demgegenüber stärker auf eine moderne Wahrnehmungsgeschichte, die sich zwar für kommunikative Aspekte interessierte, diesen aber keinen Eigenwert beimaß.²⁹ Auch die Wahrnehmungsmodi des Räumlichen können jedoch ohne Rückbezug auf kommunikative Austauschprozesse kaum in ihrer sozialen und kulturellen Relevanz verstanden werden. Angesichts der bisherigen Forschungslage gilt es demnach, eine räumlich ausgerichtete Kommunikationsgeschichte zu konzipieren, welche die fundamentalen Transformatio-

28 | Vgl. Dieter Schott: Die Vernetzung der Stadt. Kommunale Energiepolitik, öffentlicher Nahverkehr und die »Produktion« der modernen Stadt. Darmstadt – Mannheim – Mainz 1880-1918, Darmstadt 1999.

29 | Dies lässt sich exemplarisch an einer neueren Überblicksdarstellung beobachten: Wolfgang Kaschuba: Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne, Frankfurt am Main 2004.

nen des Räumlichen und Kommunikativen in der modernen Mediengesellschaft zum Ausgangspunkt nimmt.

Aus diesem selbstverständlich keineswegs erschöpfenden Überblick über die Forschungsgeschichte lassen sich nunmehr zwei offene Fragenkomplexe erschließen. *Erstens*: Wie sind Raum und Kommunikation analytisch trennscharf und adäquat aufeinander zu beziehen und wie lässt sich zugleich ihr wechselseitiges Verhältnis sinnvoll beschreiben? Und *zweitens*: Wie gestaltete sich jeweils das moderne Zusammenspiel von technischen Innovationen, veränderten Wahrnehmungsmodi, neuartigen Handlungsmustern und gewandelten Denkschemata? Um eine innovative und zugleich adäquate Historisierung des Verhältnisses von Raum und Kommunikation zu ermöglichen, möchten wir im Folgenden den übergeordneten, akteurszentrierten Begriff der ›Verräumlichung‹ sowie eine heuristische Trias einführen.

Mit ›Verräumlichung‹ bezeichnen wir jenes Set kommunikativer Praktiken, mit dem Individuen Raumbezüge herstellen und sich entsprechend orientieren. Historische Akteure kommunizieren im und über Raum und verwenden dazu eine Vielzahl unterschiedlicher Strategien; gleichzeitig stellen sie durch ihre kommunikativen Praktiken neue räumliche Bezüge her oder entwerfen gänzlich neue Raummuster.³⁹ Dass sich dieser sowohl dynamische als auch prozessuale Begriff der ›Verräumlichung‹ zugleich auf eine notwendige historiographische Operation – die längst überfällige Verräumlichung des geschichtswissenschaftlichen Denkens – beziehen lässt, ist ein nicht intendierter, wenngleich willkommener Nebeneffekt.

Die zweite der hier vorgeschlagenen konzeptionellen Innovationen steht dazu nicht im Gegensatz, sondern hängt vielmehr eng mit dem Begriff der Verräumlichung zusammen. Die heuristische Trias umfasst drei unterschiedliche, einander ergänzende Perspektiven: ›Kommunikation von Raum‹, ›Kommunikation im Raum‹ und ›Raum durch Kommunikation‹. Während Raum selbst Gegenstand von kommunikativen Praktiken aller Art ist (*Kommunikation von Raum*, etwa im Medium der Karte), sind diese Kommunikationsakte wiederum stets räumlich verortet. Raum kontextualisiert aber nicht nur soziale Interaktionen und kommunikative Praktiken, sondern wirkt durch die räumliche Wahrnehmung der Akteure auf diese zurück (*Kommunikation im Raum*, etwa die notwendige Selbstverortung während eines Gesprächs am Mobiltelefon). Gleichzeitig wird Räumlichkeit im Verlauf jenes Prozesses erst kommunikativ produziert, individuell angeeignet, intersubjektiv abgeglichen und so immer wieder von neuem hergestellt (*Raum durch Kommunikation*, zum Beispiel die Entstehung des politischen Raumes der EU aus den Debatten um die Beitrittsesuche).

Verkürzt gesagt: Räume strukturieren Kommunikation, werden aber selbst erst kommunikativ geschaffen. Damit wenden wir uns explizit gegen

30 | Siehe hierzu insbesondere den Beitrag von Judith Miggelbrink.

eine ausschließlich diskurs- oder sozialkonstruktivistische (und damit nicht-materielle) Betrachtungsweise des Verhältnisses von Raum und Kommunikation, halten jedoch zugleich an solch bewährten ›kulturalistischen‹ Begriffen wie Zeichen, Text, Symbol und Repräsentation sowie deren wirklichkeitsgenerierenden Potentialen fest.

3. Die wechselseitige Durchdringung von Raum- und Kommunikationsstrukturen, 1840-1930

»Das Fahrrad, das Automobil, die elektrischen Bahnen hatten die Distanzen verkleinert und der Welt ein neues Raumgefühl gegeben«, stellte Stefan Zweig (1881-1942) für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg fest.³¹ Wie sich dieses neue Raumgefühl historisch herausbildete und unter welchen Bedingungen es zugleich als etwas fundamental Neues denkbar wurde, ist für die gegenwärtige Reflexion über Raumstrukturen und Raumkonzepte von unmittelbarer Relevanz. Ähnlich grundlegende Veränderungen der letzten Jahrzehnte, die als historische Prozesse mit dem Begriff der Virtualität beschrieben worden sind, können nur so angemessen beurteilt werden. Zudem wird man der weit verbreiteten Ansicht, die Moderne sei durch ein Ende der Distanz oder gar durch die »Vernichtung von Zeit und Raum« charakterisiert, skeptisch gegenüberstehen, was eine andere Perspektive auf ähnliche Behauptungen in der Gegenwart eröffnet.³² Das von Zweig ins Feld geführte »neue Raumgefühl« basierte eher auf einer »zeiträumlichen Verkürzung« und einer Produktion »neuer Räume«. Gerade durch die Möglichkeit beschleunigter Distanzüberwindung wurde der Räumlichkeit zusätzliche Bedeutung zugeschrieben.³³

Seit den 1840er Jahren setzte sich in West- und Zentraleuropa ein Prozess durch, der durch eine immer schneller werdende Konstituierung von neuen und eine simultane Auflösung und Transformation von alten Räumen charakterisiert war. Für die individuelle Lebenswelt kann die Verdichtung von Raum und Zeit als »Entbettung« (Anthony Giddens) beschrieben werden; soziale Beziehungen wurden zunehmend aus ihrem ursprünglichen örtlichen Kontext herausgelöst.³⁴ Der Einzelne kam häufiger mit Anderen in Kontakt, die nicht der gleichen Umgebung entstammten; zugleich wurde

31 | Stefan Zweig: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt am Main 1992, S. 226f.

32 | W. Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise, S. 16; Götz Großklaus: Medien-Zeit, Medien-Raum. Zum Wandel der raumzeitlichen Wahrnehmung in der Moderne, Frankfurt am Main 1997, S. 7.

33 | R. Koselleck: Raum und Geschichte, S. 95.

34 | Vgl. Anthony Giddens: The Consequences of Modernity, Cambridge 1990, S. 17-29.

jeder verstärkt von Prozessen abhängig, die in einiger Entfernung von der eigenen Lebenswelt ausgelöst worden waren.³⁵ Doch damit war der räumliche Bezug keineswegs obsolet. In Versuchen der ›Rückbettung‹ erhielten Praktiken der Verräumlichung eine ganz alltägliche Relevanz: Im Zeitalter der beschleunigten Raumüberwindung musste über Raum kommuniziert werden, gerade weil dieser Bezug alles andere als selbstverständlich geworden war.

Dieser fundamentale Wandel kristallisierte sich erst allmählich heraus: Bereits in einer Vorphase, die mit der flächendeckenden Einführung der Eisenbahn Mitte der 1840er Jahre einsetzte, wirkten neue Transport- und Kommunikationstechniken zusammen und schufen den Rahmen für einen umfassenden gesellschaftlichen Transformationsprozess. Während der ›langen Jahrhundertwende‹ intensivierten und dynamisierten sich die Veränderungsbewegungen zusätzlich. Im nachfolgenden Überblick über die Zeitspanne zwischen 1880 und 1930 wird dreierlei in den Blick genommen: *Erstens* kann die Durchsetzung einer Vielzahl neuer Technologien analysiert werden, die eine beschleunigte und verbesserte Überwindung von Distanzen erlaubten. *Zweitens* löste der Gebrauch dieser Technologien, zunächst vor allem in den west- und zentraleuropäischen Ländern, einen tief greifenden Wandel der Wahrnehmungsmodi und alltäglichen Praktiken aus.³⁶ *Drittens* wurde ›Raum‹, genauso wie ›Kommunikation‹, in dieser Phase zu einer Leitmetapher jener Sozial- und Kulturwissenschaften, die darum bemüht waren, den vielschichtigen Wandel theoretisch und begrifflich zu fassen.³⁷

35 | Zu den vielfältigen Auswirkungen auf interpersonale Beziehungen vgl. Moritz Föllmer: »Einleitung. Interpersonale Kommunikation und Moderne in Deutschland«, in: ders. (Hg.), Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert, Stuttgart 2004, S. 9-44.

36 | Dass Raumtechniken (vor allem die Eisenbahn), ihre Aneignungsformen sowie modernes Raumenten schon früh auch in nichteuropäische Kontexte übertragen wurden, wobei die damit ermöglichte Herrschaft über Raum eine herausragende Rolle spielte, lässt sich insbesondere an Kolonialismus und Imperialismus studieren. Vgl. dazu den Beitrag von *Alexander Honold* in diesem Band.

37 | Da der Wandel von Raumstrukturen und Kommunikationsverhältnissen bereits in der zeitgenössischen Auseinandersetzung thematisiert wurde, ist es gerechtfertigt, ihn als Teil der »massenmedialen Sattelzeit« zu beschreiben, die für die Phase zwischen 1880 und 1960 ausgemacht wurde. Mit dieser Periodisierung ist auf Transformationen im Verhältnis von Medien und Kommunikation hingewiesen worden. Analog zum hier interessierenden Veränderungsprozess wurden dabei technische Innovationen, ihre sozialen Aneignungsformen und kulturellen Wahrnehmungsmodi sowie die mediale Selbstthematisierung des Wandels analysiert. Die auf vergleichbare Weise modernisierten Raumstrukturen müssen daher als Teil dieser

3.1 Eisenbahn und Telegraph: Der Beginn moderner Raum- und Kommunikationsstrukturen, 1840-1880

Als Heinrich Heine (1797-1856) im Mai 1843 dem deutschen Publikum seine Beobachtungen über die Einweihung der ersten französischen Eisenbahnlinien von Paris nach Orléans und Rouen präsentierte, verband er auf charakteristische Weise die Themen Raum und Kommunikation. Zunächst wies er auf das Kommunikationsereignis hin:

»Die Eröffnung der beiden neuen Eisenbahnlinien [...] verursacht [...] eine Erschütterung, die jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem socialen Isolirschemel steht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in diesem Augenblick gleichsam eine Kette, wo einer dem andern den elektrischen Schlag mittheilt.«³⁸

Wie bereits die Metapher der Elektrizität verdeutlicht, richtete sich Heines Interesse besonders auf die alltäglichen Wirkungen technologischer Neuerungen. An der grundsätzlichen Bedeutung der von ihm als »providenzielles Ereigniß« bezeichneten Eisenbahn ließ er nicht den geringsten Zweifel. Für die Wahrnehmungs- und Vorstellungswelt der Zeitgenossen prophezeite er einen entsprechend fundamentalen Wandel; überkommene Begriffe von Raum und Zeit würden nachhaltig erschüttert werden: »Durch die Eisenbahnen wird der Raum getödtet«, stellte Heine lakonisch fest, »und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig.«³⁹

Dass Heine damit einen für die moderne Wahrnehmungsgeschichte zentralen Text lieferte, ist oft behauptet worden.⁴⁰ Auf die Einführung der Eisenbahn reagierten die Pariser mit Verwunderung, Befürchtungen und Hoffnungen – und sie beherrschte deshalb viele ihrer Gespräche. Zugleich konstatierte der deutsche Schriftsteller, dass Europa nun unweigerlich zusammenrücke und Distanzen keine Hindernisse mehr seien. *Prima facie* lieferte Heine damit die Stichwörter für jene heutigen Theoretiker, die durch die verbesserten Techniken der Raumüberwindung ein Verschwin-

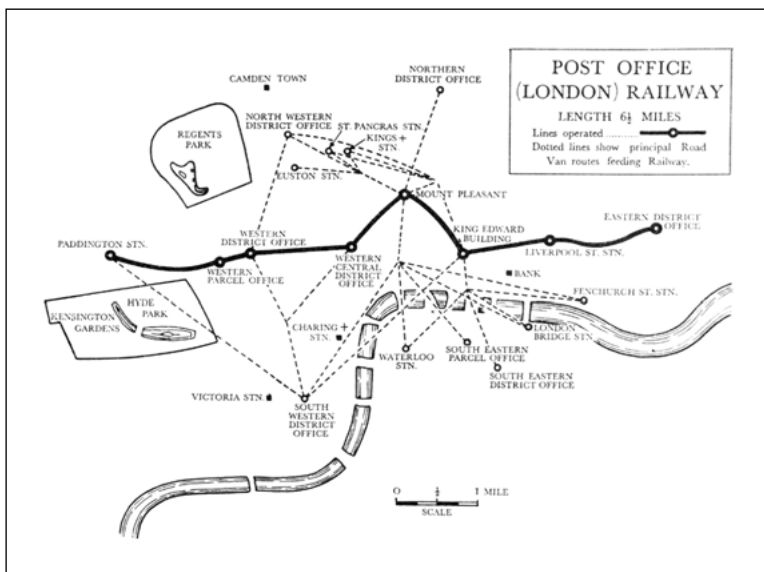
Sattelzeit in der modernen Kommunikationsgeschichte begriffen werden. Vgl. dazu Habbo Knoch/Daniel Morat: »Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960. Zur historischen Kommunikologie der massenmedialen Sattelzeit«, in: dies. (Hg.), *Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960*, München 2003, S. 9-33.

38 | Vgl. Heinrich Heine: »Lutezia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben«, in: Manfred Windfuhr (Hg.), Heinrich Heine. Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke, Band 14.1: Lutezia II, Hamburg 1990, S. 57.

39 | Siehe ebd., S. 58.

40 | Vgl. W. Schivelbusch: *Eisenbahnreise*, S. 38-40; G. Großklauss: *Medienzeit, Medien-Raum*, S. 77-81; W. Kaschuba: *Überwindung der Distanz*, S. 90.

Abbildung 1: Streckenführung der 1927 in London eröffneten unterirdischen »Post Office Railway«



Quelle: Martin J. Daunt: Royal Mail. The Post Office Since 1840, London 1985, S. 141.

den des Raumes herannahen sehen.⁴¹ Gleichwohl können Heines Anmerkungen auch als Hinweis auf das zentrale Phänomen gelesen werden, dem dieses Buch gewidmet ist. Der vordergründig verschwindende Raum kehrte in der kommunikativen Praktik wieder. Weil Europäer räumliche Distanzen nun schneller und komfortabler überwinden konnten, nahmen Raum und Räumlichkeit in ihrem Alltag an Bedeutung zu. Wie Heine mochten auch andere Pariser davon träumen, weit entfernte Orte zu erreichen:

»Was wird das erst geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutschland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden sein werden! Mir ist, als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Tür brandet die Nordsee.«⁴²

Heine hatte sofort erkannt, dass die Einführung der Eisenbahn ein neues Zeitalter einläutete. Mit dieser Transportinnovation kündigten sich tief grei-

41 | Das Schlagwort vom Tod des Raumes ist keine Erfindung Heines, sondern zeitgenössisch etablierter Sprachgebrauch. Für weitere Beispiele vgl. ebd., S. 91.

42 | Vgl. H. Heine, Lutezia, S. 58.

fende gesellschaftliche Veränderungen an, die wiederum erhebliche politische, wirtschaftliche und soziale Konsequenzen nach sich zogen. Politische Folgewirkungen der Eisenbahn (und des noch zu diskutierenden Telegrafen) waren bereits in den 1860er Jahren zu erkennen: Auch mittels dieser Technik konsolidierten sich in West- und Zentraleuropa Nationalstaaten mit festen Außengrenzen, sich schrittweise vereinheitlichender politischer und wirtschaftlicher Ordnung, einer sich harmonisierenden Nationalkultur sowie einer zunehmend konfrontativen Selbstwahrnehmung als Nation. Es etablierte sich eine gesellschaftliche Ordnung nach territorialem Prinzip, das bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein wirksam blieb.⁴³ Gleichzeitig entwickelte die Bahn ein erhebliches wirtschaftliches Potential und kurbelte in vielen europäischen Staaten die Industrialisierung an, vornehmlich im Bereich der Schwerindustrie. Der bald zu verzeichnende Eisenbahnboom war untrennbar mit einer Hausse an der Börse verbunden, was wiederum einen erheblichen Anreiz schuf, das bestehende Kommunikationsnetz – in Form des Telegraphennetzes – auszuweiten und zu verbessern. Darüber hinaus war die Innovation der Eisenbahn von Beginn an durch kulturelle Debatten über ihre weit reichende Bedeutung im Alltag geprägt. Schließlich verursachte sie grundlegende Umstrukturierungen im Wahrnehmungshaushalt der Zeitgenossen. Nicht zuletzt deshalb erlangte die Bahn schnell Symbolcharakter: Sie verkörperte die aufkommende Moderne als solche; alle späteren Innovationen standen »im Windschatten dieses ersten Schocks«.⁴⁴

Das Schockierende der Eisenbahn beruhte – neben dem offenkundigen Spektakel aus Rauch und Lärm – vor allem auf der Schnelligkeit, mit der sie räumliche Distanzen zu überwinden erlaubte. Auf diesem Gebiet war es zwar bereits vorher zu wichtigen technologischen Fortschritten gekommen, doch näherte man sich hier bald einem Limit: Mit dem Ausbau des Straßensystems seit dem 18. Jahrhundert hatte die Post- und Transportlogistik erheblich verbessert werden können. Als im Jahre 1821 die Schnellpost eingeführt wurde, war gleichwohl die natürliche Grenze der Transportgeschwindigkeit erreicht. Jede weitere Beschleunigung musste sich auf maschinelle Kraft gründen. Dies ermöglichte dann die Eisenbahn, zunächst nur im Güter-, ab den 1830er und 1840er Jahren auch im Personenverkehr. Auf eine oft vage Weise begann sich nun allmählich die Auffassung durchzusetzen, dass modern zu sein hieß, räumliche Distanzen möglichst schnell überwinden zu können.

Doch die Neuartigkeit der Eisenbahn als Verkehrsmittel lag noch in einem weiteren, wenngleich weniger offensichtlichen Aspekt: in ihrer raum-

43 | Zu entsprechenden Überlegungen zur »Territoriality« vgl. Charles S. Maier: »Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era«, in: *American Historical Review* 105 (2000), S. 807-831.

44 | Vgl. W. Schivelbusch, *Eisenbahnreise*, S. 50.

produzierenden Qualität. Wie Wolfgang Schivelbusch prominent gezeigt hat, wurden so vollständig neue Räume erfunden, welche sich die Zeitgenossen erst mühselig anzueignen lernen mussten. Das Eisenbahnabteil – ob in seiner luxuriösen Ausführung der ersten oder in der viel beengteren und nur spärlich ausgestatteten Variante der dritten Klasse – bildete ein Novum. Die Dramatik einer solchen sozialen Raumerfahrung sollte nicht unterschätzt werden: Auf engstem Raum trafen hier Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammen, konnten einander nicht ausweichen, da zunächst keine Verbindung zwischen den einzelnen Waggons bestand, und waren den Blicken, Gesprächen und der Nähe der Mitreisenden zumindest bis zum nächsten Halt ausgeliefert. Wann und wie konnte ein Gespräch begonnen werden? Welche Themen waren erlaubt? Welchen Abstand galt es einzuhalten? Wohin durfte gesehen werden und wohin nicht? Das Verhalten, das in solchen Räumen möglich, ja geboten erschien, bedurfte der Klärung. Über Raum musste kommuniziert werden; Kommunikation im Raum galt es zu regeln.⁴⁵

Abbildung 2: »Blick in die neuen Schlafwagen der ›Mitropa‹ mit Fuld-Richtruf-Anlage«, 1932



Quelle: Fuld-Konzern-Nachrichten 5 (1932), S. 1204.

Auch der Bahnhof stellte, wie die ersten Fabriken, eine neuartige Raumform dar.⁴⁶ Er bildete das städtische Schaufenster zur Welt, was bereits

45 | Ebd., S. 67-84.

46 | Vgl. Alexa Geisthövel/Habbo Knoch (Hg.): Orte der Moderne. Erfahrungs-

seine Architektur reflektierte. Der Bahnhof verkörperte jedoch zugleich einen ganz eigenen Raum der Transitorität, in dem eigentümliche Abschieds- und Ankunftsrituale, Erlebnisse des Schauens und Staunens oder das besondere Konsumverhalten beim Zwischenstopp – vor der Einführung des Speisewagens hielten dort die Züge noch zum Mittagstisch – möglich wurden.⁴⁷

Heines Prognose, dass mit der neuen Transporttechnik der Raum getötet würde, erwies sich also bereits in dieser Hinsicht als nicht zutreffend. Zudem überwand man mit der Bahn nicht nur schneller räumliche Distanzen, sondern man nahm Raum auch anders und neu wahr: Die Passagiere schwebten im Abteil gleichsam durch die Landschaft, was mit früheren Transporttechniken, insbesondere mit der holprigen Schnellkutsche, nicht möglich gewesen war. Über diese vorbeigleitende Landschaft erlaubte die Aussicht aus dem Zugfenster zudem einen neuartigen Panoramablick, der das Nahe verschwimmen ließ, alles Ferne aber besonders akzentuierte.⁴⁸

Darüber hinaus hatte die raumproduzierende Qualität der Eisenbahn noch einen weiteren Aspekt: Um den Raum auf neue und beschleunigte Weise durchqueren zu können, musste man viel über ihn wissen.⁴⁹ Seine Vermessung und Umgestaltung machte Raum auf neue Weise sichtbar und denkbar, wie sich etwa am Beispiel des schwierigen Eisenbahnbaus in den Alpen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zeigte. In gewisser Hinsicht wurde Raum hier überhaupt erst als Gegenstand planerischer Überlegungen und entsprechender Expertenkommunikation geschaffen. Raumordnung und Raumplanung, wie sie im 20. Jahrhundert entwickelt wurden, haben ihren Ursprung in der zunehmenden Mobilität bzw. dem Wunsch danach.⁵⁰ Zugleich kehrte sich damit das Verhältnis um: Planerische

welten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main, New York 2005, hier S. 10; Mihaly Kubinszky: *Bahnhöfe Europas. Ihre Geschichte, Kunst und Technik*, Stuttgart 1969.

47 | Indem sie die Veränderungen an Kurorten durch die Eisenbahn erörtert, weist *Alexa Geisthövel* in ihrem Beitrag auf einen weiteren Aspekt der raumproduzierenden Kraft dieses Verkehrsmittels hin.

48 | Vgl. W. Schivelbusch, *Eisenbahnreise*, S. 57-62; Klaus-Jürgen Bremm: »Von der Chaussee zur Schiene. Militär und Eisenbahnen in Preußen, Frankreich und der Habsburgermonarchie bis 1848/50«, in: *Militär-geschichtliche Zeitschrift* 63 (2004), S. 1-52; Günter Dinshel: *Die Semmeringerbahn. Der Bau der ersten Hochgebirgsbahn der Welt*, Wien, München 2003.

49 | Zu einem weiteren Beispiel der gesteigerten Bedeutung von Raumkenntnissen beim Bau des ersten transatlantischen Telegraphenkabels vgl. den Beitrag von *Christian Holtorf*.

50 | Vgl. dazu allgemein Dirk van Laak: »Infra-Strukturgeschichte«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 367-393.

Kommunikation schuf Räume neu, Räume entstanden in der Kommunikation.

Überdies lässt sich an der Bahngeschichte aufzeigen, in welcher enger Beziehung die Entwicklung und Durchsetzung neuer Transport- und Kommunikationstechnologien bereits in dieser frühen Phase standen. Als exemplarisch hierfür kann der elektrische Telegraph gelten, wobei sich ab der Jahrhundertmitte ein enges Wechselverhältnis zur Eisenbahn ausprägte.⁵¹ Zwar hatte man bereits seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mit optischen Telegraphennetzen experimentiert; doch erst die Eisenbahn lieferte einen der wesentlichen Anstöße zu deren Elektrifizierung, weil sie für ihre Logistik solcher Kommunikationsmittel bedurfte. 1844 wurde die erste elektrische Leitung zwischen Washington und Baltimore eingerichtet, vier Jahre später eine solche zwischen Berlin und Köln. Die Folgen sind leicht einsehbar: Europa entwickelte sich zu einem engen Nachrichtenraum, in dem sich die Übertragungszeit einer Information zusehends als zweitrangig erwies. Derartige parallele Umwälzungen von Transport- und Kommunikationstechnologien waren durchaus charakteristisch. Schon für diese Phase im frühen 19. Jahrhundert lässt sich feststellen, dass sich die Transportgeschwindigkeit von Menschen und Waren parallel zum medialen Tempo von Nachrichten und Kommunikation erhöhte.⁵²

Eine letzte Gemeinsamkeit des Wandels von Transport- und Kommunikationstechnologien im 19. Jahrhundert lag in ihrer beachtlichen Symbolkraft. Eisenbahn und Telegraph wurden schnell zu Versinnbildlichungen der modernen Gesellschaftsordnung. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 notierte beispielsweise der Berliner Literaturhistoriker Hermann Grimm (1828-1901):

»Telegraph und Eisenbahn sind Organe der menschlichen Existenz geworden, ohne die wir uns gar nicht mehr denken können, mit denen wir operieren wie mit den eigenen Gliedmaßen. Und all dies doch nur der Anfang. Dahin kommen muß es daß alle Menschen gleichsam ein einziges Hirn haben, das im Moment denselben Gedanken aufnimmt. Man sieht kein Ende dieser Entwicklung.«⁵³

Moderne Technologien schufen zugleich die Modi ihrer eigenen Erfahrbarkeit. In dieser Hinsicht waren sie selbstreflexive Formen und generierten

51 | Patrice Flichy: *Dynamics of Modern Communication. The Shaping and Impact of New Communication Technologies*, London, Thousand Oaks, New Delhi 1995, S. 41f.; vgl. auch die Beiträge in Hans Jürgen Teuteberg/Cornelius Neusch (Hg.): *Vom Flügeltelegraphen zum Internet. Geschichte der modernen Telekommunikation*, Stuttgart 1998.

52 | W. Kaschuba, *Überwindung der Distanz*, S. 78.

53 | Siehe den Eintrag Grimms vom 30.7.1870, Tagebuch, Nachlass Grimm, Hessisches Staatsarchiv Marburg, Bestandsnr. 340, P 27, Bl. 125.

quasi automatisch einen symbolischen Mehrwert, der die Selbstverständigungsdebatten moderner Gesellschaften entscheidend prägte. Was die Moderne (und später die Postmoderne) auszumachen schien, ergab sich vor allem aus den Umwälzungsprozessen von Raum- und Kommunikationsverhältnissen. Auf eine zunächst oft noch vage Weise setzte sich allmählich die Auffassung durch, dass Modernität vor allem bedeutete, sich beschleunigt im Raum zu bewegen und zugleich beständig kommunikativ zu sein.

3.2 Auto und Telefon: Dynamisierung und Individualisierung moderner Raum- und Kommunikationsstrukturen, 1880-1930

Als in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts ein neues Verkehrsmittel die europäischen Städte eroberte, konnte es an bereits bestehenden Raumtechnologien gemessen werden: Nicht nur dem äußeren Anschein nach, sondern auch sprachlich (»pferdeloser Wagen«, »Pferdestärke«) erinnerte das Automobil zunächst noch an die Kutsche.⁵⁴ Ebenso wichtig war jedoch die Gegenüberstellung von Auto und Eisenbahn. Die Neuentwicklung versprach eine attraktive Kombination aus dem herrschaftlichen und damit sozial exklusiven Charakter der Kutsche und der verlockenden Schnelligkeit der demokratischeren Eisenbahn. Auf welche Ablehnung die Eisenbahn aufgrund ihres sozial egalisierenden Wesens gerade in bürgerlichen und adeligen Kreisen gestoßen war, wurde mit der Einführung des Autos erneut deutlich. 1902 beschrieb etwa der Schriftsteller und bekennende Automobilenthusiast Otto Julius Bierbaum (1865-1910), warum die Eisenbahn der »Kunst des Reisens« ein Ende gemacht habe:

»Das Eisenbahnbillet wurde nicht nur mit Geld, sondern auch mit der Aufgabe des Selbstbestimmungsrechtes für eine gewisse Zeit bezahlt. Wer sich in ein Eisenbahncoupé begibt, begibt [sic!] sich auf eine Weile seiner Freiheit. Jede Fahrt auf der Eisenbahn ist ein Gefangenentransport [...]; da das Einzellensystem zu kostspielig ist,

54 | Nicht zufällig erinnert dies an Friedrich A. Kittlers These medialer Schichtungen, derzufolge neue Medien zunächst Stilelemente und semantische Logiken von bereits etablierten übernehmen, bevor sie eigene herausbilden (Aufschreibesysteme 1800-1900. München 1985, 3. Aufl. 1995, *passim*); vgl. auch B. Weisbrod, Medien als symbolische Form, S. 274. Zur Geschichte des Autos vgl. Barbara Haubner: Nervenkitzel und Fahrvergnügen. Automobilismus in Deutschland 1886-1914, Göttingen 1998; Kurt Möser: Geschichte des Autos, Frankfurt am Main 2002; Christoph Maria Merki: Der holprige Siegeszug des Automobils 1895-1930. Zur Motorisierung des Straßenverkehrs in Frankreich, Deutschland und der Schweiz, Wien, Köln, Weimar 2002. Zu einem Überblick über die ältere Literatur vgl. Barbara Schmucki: »Automobilisierung. Neuere Forschungen zur Motorisierung«, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 582-597.

werden die Gefangenen, wenn sie nicht sehr reich sind und sich eine Privatzelle leisten können, in mehr oder minder großen Mengen zusammen transportiert [...].«⁵⁵

Räumliche Entfernungen sollten überwunden werden, gesellschaftliche Distanzen jedoch nicht.⁵⁶ Das Auto machte es möglich, die traditionelle soziale Abgrenzungsfunktion von Transport und Geschwindigkeit wieder in ihr Recht zu setzen; gleichzeitig wurde das »sanfte und leichte Dahinschweben im Motorwagen« im Vergleich zu anderen Transportmitteln als körperlich angenehm und den Organismus anregend beschrieben. »Infolge der wohltuenden Wirkung auf die Nerven finden wir gerade unter den Gehirnarbeitern enthusiastische Anhänger des Motorwagens«, stellte Meyers *Konversations-Lexikon* 1909 fest.⁵⁷ Die Individualisierung, mit der das Auto dem Einzelnen die Kontrolle über Raum (und Zeit) versprach, hatte sich freilich schon seit den 1870er Jahren angekündigt, als das Fahrrad, genauer: das Niederrad, seinen Siegeszug antrat. Diese neue Fortbewegungstechnik ermöglichte zwar ebenfalls individuelle Mobilität, sie blieb aber an die eigene Muskelkraft gebunden, weshalb sie von vornherein als Objekt des Luxuskonsums ausgeschlossen war.⁵⁸

Nachdem Gottlieb Daimler auf der vierten Pariser Weltausstellung (1889) seine Autokonstruktion präsentiert und eine erste Käuferschicht in der französischen Elite erschlossen hatte, verbreitete sich in Europa allmählich ein Kaufinteresse an Autos. Entsprechend der sozialen Herkunft der Konsumenten spielten Nutzenerwägungen (etwa im Hinblick auf Transportmöglichkeiten) zunächst eine sekundäre Rolle; im Vordergrund standen vielmehr das Fahrvergnügen und insbesondere das Erlebnis bisher nicht erfahrbarer Geschwindigkeiten. So wurde das Autofahren in den ersten Jahrzehnten vor allem durch von Enthusiasten organisierte Wettfahrten popularisiert. Stellte das erste dieser Rennen – 1895 zwischen Paris und Rouen ausgetragen und vom Pariser *Le Petit Journal* veranstaltet – noch einen reinen Zuverlässigkeitstest dar, begann wenig später die Jagd nach der

55 | Otto Julius Bierbaum: Die Yankeedoodle-Fahrt und andere Reise Geschichten. Neue Beiträge zur Kunst des Reisens, München 1910, S. 468. Bierbaum veröffentlichte ebenfalls einen der ersten nach romantischem Vorbild geschriebenen Autoreiseberichte (Eine empfindsame Reise im Automobil von Berlin nach Sorrent und zurück an den Rhein in Briefen an Freunde geschildert, Berlin 1903).

56 | Zum Klassencharakter der Frühgeschichte des Autos vgl. Sean O’Connell: The Car in British Society. Class, Gender, and Motoring 1896-1939, Manchester, New York 1998, S. 11-42.

57 | Motorwagen, in: Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl., Leipzig, Wien 1909, S. 187-195, hier S. 193.

58 | Zur Frühgeschichte des Fahrrads in Großbritannien vgl. Roger Lloyd Jones/Michael J. Lewis: Raleigh and the British Bicycle Industry. An Economic and Business History, 1870-1960, Aldershot 2000.

Höchstgeschwindigkeit. Erst in dieser Phase wurde das Wort »Rekord« in der deutschen Sprache etabliert. 1898 hatte der Sieger des ersten deutschen Autorennens die Distanz von Berlin nach Potsdam gerade einmal mit 25 km/h zurückgelegt. Schon 1911 schaffte der »Blitzen-Benz« auf einer Versuchsstrecke 227,5 km/h, und 1935 wurden bereits 484,6 km/h erreicht.⁵⁹ Das Automobil war somit Teil einer »kinetischen Revolution« geworden.⁶⁰

In den folgenden Jahrzehnten schuf auch das Autodesign einen neuen Raum: das Innere des Autos, das ganz im Gegensatz zur Betonung der Beschleunigung zunehmend für Behaglichkeit und Sicherheit stand.⁶¹ Das Auto wurde zum »Sofa als Rakete«, wie es der Autodesigner Otl Aicher bezeichnete.⁶² Als solches erst ermöglichte es die außergewöhnliche Mischung aus bemächtigender Geschwindigkeit und beruhigender Kontrollierbarkeit, mit der sich der Autofahrer seiner Umwelt gegenüber wahrnahm. Wie gerade die Geschichte des Sportwagens zeigt, erschien im Auto – auf eine beherrschbare Weise – Beschleunigung in Reinform erlebbar, was für den vereinzelt Fahrer in seiner Sicherheitszelle eine gänzlich neue Erfahrung mit sich brachte und eine neue Unterhaltungsdimension erschloss.⁶³

Nicht zuletzt der in seiner Frühgeschichte elitäre Charakter des Automobils verschärfte die Verkehrskonflikte, die mit diesem raumgreifenden Fortbewegungsmittel ohnehin vorprogrammiert waren. Weil sich das Auto, anders als die Eisenbahn, nicht an vorgefertigte Trassen halten musste, drang es zunehmend in den Alltag aller Verkehrsteilnehmer ein. Gerade auf dem Lande verursachte es in den ersten Jahren vielfältige Auseinandersetzungen zwischen traditionellen Fortbewegungsformen und der als rücksichtslos erscheinenden technischen Neuerung: Steine wurden auf die vorbeirasenden Autos geworfen, Glasscherben ausgelegt oder gar Drahtseile gespannt.⁶⁴ Erst allmählich ließen diese Konflikte nach, besonders nachdem die Motorisierung in Form der öffentlichen Verkehrsmittel, des Nutzverkehrs oder des Motorrads auch der ländlichen Bevölkerung und den Unterschichten Vorteile brachte. Dies bedeutete jedoch, dass alle ihre Alltags-

59 | Peter Borscheid: *Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung*, Frankfurt am Main, New York 2004, S. 193-214.

60 | Vgl. Wolfgang Ruppert: »Das Auto. Herrschaft über Raum und Zeit«, in: ders. (Hg.), *Fahrrad, Auto, Fernseher. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge*, Frankfurt am Main 1993, S. 119-161, hier S. 143.

61 | Zum Autodesign vgl. David Gartman: *Auto Opium. A Social History of American Automobile Design*, London, New York 1994.

62 | Vgl. Alexa Geisthövel: »Das Auto«, in: Geisthövel/Knoch (Hg.), *Orte der Moderne*, S. 37-45.

63 | Vgl. dazu auch Ulf Poschardt: *Über Sportwagen*, Berlin 2002.

64 | Vgl. Uwe Fraunholz: *Motorphobia. Anti-automobiler Protest in Kaiserreich und Weimarer Republik*, Göttingen 2002.

routinen auf das Auto einstellen mussten. Schon 1906 hatte es in der *Allgemeinen Automobil-Zeitung* geheißen:

»Es muß in die Gewohnheiten der gesamten Bevölkerung übergehen, da, wo Gehwege vorhanden sind, den Fahrdamm so wenig als möglich zu betreten, beim Betreten des Fahrdamms sich umzusehen, rechts zu gehen und rechts zu fahren; auch wenn die ganze Straße frei ist, auf der Straße nicht herumzustehen [...]. Eine gewisse Verkehrsschulung der Bevölkerung ist ein dringendes Bedürfnis.«⁶⁵

Aber nicht nur die Individuen hatten ihre Bewegungen im Raum dem Automobil anzupassen, sondern auch der Raum selbst musste auf ganz neue Weise erschlossen und umgestaltet werden. Der französische Architekt und Städtebauer Le Corbusier (1887-1965) erkannte das Problem früh, als er Ende der 20er Jahre konstatierte: »Alles dreht sich um den Verkehr: das Rinnsal der Pferdefuhrwerke ist zu einem Amazonas der Autos angeschwollen. Also: Ausdehnung, Breite; und Einteilung: für den Fußgänger, für das Auto.«⁶⁶ Nachdem in Deutschland zwischen 1923 und 1932 die Zahl der Automobile von knapp 100.000 auf fast eine halbe Million gestiegen und das Auto damit von einem Objekt für Enthusiasten zu einem Konsumartikel geworden war, begann es seine gesellschaftstransformierende Wirkung zu entfalten. Das Auto bedeutete Verkehr, der gelenkt und kanalisiert werden musste. Netzwerke aus Straßen unterschiedlicher Dichte und Ausbreitung entstanden in Europa, nachdem 1924 die erste *Autostrada* zwischen Mailand und den oberitalienischen Seen eröffnet worden war. In Deutschland errichtete man in den 20er Jahren die ersten Tankstellen, Parkhäuser und Verkehrsampeln. Entsprechende Pläne existierten zwar seit 1926, aber erst nach 1933 wurde – als Teil der nationalsozialistischen Beschäftigungspolitik – ein 3.500 Kilometer umfassendes Autobahnnetz realisiert.⁶⁷ All diese Entwicklungen waren in den USA schon vorweggenommen worden.⁶⁸ Mit diesen Veränderungen war zugleich eine umfassende

65 | Siehe Allgemeine Automobil-Zeitung 5 (1906), S. 74, zit. n. Wolfgang Sachs: Die Liebe zum Automobil. Ein Rückblick in die Geschichte unserer Wünsche, Reinbek 1984, S. 44f.

66 | Vgl. Le Corbusier: »Der Plan voisin von Paris. Kann Buenos Aires zu einer der musterhaftesten Städte der Welt werden?«, in: ders., 1929. Feststellungen zu Architektur und Städtebau, Berlin, Frankfurt am Main, Wien 1964, S. 159-198, hier S. 184.

67 | Zur Geschichte der Autobahn vgl. das Themenheft »Netzwerk Autobahn« von WerkstattGeschichte 21 (1998) sowie Thomas Zeller: »Landschaften des Wandels. Autobahnen im Nationalsozialismus und Hochgeschwindigkeitsstrecken für die Bahn in der Bundesrepublik«, in: Technikgeschichte 64 (1997), S. 323-340.

68 | Zur Entwicklung in den USA vgl. Joseph Interrante: »The Road to Autopia. The Automobile and the Spatial Transformation of American Culture«, in: David L.

gesellschaftliche Mobilisierung verbunden: Ein planerischer Blick richtete sich auf den Raum und schuf ihn damit in einer modernisierten Form neu.

Als Transporttechnologie erlangte das Automobil nicht die politische Bedeutung der Eisenbahn, sieht man von der beschäftigungspolitischen und propagandistischen Relevanz des NS-Straßenbaus ab. Allerdings ergaben sich erhebliche Auswirkungen auf das Wirtschaftssystem. Vor allem in den USA wurde die Autoindustrie mit der einsetzenden Massenmotorisierung in den 20er Jahren zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor. Wenngleich weniger ausgeprägt und noch stark auf Luxuskonsum ausgerichtet, entstand auch in Europa eine vergleichbare Dynamik. Dies lässt sich nicht zuletzt an der schon in dieser Phase manifesten Symbolkraft des Autos für nationale Volkswirtschaften ablesen: Bereits in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts wurde beispielsweise in Deutschland die Vorstellung zum Ausdruck gebracht, dass es sich bei der Automobilindustrie um einen zentralen Zukunftsbereich der deutschen Wirtschaft handele, der in der Entwicklungsphase staatlich besonders geschützt werden müsse. Zugleich beschleunigte das Auto – und später auch das Flugzeug – die Transportgeschwindigkeit von Waren und Gütern. Distanzüberwindung konnte damit zur wirtschaftlichen Ressource werden, und der Warenfluss selbst wurde nach Effizienzkriterien planbar.⁶⁹

Wie vor allem die Frühphase der Autowirtschaft deutlich machte, besaß dieses Fortbewegungsmittel im Kern konsumwirtschaftliche Bedeutung. Dies verweist zugleich auf die fundamentale soziale und kulturelle Funktion des Autos. Es stellte Status dar und (re-)etablierte – jedenfalls für eine gewisse Zeit – das Elitenprivileg beschleunigter Bewegungsfähigkeit. Hier offenbarte sich die Rolle, die das Auto in Vergemeinschaftungsprozessen und als Unterhaltungsform spielte. Der besondere Charakter jener Veränderungsprozesse, welche die Phase von 1880 bis 1930 kennzeichneten, wird an dieser Stelle deutlich. Die europäischen Gesellschaften dynamisierten sich in diesem Zeitraum entscheidend: Das Verhältnis von ›Entbettung‹ und ›Rückbettung‹ etablierte sich, wodurch sich soziale Beziehungen durchgreifend anders ausrichteten. Die technologische Veränderungsgeschwindigkeit, die sich in der Abfolge technischer Innovationen und ihrer alltäglichen Umsetzung manifestierte, forcierte sich nun erheblich: In diesen wenigen Jahrzehnten wurden – neben den bereits diskutierten – so un-

Lewis/Laurence Goldstein (Hg.), *The Automobile and American Culture*, Ann Arbor 1983, S. 89-104.

69 | W. Sachs: *Liebe zum Automobil*, S. 36-40. Da sich das Flugzeug als Passagiertransportmittel erst nach dem Zweiten Weltkrieg durchsetzte, wird es hier nur am Rande thematisiert. Vgl. dazu Detlev Siegfried: *Der Fliegerblick. Intellektuelle, Radikalismus und Flugzeugproduktion bei Junkers 1914 bis 1934*, Bonn 2001; Peter Fritzsche: *A Nation of Fliers. German Aviation and the Popular Imagination*, Cambridge, London 1992.

terschiedliche Neuerungen wie die Straßen- und U-Bahnen, das Grammophon, die Massenfotografie, die Boulevard-Zeitung, die Bildillustrierte, das Kino und das Radio entwickelt und marktfähig eingeführt. Hier wurden in kurzer Zeit Alltagsprozesse und -routinen transformiert, was von den Zeitgenossen bereits auf eine nicht selten diffuse Weise wahrgenommen und gedeutet wurde. Die Vorstellung, in gänzlich neuen, modernen Zeiten zu leben, popularisierte sich immer mehr.⁷⁰

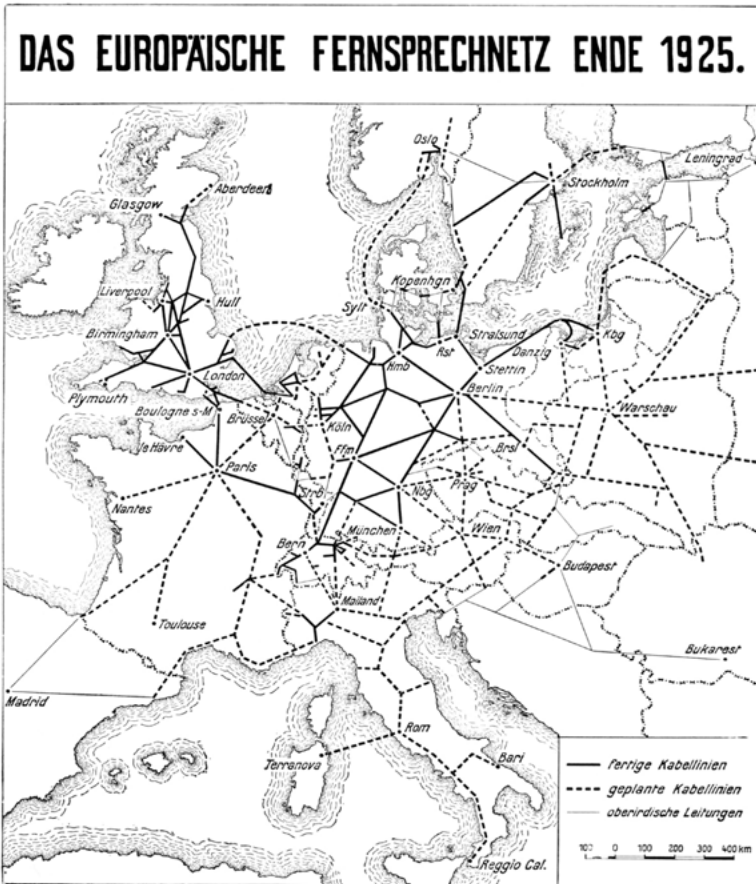
Distanzüberwindende Technologien nahmen dabei eine herausragende Position ein, wie ebenfalls anhand der Geschichte des Telefons gezeigt werden kann. Auch hier lassen sich die entscheidenden Schritte von der Erfindung einer solchen Technologie über deren Markteinführung bis hin zur massenhaften und alltäglichen Verwendung nur dann begreifen, wenn man deren Gewicht für Vergemeinschaftungs- und Unterhaltungsformen in den Blick nimmt. Nachdem das Telefon in den 1870er Jahren erfunden worden war, interessierte es zunächst vornehmlich Telegraphiespezialisten, die sich davon eine Verbesserung ihrer Übertragungstechnik versprachen. Zu diesem Zeitpunkt war keineswegs an eine direkte Kommunikation von Laien gedacht, und so erklärt sich auch (neben technischen Gründen), dass Telefontelefonkommunikation, als sie einmal ermöglicht worden war, noch lange über Telefonisten eingefädelt werden musste.⁷¹

Gleichwohl zeigt sich noch in der ersten Phase der kommerziellen Telefonnutzung, dass die Relevanz dieser Technik noch lange auf den wirtschaftlichen Bereich begrenzt blieb. Im frühen 20. Jahrhundert wurden Telefonleitungen in Privathäusern erst allmählich eingerichtet, und auch hier blieb die Nutzung oft auf professionelle Kontakte oder Warenbestellungen beschränkt. Ein Telefongespräch zu einem primär vergemeinschaftenden und unterhaltenden Zweck führen zu können, stellte das Resultat eines längeren Entwicklungsprozesses dar, der das Telefon erst zum zentralen Kommunikationsmedium über räumliche Distanzen hinweg machte. Am Ende dieses Vorgangs befreite sich die Kommunikation im Telefongespräch von allen Zweckbegründungen: Nun stand der pure Kommunikationsakt im Vordergrund. Kommunikation bekam ein Gewicht als eigenständige Größe, als an sich bedeutsames Verhalten. Analoges lässt sich durchaus in Bezug auf Raumstrukturen sagen. Das Erleben individueller Mobilität und Schnelligkeit wurde zu einem Selbstzweck. In diesem Sinne war das

70 | Zu den Auseinandersetzungen um solche Vorstellungen vgl. Georg Bollenbeck: *Tradition, Avantgarde, Reaktion. Deutsche Kontroversen um die kulturelle Moderne 1880-1945*, Frankfurt am Main 1999.

71 | Zur Geschichte des Telefons vgl. Claude Fischer: *America Calling. A Social History of the Telephone to 1940*, Berkeley 1992; Jörg Becker (Hg.): *Telefonieren*, Marburg 1989 (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 24); zum Mobiltelefon vgl. Leopoldina Fortunati: »The Mobile Phone. An Identity on the Move«, in: *Personal and Ubiquitous Computing 5* (2001), S. 85-98.

Abbildung 3: Das europäische Fernsprechnet Ende 1925



Quelle: M. Blaschke: »Der Ausbau des europäischen Fernsprechnetzes«, in: Priteg-Nachrichten 3 (1927), S. 388-393, hier S. 393.

Raumerleben, das für manche in einem beschleunigenden Sportwagen möglich wurde, der Kommunikationserfahrung bei einem stundenlangen Telefonat ähnlich.

3.3 Utopien im Zeichen des Verlustes: Das Entstehen moderner Raum- und Kommunikationstheorien, 1900-1930

Angesichts dieser Selbstzweckwerdung von Raum und Kommunikation überrascht es nicht, dass beide als theoretische Konzepte in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts neu denkbar wurden und ihr Aufstieg zu

Zentralkategorien der Geistes- und Kulturwissenschaften begann, der in Wellenbewegungen bis in die Gegenwart anhält. Obgleich sich das moderne Raum- und Kommunikationsdenken schrittweise herausbildete, offenbarte sich nach 1900 eine neue, qualitativ differente Dimension.⁷² Die eigenständige Qualität, die Raum und Kommunikation in der modernen Lebenswelt auf bis dato ungekannte Weise erfahrbar machte, erhob sie in den Rang von Grundbegriffen zeitgenössischer Erfahrung. Die technisch induzierten Umwälzungen der Alltagswelt hatten allerdings nicht nur deshalb theoriegenerierende Wirkung, weil sie vorteilhafte Erlebnisdimensionen eröffneten. Ebenso entscheidend waren dafür Verlusterfahrungen in der industrialisierten und urbanisierten Gesellschaft, durch die es einsichtig erschien, dass menschliche Existenz immer weniger über lebenswichtige Bezüge in einer ›natürlichen‹ Raum- und Kommunikationsordnung verfügte. Auch wenn von einem realen Tod von Raum und Kommunikation eben nicht die Rede sein konnte, so wurden gleichwohl derartige Befürchtungen ebenso zum Teil der Auseinandersetzung wie Utopien einer Wiederverortung und -vereinigung.⁷³ In diesen Debatten wurden somit bereits die Prozesse räumlicher Entbettung (als Verlust) und Rückbettung (als Hoffnung) reflektiert.

Die ersten grundlegenden Raumkonzeptionen entstanden bald nach 1900; sie waren jeweils eng an Erfahrungen in einer sich schnell dynamisierenden urbanen Lebenswelt gebunden. Als Pionier in den Sozialwissenschaften kann hierbei Georg Simmel (1858-1918) gelten, der insbesondere die Bedeutung von Nähe und Distanz in interpersonalen Beziehungen hervorhob. »Welches Maß räumlicher Nähe oder räumlicher Entfernung eine Vergesellschaftung von gegebenen Formen und Inhalten entweder fordert oder verträgt«, wurde für Simmel zur entscheidenden Richtschnur, wobei sich hierin noch immer ein gewisser Rest an Sehnsucht nach Nähe diagnostizieren lässt.⁷⁴ An solche Überlegungen konnte in der Debatte unter

72 | Für die *longue durée* in der Entwicklung des modernen Raumverständnisses vgl. den Beitrag von *Tanja Michalsky*. Insbesondere die Medientheorie entwickelte sich früher und bereitete die Beschäftigung mit ›Kommunikation‹ in vielerlei Hinsicht vor. Zu Vorläufern vgl. Friedrich A. Kittler/Georg Christoph Tholen: *Arsenale der Seele. Literatur- und Medienanalyse seit 1870*, München 1989; Albert Küssel/Petra Löffler (Hg.), *Medientheorie 1888-1933. Texte und Kommentare*, Frankfurt am Main 2002.

73 | Für die Anfänge der Kommunikationstheorien ist dies beschrieben worden: »Communication« is a registry of modern longings. The term evokes a utopia where nothing is misunderstood, hearts are open, and expression is uninhibited« (John Durham Peters: *Speaking Into the Air. A History of the Idea of Communication*, Chicago 1999, S. 2).

74 | Vgl. Georg Simmel: »Soziologie des Raumes«, in: Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Band 1*, Frankfurt am

deutschen Geographen jedoch kaum angeknüpft werden, da hier in der Nachfolge des bereits erwähnten Friedrich Ratzel lange Zeit eine naturdeterministische Sicht auf gesellschaftliche Prozesse vorherrschte.⁷⁵ Hingegen gründete schon um den Ersten Weltkrieg die *Chicago School of Sociology* unter der Leitung von Robert Ezra Park (1864-1944) ihren sozialökologischen Ansatz zur Urbanitätsforschung auf Simmels Überlegungen, um von hier aus räumliche Siedlungsstrukturen und ihre vielschichtigen Wirkungen zu untersuchen.

In Deutschland kamen zu dieser Zeit neue Impulse für das Raumdenken eher aus der Philosophie; insbesondere Martin Heidegger (1889-1976) beschäftigte sich intensiv mit Überlegungen zur »Räumlichkeit des Daseins«. Hier deutete sich eine bedeutsame konzeptionelle Wende an, indem Räumlichkeit genuin auf menschliche Praxis bezogen wurde, wobei zugleich die emotionale Aufladung von Existenz im Raum hervorstach.⁷⁶ Nach dem Krieg gelangten solche Aspekte, vermittelt durch den Philosophen Otto Friedrich Bollnow (1903-1991), in der geographischen und architekturtheoretischen Debatte zu einiger Prominenz.⁷⁷ Von längerfristiger Wirkungsdauer erwiesen sich die Raumdimensionen in Walter Benjamins (1892-1940) *Passagen-Werk*, die insbesondere auf den spezifischen Charakter der Moderne zielten.⁷⁸

Dass vielen dieser Konzepte ein erhebliches Potential sowohl für utopische wie dystopische Aufladungen innewohnt, dürfte offenkundig sein: In dem entsprechenden Raumdenken geriet zunehmend eine vermeintlich natürliche Einordnung in vorgegebene Raumverhältnisse in einen Widerspruch zur autonomen Raumproduktion der Einzelnen. Aus solchen Diskrepanzen konnte sich eine revolutionäre Raumrhetorik speisen, die ihre radikalste Ausformung im nationalsozialistischen Konzept des Lebensraums erhielt.⁷⁹ Diese Ambivalenz teilten Raumtheorien mit einem ande-

Main 1995, S. 132-183, hier S. 155; ders.: »Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft«, in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt am Main 1992, S. 687-790 (mit dem berühmten »Exkurs über den Fremden«).

75 | Eine wichtige Ausnahme bildete die oben diskutierte Theorie zentraler Orte von Walter Christaller.

76 | Vgl. Martin Heidegger: *Sein und Zeit*, 15. Aufl., Tübingen 1979, S. 101-113. Zu zeitgenössischen psychologischen Überlegungen vgl. Graf K. von Dürckheim: *Untersuchungen zum gelebten Raum*, München 1932.

77 | Otto Friedrich Bollnow: *Mensch und Raum*, 9. Aufl., Stuttgart 1963. Vgl. dazu den Beitrag von Werner Konitzer.

78 | Vgl. Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*, Frankfurt am Main 1983. Wieder aufgegriffen wurde dies beispielsweise von Derek Gregory: *Geographical Imaginations*, Oxford 1994.

79 | Vgl. dazu etwa U. Mai: *Rasse und Raum*.

ren Phänomen der Zeit: In den 20er Jahren lassen sich zugleich neue Trends im Nachdenken über Kommunikation ausmachen.⁸⁰ Auf der einen Seite wurde Kommunikation im Zusammenhang von Propaganda und Manipulation diskutiert, was im Gefolge der Propagandaschlachten des Ersten Weltkriegs nicht weiter überrascht.⁸¹ Andererseits dachte man verstärkt über Funktionalität von Kommunikation und brauchbare Techniken zur Beseitigung semantischer Dissonanzen nach, um damit soziale Beziehungen zu verbessern.⁸² In den literarischen Werken dieser Phase wurde Kommunikation zunehmend als Unmöglichkeit und unter dem Signum des beständigen Scheiterns diskutiert, wie sich etwa am *Œuvre* Franz Kafkas (1883-1924) zeigen ließe. Dem stand eine philosophische Richtung gegenüber, die Kommunikation als Offenbarung des Anderen, stärker als authentische Begegnung denn als Informationsaustausch verstand.⁸³ Ein letzter Strang in dieser Phase bildete die Tendenz bei John Dewey (1859-1952), Kommunikation als kollektives Handeln in politisch-pragmatische Überlegungen zum demokratischen Prozess einzubinden.⁸⁴ Zusammenfassend ist somit festzustellen, dass all diesen Theorien der Traum gelingender Kommunikation (und dessen Gegenteil, der Alptraum nicht-authentischer, fremdgesteuerter Kommunikation) zugrunde lag. Kommunikation wurde analytisch gewendet, zugleich blieb der symbolische Mehrwert dieses Begriffes überall greifbar. Kommunikative Unabhängigkeit und authentische Verwurzelung in kommunikativen Gemeinschaften wurden zu modernen Sehnsüchten.⁸⁵

Im Überblick über beide wissenschaftshistorische Stränge lässt sich zeigen, dass sowohl im Raum- wie im Kommunikationsbegriff grundlegende Fragen moderner Erfahrung ausgetragen wurden. Beide konnten als Utopie und als Dystopie fungieren, wobei sie charakteristisch zwischen den Extremen von individueller Autonomie und gemeinschaftlicher Ordnung changierten. Die Unabhängigkeit des Subjekts schien von den je eigenen Aneignungsprozessen der Raum- und Kommunikationsbedingungen abzuhängen: Sich rasch ändernde Raumkonstellationen und Kommunikationsverhältnisse waren zu bewältigen, wodurch der Einzelne zugleich be-

80 | Zum Folgenden vgl. J.D. Peters: *Speaking Into the Air*.

81 | Vgl. Harold D. Lasswell: *Propaganda Technique in the World War*, London 1927.

82 | Vgl. Charles Kay Ogden/Ivor A. Richards: *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language Upon Thought and of the Science of Symbolism*, New York 1923.

83 | Vgl. M. Heidegger: *Sein und Zeit*; Martin Buber: *Ich und Du*, Leipzig 1923.

84 | Dies erwies sich später für Jürgen Habermas' Überlegungen zum kollektiven Handeln als wichtig (*Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt am Main 1981).

85 | Vgl. dazu M. Föllmer, *Sehnsucht nach Nähe*.

ständig von Ortlosigkeit und Sprachlosigkeit bedroht war. Im selben Augenblick sollte das derart unabhängige Subjekt auf eine neue Art zur Gemeinschaft fähig sein: Kollektive Verwurzelung in einer Raumordnung schien ebenso notwendig zu sein wie eine Einbettung in kommunikative Austauschprozesse. Nicht raum- oder kommunikationsfähig zu sein, bedeutete damit zugleich Verlust von Gemeinschaft. Das als spezifisch modern gekennzeichnete Subjekt blieb in diesen Konzeptionen somit an Raum und Kommunikation gebunden.

4. Im Gehirn der Stadt: Antinomien der Verräumlichung

Der liberale Politiker Friedrich Naumann (1860-1919) staunte anlässlich der 1896 im Treptower Park veranstalteten *Berliner Gewerbeausstellung* über ein sich in der Reichshauptstadt rasant ausbreitendes und immer populärer werdendes Kommunikationsmittel: »Der Verkehr der Großstädter tritt mit dem Telephon in ein neues Stadium.« Gleichwohl sei das Telefon selbst vielen, die es regelmäßig benutzten, nach wie vor ein technisches Rätsel. Auch Naumann schien da keine Ausnahme zu sein, schrieb er doch über die Telefonistin, die »Freund und Feind, Kammerherrn und Metzgermeister, Börsengeier und Liebesleute« verbinde: »Sie ist sozusagen ein Stück vom Gehirn der Stadt, weiß aber selbst nicht, welche Gedanken an ihr vorüberjagen.«⁸⁶ Das Gehirn der Großstadt schien plötzlich ortlos geworden, irgendwo im Dazwischen zahlloser Signalübertragungen zu liegen. Noch war eine Schaltstelle übrig, an der man das kommunikative Geschehen vielleicht hätte überblicken können, aber die Telefonistinnen schienen sich nicht dafür zu interessieren. Heute gibt es keine Telefonistinnen mehr, und Gespräche am Mobiltelefon beginnen mit der Routinefrage, wo man sich denn gerade befinde.⁸⁷ Fast einhundert Jahre später ist offenkundig, dass sich das »Gehirn der Stadt« nicht in der Telefonkommunikation verflüchtigt. Es besteht stets aus Individuen, die sich von konkreten Räumen aus gegenseitig zu verorten suchen.

Zwischen 1840 und 1930 etablierten sich in mehreren Schritten neue Raum- und Kommunikationsstrukturen. Seit der doppelten Einführung von Eisenbahn und Telegraph veränderten immer weitere Transport- und Kommunikationsinnovationen immer schneller die Bedingungen, unter denen Individuen räumliche Bezüge herstellten. Prozessen der Entbettung, mit denen soziale Beziehungen ihren ursprünglich lokalen Kontexten entzogen wurden, wurde mit Versuchen der Rückbettung begegnet: Man versicherte sich auf vielfältige Weise eines nicht mehr selbstverständlichen Raumgefü-

86 | Friedrich Naumann: Ausstellungsbriefe, Berlin-Schöneberg 1909, S. 16f.

87 | Vgl. Eric Laurier: »Why People Say Where They Are During Mobile Phone Calls«, in: Environment and Planning D. Society and Space 19 (2001), S. 485-504.

ges. Diese moderne Fähigkeit des Verräumlichens verweist zum einen auf die Bedeutung von Kommunikationstechnologien für die neuen Raumstrukturen: Sie dynamisierten deren Veränderungsprozesse erheblich. Zum anderen offenbarte sich das Verräumlichen selbst als eine kommunikative Praktik. Als charakteristisch für sie haben sich drei Gegensatzpaare erwiesen: Variabilität und Standardisierung, Exklusion und Inklusion sowie Verlust Erfahrung und Utopisierung.

1. *Variabilität und Standardisierung*: Moderne Verräumlichungspraktiken richteten sich auf ganz unterschiedliche Raumkonstellationen. Der Einzelne musste lernen, sich in vielfältigen modernen Räumen zu bewegen, deren jeweilige Verhaltensangebote und -grenzen einzuschätzen und das entsprechende Handeln darauf abzustimmen. Dieser Koordinationsleistung fehlten die Maßstäbe, da sie entweder für neue Räume noch gar nicht existierten oder für ältere nicht mehr uneingeschränkt gültig waren. Folglich blieb hier – insbesondere im Vergleich zur vormodernen Einbettung in Raummuster – für den Einzelnen ein gewisses Maß an Variabilität, da nun aus verschiedenen Raumkonstellationen eine individuelle Auswahl getroffen werden konnte. Zugleich waren moderne Verräumlichungspraktiken notwendigerweise an Vergesellschaftungsformen gebunden. Damit entstanden Standardisierungen: Bestimmte Verhaltensmuster zu vorgegebenen Räumen wurden wahrscheinlicher als andere. Das Moment an Variabilität war somit zugleich intersubjektiv eingeschränkt, da sich kollektive Raumroutinen ausbildeten. Diese Konzentration auf bestimmte Verhaltensmuster wurde in der modernen Konsumkultur durch den Prozess der Kommerzialisierung erreicht und verstärkt. Moderne Marketingstrategien lassen sich so auch als Popularisierung und Durchsetzung von kollektiven Raummustern und Raumordnungen begreifen.

2. *Exklusion und Inklusion*: Raumverhältnisse haben stets gesellschaftliche Machtstrukturen gespiegelt, sei es, indem sich Formen herrschaftlicher Repräsentation räumlich niederschlugen, sei es im elitären Charakter beschleunigter Distanzüberwindung. Dieses Verhältnis wurde nun diffuser, verschwand aber keineswegs. Es wäre fatal, den vermeintlich offenen und variablen Umgang moderner Gesellschaften mit Räumlichkeit überzubewerten. In ihnen manifestieren sich soziale und kulturelle Unterschiede in Zugangsbeschränkungen. Desgleichen behielt Distanzüberwindung ihren potentiell elitären und exklusiven Charakter, was der Geschichte des Autos ebenso zu entnehmen ist wie dem heutigen Umgang mit Privatflugzeugen. Soziale Inklusion wie Exklusion wurden, um es zugespitzt zu formulieren, seit der ›langen Jahrhundertwende‹ verstärkt räumlich ausgetragen. Sich im Raum zu bewegen, heißt bis heute, sich (in nicht selten vager Weise) zu Machtfragen zu verhalten.

3. *Utopisierung und Verlust Erfahrung*: Gerade weil Raumstrukturen in modernen Gesellschaften auf charakteristische Weise zugleich variabel und limitiert waren, konnte sich ein erhebliches utopisches Potential entwi-

ckeln. An räumliche Verortung und Eindeutigkeit (wie an Kommunikativität und Austauschfähigkeit) knüpften sich moderne Sehnsüchte, die nicht selten reaktionären Wesens waren, eben weil hier eine Rückkehr zum traditionellen Eingebundensein versprochen wurde. Die Kehrseite dieses Potentials war die Verlusterfahrung im modernen Raumbezug: Die Utopie konnte nur dort entstehen, wo Selbstverständlichkeit verloren gegangen war und als solche betrauert werden konnte. Aufgrund dieser Gemengelage von Utopie und Dystopie konnten Räume zu Erinnerungsorten aufgeladen werden, die ein erhebliches nostalgisches Potential charakterisierte.⁸⁸ In Erzählungen über Herkunft, Heimat, Reisen und Fremde konnte und kann dieses noch immer aktiviert werden.

Mit diesen drei Gegensatzpaaren sind zugleich zentrale Fluchtpunkte benannt, mit denen sich der Charakter von Raum und Räumlichkeit für die Sattelzeit der modernen Kommunikationsgeschichte fassen ließe. Ein solcher analytischer Blick, der die technischen Innovationen, die gesellschaftlichen Strukturveränderungen, ihre Wahrnehmungs- und Aneignungsformen sowie ihre Beobachtungs- und Thematisierungsmodi herausarbeitet, erlaubt es, das Verhältnis von Kommunikation, Medien und Räumlichkeit auch für die gegenwärtigen Umbrüche fassbar zu machen. Eine Geschichtswissenschaft, die sich auch für eine zeitgenössische Gesellschaftsanalyse relevant erweisen will, wird auf die längeren historischen Entwicklungslinien verweisen müssen – womit eine vorschnelle Vermodung des Themas ›Raum‹ erst einmal verhindert wäre.

88 | Obwohl beide grundsätzlich auf demselben antiken Prinzip räumlicher Verortung von Erinnerung basieren, wurde das norasche Konzept der »Erinnerungsorte« beim Import in den deutschen Kontext dadurch weiter aufgeweicht, dass der Begriff des »Ortes« rein metaphorisch aufgefasst wurde. Vgl. Frances A. Yates: *The Art of Memory*, London 1966; Pierre Nora (Hg.): *Les Lieux de mémoire*, 3 Bde., Paris 1984-1992; Etienne François/Hagen Schulze (Hg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2000/2001, hier Band 1, S. 9-24.

Raumkonzeptionen

Raumvorstellungen in den Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften.

Epistemologische Profile

ALEXANDER MEJSTRIK

Im Rahmen der historisch-humanwissenschaftlichen Disziplinen ist die Geschichte üblicherweise für die Zeit zuständig.¹ Um den Raum kümmern sich andere akademische Fächer. Dennoch sind geschichtswissenschaftliche Arbeiten voll von räumlichen Vorstellungen, die sich auf unterschiedliche, aber grundlegende Weise als gegenstandsrelevant erweisen.

Erstens sind die Gegenstände der Geschichtswissenschaften *per definitionem* lokalisiert. Bei der Untersuchung historischer Phänomene wird gefordert, dass diese an bestimmten Orten stattfanden. Zweitens sind viele Konzepte und Modelle explizit räumlich organisiert, seien sie augenscheinlich konkret (wie Region, Territorialstaat, Stadtraum, Kulturraum) oder eher abstrakt (wie Gesellschaftspyramide, Netzwerk, Milieu, Zonierung, Schichtung, Feld). Drittens verfügen die Alltagssprachen über eine große Fülle räumlicher Bilder. In einer Gesellschaft kann auf- und abgestiegen, ja sogar aus ihr ausgestiegen werden; man geht in die Politik, und in der Wirtschaft oder Kunst passiert etwas usw. Die Selbstverständlichkeit solcher Raummetaphorik verbürgt unmittelbare Evidenz, die oftmals Erklärungen abstützt.

1 | Dieser Text präsentiert eine gedrängte Zusammenfassung eines Manuskripts, an dessen Fertigstellung ich derzeit arbeite. Hier kann ich nur kursorisch andeuten, was dort ausführlich dargestellt und an Materialien konkretisiert wird. Statt ›historisch-humanwissenschaftlich‹ schreibe ich im Folgenden einfach ›humanwissenschaftlich‹. Wenn nicht anders angegeben, sind alle Übersetzungen meine eigenen.

Es kann also ein wissenschaftlich lohnendes Unterfangen sein, Raum zum Thema einer disziplinspezifischen Reflexion zu machen. Doch hierbei stößt man zumindest auf drei einander verstärkende Schwierigkeiten. Zunächst einmal ist die Zahl verwendbarer Raumkonzepte sehr groß. Raum war zwar immer eines der zentralen Themen der westlichen Philosophie, ist aber stets ein »grundlegend problematischer Begriff« geblieben.² Humanwissenschaftliche Forschungen sind von solch gelehrten Problemen allerdings nur bedingt tangiert. Sie nehmen (implizit oder explizit, mehr oder weniger, unmittelbar oder über mehrere Vermittlungsschritte) die Vielfalt als Angebot, aus dem sie je nach eigener Fragestellung auswählen. Woran soll sich die Reflexion angesichts dieser »grundlegend problematischen«, aber offensichtlich praktischen Fülle nun halten?

Zudem gehen die üblichen Versuche, auf diese Frage zu antworten, an den Erfordernissen humanwissenschaftlicher Forschung weit vorbei. Einem enzyklopädischen Vorgehen verdanken wir sicherlich unverzichtbare Werkzeuge für erste Orientierungen.³ Allerdings geht es dabei um Raum oder Räume *per se*, nicht aber um deren Gebrauchswert als Konstruktionsmittel humanwissenschaftlicher Erklärungen. Letzteres visieren noch am ehesten jene Zugänge an, die sich als theoretische oder methodologische verstehen. Sie versuchen mit von konkreten Forschungsgegenständen abstrahierten Programmen zu bestimmen, was Raum sei und wie seine empirische Erforschung auszusehen habe.⁴ Ein solches Vorgehen bringt jedoch unvermeidbar typologische Nöte mit sich, denn die propagierten Klassifikationen funktionieren nur, wenn man sie nicht allzu genau nimmt. Darüber hinaus prolongiert die Übernahme einer solch philosophierenden Haltung gegenüber den empirischen Wissenschaften die hierarchische Trennung von

2 | Philippe Fritsch: »Espace social«, in: Dictionnaire de Sociologie (= Le Petit Robert), Paris 1999, S. 193f., hier S. 193.

3 | Vgl. etwa Alexander Gosztonyi: Der Raum. Geschichte seiner Probleme in Philosophie und Wissenschaften, 2 Bde., Freiburg, München 1976; Werner Gent: Die Philosophie des Raumes und der Zeit. Historische, kritische und analytische Untersuchungen. Die Geschichte der Begriffe des Raumes und der Zeit von Aristoteles bis zum vorkritischen Kant (1768), Bonn 1926; ders.: Die Raum-Zeit-Philosophie des 19. Jahrhunderts. Historische, kritische und analytische Untersuchungen. Die Geschichte der Begriffe des Raumes und der Zeit vom kritischen Kant bis zur Gegenwart, Bonn 1930; Stichwort »Raum« in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 8, Basel, Stuttgart 1992, Sp. 67-131.

4 | Vgl. etwa Henri Lefebvre: The Production of Space [La Production de l'espace, 1974], Oxford, Cambridge, MA 1998; Dieter Läßle: »Essay über den Raum«, in: Hartmut Häußermann u.a. (Hg.), Stadt und Raum. Soziologische Analysen, Pfaffenweiler, S. 157-207; Gabriele Sturm: Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften, Opladen 2000; Martina Löw: Raumsoziologie, Frankfurt am Main 2001.

Theorie und Empirie.⁵ Derlei Konzeptionen präsentieren sich als Postulats- und Vorschriftensammlungen, sind jedoch selten angemessene Programme für wissenschaftliche Forschungen.

Und schließlich ist ›Raum‹ in den letzten Jahrzehnten intellektuell in Mode gekommen. Schon zu Beginn der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts polemisierte Henri Lefebvre gegen die Inflation des Wortes. Jüngst wurde gar ein *spatial turn* verkündet, von dem es – ohne Begründung – heißt, dass er »gleichsam als theoretischer Fluchtpunkt der immer wieder beschworenen ›linguistic‹ und ›pictorial turns‹ betrachtet werden kann.«⁶ Doch das große Programm, »to spatialize the historical narrative«, vermag trotz gegenteiliger Behauptungen die Verwirrung um »space« und »the spatial« nicht zu klären.⁷ Stattdessen bietet es (einmal mehr) die Gelegenheit, intellektuell für oder gegen Räume zu sein: etwa für die interessanten und (politisch-raumplanerisch) erstrebenswerten »relationalen Räume« und gegen die langweiligen und schädlichen »Behälterräume«. Doch dies ist wohl nicht »minder absurd, als eine Gleichung zweiten Grades für fähig zu halten, einen Mord zu begehen«.⁸

1. Epistemologische Profile

Der vorliegende Artikel stellt eine erste Annäherung an das Problem dar, sich in der offenen Vielfalt aller möglichen gegenstandsrelevanten Raumvorstellungen zu orientieren – und zwar so zu orientieren, dass diese Vielfalt auf kontrollierte Weise als Angebot zur Entwicklung von Erklärungs- und Belegkonstruktionen bei der Untersuchung historischer Phänomene genutzt werden kann.

Solche Orientierung lässt sich weder enzyklopädisch noch typologisch erreichen. Sie kann aber auch nicht *im Allgemeinen* erfolgen, denn über die wissenschaftliche Qualität einer Vorstellung (eines Konzepts oder Modells) kann nicht theoretisch oder methodologisch entschieden werden, sondern

5 | Vgl. Gérard Noiriel: *Penser avec, penser contre. Itinéraire d'un historien*, Paris 2003, S. 47-117.

6 | Sigrid Weigel: »Zum ›topographical turn‹. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«, in: *KulturPoetik* (2002), S. 151-165, hier S. 153; zur Raummode vgl. H. Lefebvre: *Production of Space*, S. 3; Rudolf Maresch/Niels Werber, »Permanenzen des Raums«, in: dies. (Hg.), *Raum – Wissen – Macht*, Frankfurt am Main 2002, S. 7-30, hier S. 8.

7 | Edward W. Soja: *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory* [1989], London 1990, S. 13.

8 | Radcliffe-Brown: *Structure and Function in Primitive Society*, London 1952, S. 190; zu guten und schlechten Räumen vgl. etwa G. Sturm: *Wege zum Raum*, S. 182.

nur *ad hoc*, in Bezug auf ein je konkretes Forschungsproblem. Statt einer (weiteren) Geschichte der Raumideen oder gar einer (weiteren) Raumtheorie geht es mir um den Entwurf eines Diskussionswerkzeugs, mit dessen Hilfe unterschiedlichste Raumvorstellungen verglichen und eingeschätzt werden können – und zwar ausschließlich im Hinblick auf deren wissenschaftliche Erklärungskapazitäten in je bestimmten Gegenstandskonstruktionen. Es soll möglich werden, Raumvorstellungen nach ihrem Potential zu hierarchisieren, in einer *konkreten* Untersuchung diskursive Klarheit und konstruktive Belegkraft zu erzeugen.

Ein solches Diskussionswerkzeug lässt sich in enger Anlehnung an einen Vorschlag Gaston Bachelards als epistemologisches Profil von Raumvorstellungen entwerfen. Durch die klassifikatorische Zuordnung zu einer bestimmten Erkenntnistheorie (Epistemologie), so Bachelard, gewinnt die Diskussion eines wissenschaftlichen Konzepts nicht das Geringste. Fragen wie: Ist die dem Modell des *Modern World System* implizite Raumvorstellung nun rationalistisch, realistisch, empiristisch oder konstruktivistisch? sind für die Forschungsarbeit mit dem wallersteinschen Modell sinnlos. Erstens haben wir es ja nie mit einem Konzept *per se* zu tun, sondern immer mit dessen konkreten Verwendungen, die stark differieren können. Und zweitens ist »jene Bedeutungsvielfalt [...], die mit ein und demselben Begriff verbunden ist«, für wissenschaftliche Forschungen kein Fehler, im Gegenteil. Hier dienen Begriffe (wie alle Konstruktionswerkzeuge) der fortgesetzten Berichtigung etablierter Erkenntnisse. Solche Dynamik wird unterbunden, wenn ein Konzept einer einzigen Epistemologie verpflichtet sein muss. Die Widersprüchlichkeit seiner möglichen Verwendungen ist eine notwendige Bedingung für Berichtigung. Um die Gebrauchsweisen eines Konzepts im Hinblick auf ihre unterschiedlichen Berichtigungskapazitäten zu diskutieren, ist eine »gestreute Philosophie« vonnöten. Deren Werkzeug nennt Bachelard epistemologisches Profil.⁹

Zur Erstellung eines solchen Profils wird eine bestimmte Verwendung eines Begriffs daraufhin untersucht, wie sie auf unterschiedliche Epistemologien Bezug nimmt. Bachelard führt anhand einer Diskussion des Massebegriffs die folgende Serie vor: Animismus, Realismus, Rationalismus und »Surrationalismus«. Diese Abfolge entspricht einer zunehmenden Berichtigung und Wissenschaftlichkeit. In einer vertrauteren Sprache lassen sich die vier Erkenntnistheorien als Variablen verstehen, die jede mögliche Konzeptverwendung epistemologisch definieren. Um das Profil einer bestimmten Verwendung zu erstellen, muss für jede dieser vier Variablen die

9 | Gaston Bachelard: Die Philosophie des Nein. Versuch einer Philosophie des neuen wissenschaftlichen Geistes [La Philosophie du non. Essai d'une philosophie du nouvel esprit scientifique, 1940], Frankfurt am Main 1984, S. 31-65, hier S. 37f.; vgl. auch ders.: Essai sur la connaissance approchée. Thèse pour le doctorat présentée devant la Faculté des Lettres de l'Université de Paris, Paris 1927, S. 16.

jeweils zu beobachtende Ausprägung eruiert werden. Erst durch eine solche Analyse lässt sich »der relative Wirkungsgrad der verschiedenen Philosophien« bei der Gebrauchsweise eines Konzepts erkennen. Der Vergleich von Profilen unterschiedlicher Verwendungen eines Begriffs oder unterschiedlicher Begriffe macht es dann möglich, deren Angemessenheit im je konkreten Forschungsfall einzuschätzen.¹⁰

Um dieses Programm auf Raumvorstellungen anzuwenden, muss zunächst einmal gefragt werden, was Animismus, Realismus, Rationalismus und Surrealismus in Bezug auf Raum jeweils bedeuten sollen? Dies ist zumindest grob zu klären, bevor konkrete Profile (etwa der Raumvorstellung in Braudels »Mittelmeer und die mediterrane Welt«) erstellt werden können. In diesem Aufsatz geht es also um eine Skizze der epistemologischen Struktur des Zusammenhangs gegenstandsrelevanter Raumvorstellungen.¹¹

Doch welche Vorstellungen gehören diesem Zusammenhang an und welche können beiseite gelassen werden? Diese Frage ist schon insofern berechtigt, als einige Raumvorstellungen die Humanwissenschaften gar nicht kümmern müssten: etwa die Räume der Physik oder die der Mathematik. Tatsächlich gibt es ja keine Einheit aller Raumvorstellungen, die es sinnvollerweise erlaubte, kurz und bündig von Raum zu sprechen. Vom 19. Jahrhundert an – vor allem im Gefolge der Entwicklung der Sinnenpsychologie und der nichteuklidischen Geometrien – wird über *den* Raum fast nur noch als ontologisches Problem diskutiert. Stattdessen geht es eher um bestimmte Muster von Unterscheidungen zwischen *Räumen*: etwa um die Unterscheidung zwischen einem vom Subjekt und einem vom Objekt her erfassten Raum,¹² zwischen realen und nichtrealen (heute eher: virtuellen) Räu-

10 | G. Bachelard: Philosophie des Nein, S. 61. Der Surrealismus wird in der »Philosophie« in zwei Varianten unterteilt; diese Detaillierung wird uns im Folgenden jedoch nicht beschäftigen.

11 | Hier ist es nicht möglich, genauer zu erläutern, in welcher Hinsicht und warum ich von Bachelards Vorschlägen abweiche. Zwei Hinweise mögen ausreichen. *Erstens* ist die genannte Serie der »-ismen« nicht die einzige, die in der »Philosophie« angeführt wird. Die Benennungen variieren zum Teil beträchtlich, und Bachelards Text ist hier nicht allzu klar. Dennoch bleibt die *Richtung* der Serie eindeutig. So habe ich versucht, die Grundstruktur zu erhalten und jene »-ismen« auszuwählen, die möglichst gut passen. *Zweitens* will Bachelard sein Profil nur personengebunden und für eine Person nur »in einem bestimmten Stadium [ihrer] geistigen Kultur« verstanden wissen (G. Bachelard: Philosophie des Nein, S. 57). Dagegen erscheint es mir sinnvoller, das Konzept der Gebrauchsweisen personenindifferent zu verwenden: Je nach Problem kann sich eine Gebrauchsweise auf eine oder mehrere Forschungsarbeiten einer oder mehrerer Personen, Gruppen oder Schulen beziehen. Jede prinzipielle Voreinteilung wäre hier willkürlich.

12 | Etwa »Leibraum«/»Umraum« bei A. Gosztonyi: Raum, S. 1005; oder

men oder um die Dreiheit von menschlich-gelebten, natürlichen und gedanklich-formalen Räumen.¹³ Das verhindert jedoch nicht, dass in der humanwissenschaftlichen Forschung zuweilen auf alle möglichen Raumvorstellungen rekurriert wird – auch auf solche, die offensichtlich eher den Formal- und Naturwissenschaften zugehören. Selbst die einfachsten Ordnungsschemata zum Beispiel setzen ja topologische Prinzipien um. Gerade weil das nicht explizit geschehen muss, gibt es für einen solchen Gebrauch von Ideen auch keine prinzipiellen disziplinären Grenzen. Es kann also *keine* Raumvorstellung von vornherein aus der Diskussion ausgeschlossen werden.

Somit wird ein möglichst weit gefasstes Verständnis von Raumvorstellungen nötig. Paradoxerweise ist das so vertraute Konzept des dreidimensionalen Raums dafür zu eng. Es wird sich im Verlauf dieser Analyse allenfalls als Spezialfall von Räumlichkeit erweisen, die als Zusammenhang räumlicher Beziehungen verstanden werden kann.

Räumliche Beziehungen zwischen was? Zunächst einmal zwischen »durchaus unbestimmten Beziehungsgliedern [...], bedeutungslose[n] Beziehungsstücke[n], an deren Stelle die verschiedenartigsten Dinge [...] treten können.«¹⁴ Bevor wir jedoch zu solchen Konkretisierungen kommen, ist die rein formale Bestimmung von Räumlichkeit zu betonen: Räumliche Beziehungen sollen als Lagebeziehungen zwischen irgendwelchen Elementen verstanden werden, oder genauer: als formale oder figurale Transformationen von Konstellationen einander naher bzw. ferner Elemente.¹⁵ Diese

»espace spatialisant«/»espace spatialisé« bei Maurice Merleau-Ponty: *Phénoménologie de la perception*, Paris 1945, S. 282; vgl. ebenso Hermann Weyl: *Raum Zeit Materie. Vorlesungen über allgemeine Relativitätstheorie* [1923], Berlin, Heidelberg, New York 1970, S. 2ff.

13 | Vgl. etwa Ernst Cassirer: »Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum«, in: Hermann Noack (Hg.), *Vierter Kongress für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft Hamburg, 7.-9. Oktober 1930. Bericht im Auftrag des Ortsausschusses*, Stuttgart 1931, S. 21-36, hier S. 29; »Anschauungsraum«, »Realraum«, »idealer Raum« bei Nicolai Hartmann: *Philosophie der Natur. Abriß der speziellen Kategorienlehre*, Berlin 1950, S. 69-135; oder »gelebter Raum«, »physikalischer Raum«, »mathematischer Raum« bei Elisabeth Ströker: *Philosophische Untersuchungen zum Raum*, Frankfurt am Main 1965.

14 | Rudolf Carnap: *Der Raum. Ein Beitrag zur Wissenschaftslehre*, Berlin 1922, S. 5f.

15 | »Wenn man unter einem Gegenstand eine einmalige Gesamtheit versteht, die entsprechend der Nachbarschaft ihrer Elemente in Betracht gezogen wird, so ist Raum das System der inneren Transformationen des Gegenstands. [... Bei Verlagerung dieser Elemente] verändert der Gegenstand die Form oder das »Aussehen«, und seine Transformationen ergeben die räumlichen Beziehungen als solche« (Jean Piaget: *Introduction à l'épistémologie génétique. Tome I: La Pensée mathématique*, Paris

Transformationen sind, gemäß der Definition Poincarés, Verlagerungen, also Lageänderungen, die den Zustand der Elemente nicht verändern und sich dadurch von Zustandsänderungen unterscheiden. Räumliche Beziehungen werden somit erzeugt; ohne Bewegung gibt es keine Räumlichkeit.¹⁶

Diese operative Definition hat für mein Vorhaben den großen Vorteil, sich nicht nur in der Geometrie, sondern auch in den Natur- und Humanwissenschaften bewährt zu haben.¹⁷ Die rein formale Auffassung räumlicher Beziehung macht es möglich, vielfältige Anleihen von Raumvorstellungen über alle Disziplinen- und Wissenschaftsgrenzen hinweg zu diskutieren. Verstehen wir räumliche Beziehungen nämlich als Beziehungen des Nebeneinander – des »Zusammengehörens« und der topologischen Einschließungen (Umgebung) sowie des »Zwischen«, der elementaren Ordnungsrelation –, dann können wir über die uns so vertrauten metrischen Verhältnisse hinaus (etwa messbare Distanzen zwischen Dingen) alle anderen möglichen Arten von Räumlichkeit miteinbeziehen.¹⁸

1950, S. 256f.); zum Lagebegriff vgl. den Abschnitt über die *Analysis situs* bei Gottfried Wilhelm Leibniz: »Characteristica Geometrica. Analysis Geometrica propria. Calculus situs« [1679], in: ders., Mathematische Schriften, hg. v. C.I. Gerhardt, Band V. Die mathematischen Abhandlungen [Leibnizens Mathematische Schriften. Zweite Abtheilung, Band I, in: Leibnizens Gesammelte Werke aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover. Hg. v. G.H. Pertz, Dritte Folge, Mathematik, Band V, 1858], Hildesheim, New York 1971, S. 133-211, hier S. 178-183; A. Gosztonyi: Raum, S. 358ff.

16 | Vgl. Henri Poincaré: *La Science et l'Hypothèse*, Paris 1902, S. 76-82; ders.: *La Valeur de la Science*, Paris 1903, S. 82-90.

17 | Zwei Beispiele mögen genügen. Für Einstein ist die poincarésche Unterscheidung von Lage- und Zustandsänderungen »für die Bildung des Raumbegriffs fundamental wichtig« (Albert Einstein: »Physik und Realität«, in: *Journal of the Franklin Institute Devoted to Science and the Mechanic Arts* 221 [1936], S. 313-347, hier S. 319). Ebenso ist das Konzept der Verlagerungsgruppe im piagetschen Modell der Intelligenzentwicklung (auch) für die Bildung der räumlichen Intuition oder Anschauung grundlegend (vgl. etwa Jean Piaget: *La Construction du réel chez l'enfant*, Neuchâtel, Paris 1937, S. 97-101; Jean Piaget/Bärbel Inhelder: *La Représentation de l'espace chez l'enfant*, Paris 1948, S. 532f.).

18 | David Hilbert: »Grundlagen der Geometrie« [1899], in: ders., *Grundlagen der Geometrie*, Stuttgart 1956, S. 1-125, hier S. 3ff.; vgl. auch ders.: »Über die Grundlagen der Geometrie« [1902], in: ebd., S. 178-230, hier S. 180f.; Pavel Sergeevič Alexandroff/Heinz Hopf: *Topologie*. Erster Band, Berlin 1935, S. 25-38. Genauer gesagt, handelt es sich um Stetigkeit, Umgebung und Trennung, Einschachtelung mit den Beziehungen »innen«, »außen« und »an der Grenze« sowie um lineare und zyklische Ordnungen; vgl. J. Piaget: *Introduction à l'épistémologie génétique I*, S. 179.

2. Animismus

Der Animismus der epistemologischen Profile meint nicht das vor allem durch Freuds Arbeiten berühmt gewordene ethnologisch-religionswissenschaftliche Konzept,¹⁹ sondern entspricht, einem entwicklungspsychologischen Verständnis gemäß, »der Neigung, körperlichen Gegenständen ein Eigenleben und Absichten zuzuschreiben« und die Umwelt als »ein eigenes Kontinuum« zu betrachten, »in dem alles lebendig erscheint«.²⁰ Wie Piaget am kindlichen Animismus zeigt, resultiert diese Haltung aus einer praktischen Ichzentrierung, bei der zwischen einem Selbst und einer unmittelbaren Umwelt kaum unterschieden werden kann. Diese Ichzentrierung ist nicht nur der ontogenetische Ausgangspunkt der Intelligenzentwicklung, sondern ein selbstverständlicher Modus »des spontanen Denkens (etwa des Kindes oder des common sense)«. Die animistische Intuition ist durch einen grundlegenden (egozentrischen) Wertbezug geprägt. Was auch immer ist – es ist, weil es gut oder schlecht ist. Animismus ist eine Epistemologie der Begierden und Ängste: der Träume.²¹

Ichzentrierte Wertbezogenheit lässt sich als Prinzip animistischer Räumlichkeit verstehen. Es gibt auch einen »räumlichen Egozentrismus«. Einen animistischen Raum hingegen, der *als solcher* ausgegliedert wäre, gibt es nicht. Räumliche Beziehungen sind nur implizit im unmittelbaren Erleben enthalten.²² So funktionieren sie wie Empfindungen – absolut zentriert um den eigenen Leib.

19 | Vgl. Sigmund Freud: »Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken« [1912/13], in: ders., Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker, Wien 1913, S. 69-91, hier S. 69-71. Das Konzept wurde entwickelt von Edward Burnett Tylor: *Researches into the Development of Mythology, Philosophy, Religion, Art, and Custom. In Two Volumes* [1871], London 1994, Vol. I, S. 377-453, Vol. II, S. 1-327.

20 | Jean Piaget: *La représentation du monde chez l'enfant* [1926], Paris 2003, S. 144, 194.

21 | Jean Piaget: *Introduction à l'épistémologie génétique. Tome II: La Pensée physique*, Paris 1950, S. 80f.; vgl. auch ders.: *La Formation du symbole chez l'enfant. Imitation, jeu et rêve. Image et représentation*, Neuchâtel, Paris 1945, S. 245-248; ders.: *La Représentation du monde*, S. 204; J. Piaget/B. Inhelder: *La Représentation de l'espace*, S. 231.

22 | Ders.: *La Construction du réel*, S. 203, 206. Vgl. A. Gosztonyi: *Raum*, S. 951, 954. Cassirer zeigt als »die beiden Grundzüge des mythischen Raumgefühls«, das dem animistischen im Sinne dieses Artikels entspricht: »die durchgängige Qualifizierung und Partikularisierung, von der es ausgeht, und die Systematisierung, zu der es nichtsdestoweniger hinstrebt« (Ernst Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, Berlin 1925, S. 118).

Um das animistische Moment von Raumvorstellungen konkreter zu fassen, kann ich mich zunächst einmal an die Alltagssprachen halten. Räumliche Beziehungen, wie die zwischen Innen und Außen, liefern unmittelbare Bilder für den Gegensatz von positiv und negativ.²³ Oben, wo der Himmel ist, unterscheidet sich so prinzipiell und grundlegend von unten, wie sich ein Links, wo das Herz schlägt, vom Rechts unterscheidet, wo es den Weg gibt, von dem man nicht abkommen soll.

Animistische Räumlichkeit ist Chance oder Bedrohung, Hort von Glück und Begierde oder Grund für Angst. Auch ein Platz, ein Gebiet oder eine Gegend werden animistisch zum Anlass für Gefühle. Ganz allgemein ist die antike Unterscheidung von Kosmos und Chaos: von einer harmonischen Weltordnung und deren negativem Gegenstück.²⁴ Abstände gibt es nicht. Verbindungen und Wirkungen zwischen räumlichen Elementen sind magische Verbundenheiten, eine gegenseitige »Teilhabe« durch »mystische Kräfte«.²⁵ Distanzen lassen sich in einem Augenblick überspringen oder sind absolut unüberwindlich. Wie im Märchen oder im Traum kann etwas gleichzeitig an mehreren Plätzen oder überall sein, aber auch ortlos, atypisch. Dies widerspricht (fast) allen Prinzipien der anderen Epistemologien.

Die Untersuchung der animistischen Momente von Raumvorstellungen begann im Rahmen der Frage nach der Raumwahrnehmung. Sie wurde vom Sensualismus der englischen Empiristen aufgeworfen, jedoch erst nach Kant, also im 19. Jahrhundert, systematisch entwickelt. Sinnen-, gestalt-, ganzheits-, elementen- und wahrnehmungspsychologische Arbeiten konnten verzeichnen, dass den Körperrichtungen und Bewegungen tatsächlich ganz verschiedene Raumempfindungen entsprechen. Den anthropologischen Forschungen gesellten sich dann im 20. Jahrhundert vor allem phänomenologische, lebens- und existenzphilosophische Arbeiten zu. Seit den 70er Jahren widmeten sich neue Geographien in ihrer Kritik an der etablierten Chorologie, *spatial science* und *analyse spatial* der Untersuchung der Beziehungen zwischen Raumwahrnehmung und Empfindungen.²⁶

23 | Vgl. Gaston Bachelard: *Poetik des Raumes* [La Poétique de l'espace, 1957], Frankfurt am Main 1987, S. 211.

24 | Vgl. Alexandre Koyré: *Du Monde clos à l'univers infini* [From the Closed World to the Infinite Universe, 1957], Paris 1962, S. 3.

25 | Lucien Lévi-Bruhl: *L'Âme primitive* [1927], réproduit en version numérique dans la collection »Les classiques des sciences sociales«, in: http://www.uqac.quebec.ca/zone30/Classiques_des_sciences_sociales/index.html, gesehen am 17. Januar 2005.

26 | Vgl. A. Gosztonyi: *Raum*, S. 326ff., 772f.; Ernst Mach: *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen* [1886], Jena 1902, S. 86f.; zur Geographie vgl. D. Läßle: *Essay über den Raum*, S. 168ff.; Edward Soja: »In Different Spaces. Interpreting the Spatial Organization of Societies«, in: *Proceedings*, 3rd International Space Syntax Symposium Atlanta 2001, in: <http://>

Auf das animistische Moment wird insbesondere in den Arbeiten zum »gelebten Raum« eingegangen. Unter dieses Konzept, das etwa zeitgleich von Dürckheim und Minkowski vorgeschlagen wurde, lassen sich Untersuchungen fassen, die der Frage nachgehen, »wie der Mensch im Raum lebt und wie er – gefühls- und gemütsmäßig – den Raum erlebt«. ²⁷

In den Humanwissenschaften ist der Rekurs auf natürliche (Wert-) Ordnungen zur Darstellung und Erklärung von Phänomenen also durchaus gebräuchlich. Das Bild einer vertikalen Schichtung der Gesellschaft kann mithin problemlos um das Bild einer horizontalen Gliederung ergänzt werden. ²⁸ Es ist kein Zufall, was wo zu liegen kommt, sondern die Richtungen haben ihre je eigenen Bedeutungen und Werte. Sobald wir die Orientierungen umdrehen, die Achsen vertauschen oder gar den Zusammenhang gegenüberliegender Richtungen auflösen (und etwa »oben« nun »rechts« oder gar nichts mehr gegenüberstellen), funktioniert das Modell nicht mehr richtig. Anschaulichkeit ist nicht bloß eine erleichternde Nebensächlichkeit. Sie übermittelt qua nicht explizierter Eindrücke notwendige Informationen für die Erklärung selbst.

Anlass für Träume sind auch Orte, Gegenden, Gebiete und Regionen. Platz zu haben kann ja eine eigene Art von Reichtum darstellen. Berühmt sind jene direkt politikbezogenen Wissenschaften, welche die von Braudel formulierte Ambivalenz eines Raums als »Vorteil und Hindernis« gerade nicht ins Auge fassen. Für Friedrich Ratzels Geodeterminismus ist Raum eine Ressource, ein Ziel von Begierden. Es gibt »gute Grenzen«, »raumüberwindende Mächte« und vor allem den »Lebensraum«, der in seiner weiteren Verwendung ja direkt mit Geopolitik und nationalsozialistischer Expansion verbunden war. ²⁹

undertow.arch.gatech.edu/homepages/3sss/papers_pdf/sl-Soja.pdf, sl.I-sl.4, gesehen am 16. September 2004; Jean-François Staszak: »La Géographie«, in: Jean-Michel Berthelot (Hg.), *Épistémologie des sciences sociales*, Paris 2001, S. 77-116, hier S. 109.

27 | A. Gosztonyi: Raum, S. 947; vgl. Karlfried v. Dürckheim: »Untersuchungen zum gelebten Raum. Erlebniswirklichkeit und ihr Verständnis. Systematische Untersuchungen II«, in: Felix Krueger (Hg.), *Psychologische Optik*, München 1930, S. 383-480; Eugène Minkowski: *Le Temps vécu. Études phénoménologiques et psychopathologiques* [1933], Neuchâtel 1968, S. 366-398; vgl. auch Lenelis Kruse: *Räumliche Umwelt. Die Phänomenologie des räumlichen Verhaltens als Beitrag zu einer psychologischen Umwelttheorie*, Berlin, New York 1974.

28 | Vgl. Pitirim Sorokin: *Social Mobility* [1927], London 1998, S. 7-10.

29 | Fernand Braudel: *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II* [1949], Paris 1985, S. 326; Friedrich Ratzel: *Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte*, Stuttgart 1882, S. 121; ders.: *Der Lebensraum*, Tübingen 1901; ders.: *Politische Geographie* [1897], München, Berlin 1923, S. 249-318. Zum Raumkonzept der Politischen Geographie

Mit Raumanimismus als *explanans* ist in den Humanwissenschaften also zu rechnen. Doch welche Möglichkeit gibt es, ihn zu berichtigen? Dazu ist es ratsam, mit dem Träumen aufzuhören, die Augen zu öffnen und sich genau umzusehen.

3. Realismus

Realismus meint jenen »naiven Realismus«, der ab Mitte des 19. Jahrhunderts zum Synonym wurde für eine »natürliche Einstellung, in der wir unser tägliches Leben führen«: »[D]ie Inhalte der Wahrnehmungen und das Ansichsein des Wahrgenommenen [werden] in unbefragter Selbstverständlichkeit als Einheit verstanden.«³⁰ Realistisch wahrgenommen wird mit allen Sinnen. Dies ist nicht Kontemplation, sondern unmittelbarer Umgang, Benutzung. Um sich realistisch zurechtzufinden, bedarf es sicherer Gewohnheiten. Anschaulichkeit garantiert unmittelbares Verstehen. Um die Wirklichkeit mit dem Finger zu berühren, bedarf es keiner Theorie. Man muss nur die Träume verabschieden.

Solches Wiedererkennen ist zwar grob, aber dafür schnell und sicher. Als »konkrete Operationen«, das heißt als »verinnerlichte und damit transitiven, umkehrbaren und assoziativen Zusammensetzungen fähigen Aktionen«, implizieren Handlungen eine »praktische Logik«: »jene gleichsam körperliche Sicht, die keinerlei Repräsentation [...] voraussetzt, jene aktive Präsenz in der Welt, kraft derer die Welt ihre Präsenz aufzwingt«. Weit davon entfernt, Wissen im üblichen Sinne zu sein, ist die »körperliche Erkenntnis« nur so weit logisch, wie das noch praktisch bleibt.³¹ Realistisch betrachtet, kann als wirklich nur gelten, was nützt und unmittelbar gebraucht werden kann. Realismus ist eine Epistemologie der unmittelbaren Vertrautheit.³²

und der Geopolitik vgl. besonders Elisabeth Konau: Raum und soziales Handeln. Studien zu einer vernachlässigten Dimension soziologischer Theoriebildung, Stuttgart 1977, S. 65-97.

30 | H. Weyl: Raum Zeit Materie, S. 2; Stichwort »Realismus«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Sp. 148-178, hier Sp. 160.

31 | J. Piaget: Introduction à l'épistémologie génétique I, S. 225, und II, S. 76f.; Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft [Esquisse d'une théorie de la pratique, précédée de trois études d'ethnologie kabyle, 1972], Frankfurt am Main 1979, S. 228, auch 249; ders.: Le Sens pratique, Paris 1980, S. 145; ders.: Méditations pascaliennes, S. 163.

32 | Vgl. Gaston Bachelard: Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis [La Formation de l'esprit scientifique, contribution à une psychanalyse de la connaissance objective, 1938], Frankfurt am Main 1987, S. 151-155.

Der »räumliche Realismus« bestimmt sich daher durch sein »topologisches Prinzip« der Beinhaltung und Umschließung: Das Ding ist an seinem Platz, die Plätze sind in ihrer Gegend. Sich praktisch zurechtzufinden verleiht Orten, Plätzen, Gegenden, Wegen, Bewegungen und Ruhe gleichsam Absolutheit.³³

Wir sehen, dass räumliche Beziehungen auch in realistischer Einstellung noch keinen Raum ergeben. Stattdessen findet sich eine Ansammlung von Orten, Plätzen, Gegenden, Gebieten, die so singulär wie nur möglich sind. Sie allesamt global in einem homogenen Milieu zusammenzufassen, wäre realistischweise absurd. Es gibt keinen realistischen Raum, sondern nur Netze von praktisch verbundenen Gegenden. Was passiert, ist immer diesseits oder jenseits einer Grenze, immer innen oder außen von etwas. Dem Raum lässt sich nicht entkommen, einer Gegend schon.

In den Alltagssprachen verweisen räumliche Metaphern auf (Körper-) Bewegungen, um gar nicht unmittelbar räumliche Vorgänge zu repräsentieren. Wir steigen sozial auf oder ab, wenden uns etwas zu oder von etwas ab, gehen etwas auf den Grund und versuchen, umsichtig zu sein. Wir fügen uns in eine Gruppe ein, brechen aus Gewohnheiten aus und stehen unentschlossen zwischen zwei Optionen.

Der Primat der Nützlichkeit bedingt zwar einerseits die prinzipielle Zentrierung räumlicher Beziehungen um die eigene Aktivität und Bewegung. Andererseits jedoch begründet er die Gliederung einer Gegend in jenen Teil, in dem ich praktisch, mit oder ohne Werkzeug manipulieren kann (die *small-scale spaces* der Wahrnehmungspsychologie), und jenen anderen Teil, auf den ich keinen unmittelbaren Zugriff habe. Dies wird zumeist als Trennung von Nah- und Fernraum bezeichnet. Sich praktisch zu orientieren umfasst die konkreten – »spontanen« – Operationen der Lokalisierung, der Peilung und des Messens.³⁴ *Cognitive maps* beinhalten Landmarken und Routen.³⁵ Ganz anders in der Ferne, wohin die Werkzeuge nicht mehr reichen. Dort, wo nichts zu tun ist, können die Erscheinungen noch ein magisches Eigenleben haben. Dort gibt es keine Dinge, die sich handhaben lassen, an keinen Plätzen, die wiederzufinden sind.

33 | Gaston Bachelard: *L'Expérience de l'espace dans la physique contemporaine*, Paris 1937, S. 11, vgl. S. 38; zum Begriff der Gegend vgl. E. Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen II*, S. 121; Martin Heidegger: *Sein und Zeit* [1927], Tübingen 1953, S. 102ff.

34 | Vgl. E. Ströker: *Philosophische Untersuchungen*, S. 86-92; J. Piaget: *La Construction du réel*, S. 144-149; J. Piaget/B. Inhelder: *Représentation de l'espace*; zum »spontanen Messen« vgl. Jean Piaget/Bärbel Inhelder/Alina Szeminska: *Die natürliche Geometrie des Kindes [La Géométrie spontanée de l'enfant, 1948]*, Stuttgart 1975, S. 15-92.

35 | Vgl. Gerd Wenninger (Hg.), *Lexikon der Psychologie in fünf Bänden*. Dritter Band, Heidelberg, Berlin 2001, S. 422f.

Die Untersuchung der realistischen Momente von Raumvorstellungen fand und findet zumeist gemeinsam mit der Untersuchung der animistischen Momente statt. Tatsächlich geht es den meisten Forschungen um synthetische Beschreibungen menschlicher Raumwahrnehmung und -konstruktion (etwa in biologischer, psychologischer, sozialer oder kultureller Spezifizierung) und nicht um eine allzu enge analytische Beschränkung auf einige ihrer Aspekte.

Statt die realistischen Momente gelebter Räume im Detail zu besprechen, lässt Bollnows Versuch, eine Übersicht über deren Strukturmerkmale zu geben, schnell die Besonderheiten erkennen. Als grundlegende Eigenschaft gilt die Zentrierung um »den Ort des erlebenden Menschen«. Aufgrund dieser Zentrierung setzen sich solche Räume nicht aus gleichwertigen Stellen zusammen (Heterogenität), und ihre Richtungen sind nicht beliebig untereinander vertauschbar (Anisotropie). Sie sind un stetig und auf alle möglichen Arten begrenzt. Damit ergibt sich für jede Bestimmung ein Gegensatz zum vertrauten geometrischen Raum (der im nächsten Abschnitt besprochen wird).³⁶

Für die historischen Humanwissenschaften ist Raumrealismus (wie andere Realismen auch) von besonderer Bedeutung. Die folgende Bemerkung Bachelards zum Realismus des Massebegriffs scheint für jene wie gemacht, wenn wir nur »Masse« durch »Raum« ersetzen: »Hier stellt sich der [Raum]begriff direkt, und ohne daß man darüber nachdenkt, als Vertreter einer ursprünglichen Erfahrung dar, die eindeutig und klar, einfach und unfehlbar ist.«³⁷ Allein die Lokalisierung eines Phänomens (die Möglichkeit also, eine konkrete Gegend zu benennen, in der es stattfindet oder stattfand) kann seine Realität garantieren.

Dies ist ganz offensichtlich, wenn der Gebrauch konkreter Gebiete untersucht wird: von politgeographischen Territorien (etwa Nationalstaaten, Regionen, Staatenverbänden, aber auch der ganzen Welt), von sozio-kulturell verstandenen Umgebungen (etwa Umwelt, Umfeld, *communities*, *areas*), von Standorten, Wohnorten, Arbeitsorten und Plätzen bis hin zur Lokalisierung von Interaktionen. Immer geht es um die Konstituierung von Plätzen und Gegenden durch Benutzung: Welcher Ort kann für wen, wofür und wie verfügbar sein? Epistemologisch gesehen, nehmen auch die neuen Raumwissenschaften mit ihrem Interesse an Aneignungen, Heterotopien, »gendered spaces« oder »hybriden Räumen« die alte Fragestellung der Diplomatie- und Kriegsgeschichte auf.³⁸ Historisch-sozial-kulturelle Phäno-

36 | Otto Friedrich Bollnow: *Mensch und Raum*, Stuttgart 1963, S. 17f.; vgl. auch H. Poincaré: *Science et Hypothèse*, S. 69.

37 | G. Bachelard: *Philosophie des Nein*, S. 38.

38 | Vgl. Michel Foucault: »Des Espaces autres. Conférence au Cercle d'études architecturales, 14 mars 1967« [1984], in: ders., *Dits et écrits 1954-1988*. IV 1980-1988, Paris 1994, S. 752-762, hier S. 756-761; M. Löw: *Raumsoziologie*, S. 246-254.

mene werden jedoch auch direkt raumrealistisch beschrieben – ganz so, als ob sie nützliche, benutzte Gegenden wären, *an* denen die Wirklichkeit stattfindet.

Raumrealismus bedeutet aber nicht einfach Vorliebe für bildliche Sprachen, sondern umsichtige, empiristisch-additive Gegenstandskonstruktion. Die einzelnen historisch-sozial-kulturellen Gegenden stehen für sich. Im Wirtschaftssektor geschieht dies und das, im Kunstbereich, in der Politik-sphäre, im öffentlichen Raum, im professionellen Milieu und im wissenschaftlichen Feld etwas je anderes. Lebenswege führen durch und zwischen diese Gebiete. Die hier wichtigen Netzwerkmodelle sind selbst ein Zusammenhang vielfältiger technischer Vorgangsweisen – gerade ohne eine zusammenschauende Theorie.³⁹

Die Darstellung realistischer Ergebnisse erfolgt am besten monographisch. In Berichten, Chroniken und Zitatenskollagen werden einzelne Themen je für sich präsentiert. Umsichtiges Abhandeln vieler Details bürgt für Objektivität. Belege erfolgen am besten anhand einzelner Beispiele. Jede Zusammenfassung, jede konzeptuelle Vereinheitlichung wäre reine Willkür und würde nur wesentliche Details unterschlagen.

So wertvoll der Realismus ist, um den Animismus hintanzuhalten, wird er damit auch selbst problematisch. Es fehlt jede Idee eines globalen Zusammenhangs der Gebiete. Wie ist Berichtigung möglich? Da bleibt nur, in der praktischen Geschäftigkeit einzuhalten und genau nachzudenken.

4. Rationalismus

Rationalismus ist jenem *cogito* verbunden, das den Beginn moderner Epistemologie darstellt: Für Descartes ist nicht das sinnlich Erfahrbare real, sondern das Gedachte. In solch rationalistischer Einstellung lässt sich ein »System notwendiger Wahrheiten« von »vernünftige[n] Gewissheiten« ableiten.⁴⁰ Die »ursprüngliche Selbsttätigkeit« des Gedankens ist dabei nicht

Löw definiert: »Raum ist eine relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten«, S. 224; R. Maresch/N. Werber: Permanenzen des Raums, S. 13.

39 | Vgl. Peter V. Madsen: »Social Network Theory«, in: Edgar F. Borgatta/Marie L. Borgatta (Hg.), *Encyclopedia of Sociology*. Vol. 4, New York u.a. 1992, S. 1887-1894, hier S. 1888. Diese Feststellung ist nicht neu; vgl. Rolf Ziegler: »Norm, Sanktion, Rolle. Eine strukturelle Rekonstruktion soziologischer Begriffe«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 36 (1984), S. 433-463, hier S. 433-436.

40 | Stichwort »Rationalismus«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Sp. 44-47, hier S. 45; vgl. J. Piaget: *Introduction à l'épistémologie génétique I*, S. 276, 279.

auf vereinzelte Eindrücke, sondern auf ein »System der Wahrnehmungen« rückgebunden – im besten Fall auf eine experimentelle Erfahrung. Der Zweck rationalen Denkens liegt im Erreichen einer für alle gültigen, objektiven Wahrheit. Rationalismus ist eine Epistemologie der abstrakten Anschauung, der theoretischen Gewissheit.⁴¹

Rationalistisch betrachtet sind räumliche Beziehungen nicht mehr Attribute von Dingen, sondern eine Wirklichkeit *sui generis*. Räumlichkeit wird zur Sache eines Raums, einer »Umgebung [*milieu*], in der sich die beobachteten Phänomene ereignen«. ⁴² Erst für die theoretische Anschauung gibt es Raum, in letzter Konsequenz: den einigen Raum. Als Enthaltendes ermöglicht er allem (als Enthaltenes) zu existieren: Nichts ist nicht in ihm enthalten. Er ist leere Form, die vor allem Inhalt und unabhängig von diesem vorausgesetzt werden muss. Raumvorstellung wird damit zum Problem der Übersicht – und Raum zu einer Ordnung der Gleichzeitigkeit. Keine Umsicht soll die Welt in Reichweite enden lassen, keine Hinsicht verzerrt die Anschauung;⁴³ Weder Zweck noch Perspektive schränken den Überblick ein. Solch eine Sicht von einem archimedischen Punkt aus ist natürlich nicht zu erreichen. Sie ist erdacht und vorgestellt – bei Nicod mit aller Genauigkeit eines Gedankenexperiments: »Imagine each point of a physical space occupied for the time being by a material point, and a motionless observer who can take in all these points distinctly at a glance. We are thus conceiving an extremely idealized ›vision‹ which in a single act surveys, without movement, the whole content of the universe.«⁴⁴

Der eine Raum ist ein rationalistisches Ideal von großer Realität, das, wenn auch in sehr unterschiedlicher Annäherung, andauernd verwirklicht wird, und zwar durch unsere »Gewöhnung, uns und die Dinge innerhalb eines vor allem einzelnen bestehenden Raumes vorzustellen«. ⁴⁵ Einerseits muss eine Übersicht nicht unbedingt explizit ausformuliert oder gar ma-

41 | Ernst Cassirer: Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik [1910], Darmstadt 1994, S. 248. Zu den impliziten Annahmen und den historischen Möglichkeitsbedingungen der »scholastischen Illusion« vgl. P. Bourdieu: *Méditations pascaliennes*, S. 19-109; ders.: *Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action*, Paris 1994, S. 213-236.

42 | Descartes (leider ohne nähere Angabe) zit. in: Ph. Fritsch: »Espace social«, S. 193.

43 | Zu dieser Begrifflichkeit des Gegensatzes von praktischem und theoretischem Verhalten vgl. M. Heidegger: *Sein und Zeit*, S. 69. Zum Begriff der Übersicht als A-Perspektivität vgl. A. Gosztonyi: *Raum*, S. 1009f., 1015.

44 | Jean Nicod: »Geometry in the sensible world« [*La Géométrie dans le monde sensible*, 1924], in: ders., *Geometry and Induction*, London 1969, S. 1-155, hier S. 107.

45 | Georg Simmel: *Kant. Sechzehn Vorlesungen gehalten an der Berliner Universität*, Leipzig 1904, S. 55.

thematisch formalisiert sein. Für sie genügen schon die vagen Ideen, dass die realistischen Netze aus Orten und Pfaden in eine globale Ordnung eingebettet sind und dass sie immer weiter führen und sich immer weiter verzweigen können, auch wenn wir sie nicht unmittelbar oder sogar nie benutzen werden. Andererseits bietet uns die bekannte euklidische Geometrie ein abstraktes Mittel für eine »rational gesteuerte Orientierung«. ⁴⁶

In diesem Raum sind alle Stellen und alle Richtungen gleichwertig (Homogenität, Isotropie). Er ist stetig, leer und unendlich. Seine Struktur bestimmt jeden möglichen Inhalt. Die Setzung der Streckeninvarianz legt fest, wie sich die Formen geometrischer Figuren bei Verlagerungen ändern – nämlich gar nicht, gemäß unseren Anschauungsgewohnheiten: Ein beliebiges Dreieck etwa behält seine Form bei, wie auch immer es verlagert wird. Schließlich weist dieser Raum (zwei oder) drei Dimensionen auf. Er kann nicht wahrgenommen, muss jedoch gedacht werden – als ob das weiße Blatt, auf dem ich Dreiecke oder Kreise zeichnen *kann*, ein Fenster in diesen Raum darstellen würde von dem wir wissen, dass es ihn gibt, weil wir ihn uns denken können, auch wenn wir nichts sehen. ⁴⁷

Orientierung und Raumvorstellungen funktionieren also nicht bloß praktisch, sondern sind in unterschiedlichem Ausmaß auch einer theoretischen Einstellung geschuldet, das heißt: der Neigung und Fähigkeit zur Abstraktion und zum formalen oder konzeptuellen Denken. Die »räumliche Erkenntnis« kennt das Abstraktionsniveau der formalen Operationen, die sich auf Hypothesen statt auf konkrete Gegebenheiten beziehen und sich so »an der Schwelle zum axiomatischen Schema« der Geometrie befinden. ⁴⁸ Um sich einen Überblick über eine Situation zu verschaffen, müssen unterschiedliche Perspektiven nicht mehr konkret-körperlich eingenommen und sukzessive koordiniert, sondern können in der Abstraktion simultan erfasst werden. Solch spontan-theoretische Konstruktion eines Raums *uno intuito tota simul* sieht von gerichteter Zeitlichkeit ab. ⁴⁹

46 | A. Gosztonyi: Raum, S. 83f; vgl. G. Bachelard: L'Expérience de l'espace, S. 139; H. Poincaré, Science et Hypothèse, S. 69.

47 | Vgl. E. Ströker: Philosophische Untersuchungen, S. 310ff.

48 | J. Piaget: Introduction à l'épistémologie génétique I, S. 222f., 232; vgl. ders.: »Les Travaux de l'année 1960-1961 et le VI Symposium (19-24 juin 1961) du Centre International d'Épistémologie Génétique«, in: Vinh Bang et al., Épistémologie de l'espace, Paris 1964, S. 1-40, hier S. 6-8. Zur Abstraktion (das heißt einem Wahrheitskriterien unterstellten Denken um des Nachdenkens willen und nicht zur unmittelbaren Nützlichkeit) als formales Denken vgl. ders.: Introduction à l'épistémologie génétique I, S. 225; zur Abstraktion als konzeptuelles Denken vgl. ders.: La Construction du réel, S. 366.

49 | Vgl. J. Piaget: Introduction à l'épistémologie génétique I, S. 262; ders.: La Construction du réel, S. 374; Arthur Stanley Eddington: The Nature of the Physical World, Cambridge 1929, S. 36-63.

Je indifferenter dieser Raum gegenüber seinen Inhalten ist – sei es als jener Ort, an dem alles seinen Platz findet, oder als metrisierbares System von Stellen –, umso mehr kann er umfassen und umso weiter kann er reichen. Theoretisierung ist hier Verallgemeinerung. Der Grad an Abstraktion kann variieren, was das Konzept des Anschauungsraums gut erkennen lässt, der, selbst noch ein Aspekt des gelebten Raums, schon auf den homogen, leer und endlos vorgestellten »Raum unseres heutigen Gegenstandsbewusstseins« verweist.⁵⁰ Solch spontaner Raumrationalismus bezieht sich auf die »Geometrisierung des Raums«, die im 16. Jahrhundert mit der Erfindung der Naturwissenschaften ihren Anfang nahm. Und für uns stellt er vor allem eine schulisch hergestellte Selbstverständlichkeit dar.⁵¹

Die Beschäftigung mit dem Raum als abstraktem Gegenstand ist vor allem eine Sache der Raumphilosophien oder – etwas zeitgemäßer – der Raumtheorien. In spezialisiert-theoretischer Einstellung kann aus der »Gleichwertigkeit der Orte« deren »Gleichgültigkeit« werden.⁵² Der logische Primat wird zum ontologischen. Dies macht den Raum entweder zum *receptaculum rerum* oder zu einem transzendentalen *a priori*.⁵³ Anders verfahren die im engeren Sinne klassisch-rationalistischen Wissenschaften, die für die Geometrisierung verantwortlich sind. Die großen Erfolge der neuzeitlichen Physik Galileis und vor allem der Mechanik Newtons gründen einerseits auf der mathematischen Formalisierung der Erkenntnis und andererseits auf der Annahme einer »euklidischen« affinen Struktur der Gegenstandswelt. Doch Newton ist sich der Realität des absoluten Raumes auch *a priori* gewiss.⁵⁴

50 | E. Ströker: Philosophische Untersuchungen, S. 206, vgl. auch S. 93-135, 202-210. Zum »absolute[n] Raum« als »Ort aller Orte« vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: »Initia mathematica. Mathesis universalis. Arithmetica. Algebraica« [1698], in: ders., Mathematische Schriften hg. v. C.I. Gerhardt, Band VII, Die mathematischen Abhandlungen [Leibnizens Mathematische Schriften. Zweite Abtheilung, Band III, in: Leibnizens Gesammelte Werke aus den Handschriften der Königlich Bibliothek zu Hannover. Hg. v. G.H. Pertz, Dritte Folge, Mathematik, Band VII, 1863], Hildesheim, New York 1971, S. 1-243, hier S. 21.

51 | A. Koyré: Du Monde clos, S. 3; vgl. O.F. Bollnow: Mensch und Raum, S. 16.

52 | E. Ströker: Philosophische Untersuchungen, S. 186f.

53 | Vgl. N. Hartmann: Philosophie der Natur, S. 61-73; Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft [1698]. Ehemalige Kehrbacksche Ausgabe [1877] hg. v. Raymond Schmidt, Leipzig 1979, S. 96 (= A 24).

54 | Vgl. Ed Dellian: »Einleitung«, in: Isaac Newton, Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie [1687]. Ausgewählt, übersetzt, eingeleitet und herausgegeben von Ed Dellian, Hamburg 1988, S. VII-XXXV, hier S. XI-XXVIII; H. Weyl: Raum Zeit Materie, S. 141-151; L.D. Landau/E.M. Lifschitz: Klassische Feldtheorien. In

Fragt man nach dem Rationalismus der Humanwissenschaften, so denkt man zunächst an große Theorien. Neben (sehr selektiv verwendeten) Formalisierungen und statistischem Rechnen werden verallgemeinerte Übersichten in humanwissenschaftlichen Arbeiten vor allem mithilfe von graphischen Darstellungen erreicht. Vom handskizzierten Blasen Netzwerk bis zum computergezeichneten *plot* ermöglicht dies eine Totalisierung (Synchronisierung und Ordnung) von zeitlich und örtlich disparaten Beobachtungen.⁵⁵ Zumindest näherungsweise veranschaulichen solche Bilder ein unanschauliches *uno intuito*. Landkarten sind das wohl vertrauteste Beispiel für dieses Vorgehen. Unterschiedlichste Merkmale können aggregiert und verzeichnet werden, und so lassen sich Verteilungsmuster erkennen.⁵⁶

Doch es gibt auch Forschungen, die historische Phänomene ganz explizit als Raum in einem auch rationalistischen Sinne verstehen wollen. Im Prinzip handelt es sich dabei um Versuche, die Struktur des jeweiligen Forschungsgegenstandes (also die Ordnung der Beziehungen zwischen seinen Elementen) mithilfe einer einfachen Geometrie zu modellieren. Seine Grundparameter müssen dazu bloß als Dimensionen gedacht werden.

Als sozialer Raum etwa gilt nicht nur eine gelebte, konkrete Gegend.⁵⁷ Wie der Soziologe Sorokin zeigt, wird in vielen sprachlichen Wendungen

deutscher Sprache, Dresden [Teoria polja, 1939], Berlin 1992, S. 10-14; M. Jammer: Concepts of Space, S. 93-124.

55 | Vgl. P. Bourdieu: Le Sens pratique, S. 135-189; ders.: Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 230-248, 255-263.

56 | Zum Beispiel von »Nationalities and Wages« in einer Reihe von Chicagoer Häuserblocks um 1890 bei Residents of Hull-House: Hull-House Maps and Papers. A Presentation of Nationalities and Wages in a Congested District of Chicago. Together with Comments and Essays on Problems Growing Out of the Social Conditions. New York 1895, in: <http://www2.pfeiffer.edu/~lridener/DSS/Addams/hhtoc.html>, gesehen am 17. Januar 2005; oder von Theaterautoren in Paris gegen Ende des 19. Jahrhunderts bei Christophe Charle: »Situation spatiale et position sociale. Essai de géographie sociale du champ littéraire à la fin du 19e siècle«, in: Actes de la recherche en sciences sociales 13 (1977), S. 45-59, hier S. 51; bis zur »Wirtschaft des Römischen Weltreiches« bei Friedrich W. Putzger/Ernst Bruckmüller (Hg.): Historischer Weltatlas zur allgemeinen und österreichischen Geschichte, Wien 1998, S. 12.

57 | Also im Sinne der Sozialgeographie oder Lefebvres; vgl. ebenso Georg Simmel: »Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft«, in: ders., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung [1908, S. 460-526], in: Georg Simmel Online <http://socio.ch/sim/unt9a.htm>, gesehen 26. Januar 2005, S. 461; Emile Durkheim: Les Formes élémentaires de la vie religieuse. Le système totémique en Australie. Livre III: Les principales attitudes rituelles [1912], réproduit en version numérique dans la collection »Les classiques des sciences sociales«, in: http://www.uqac.quebec.ca/zone30/Classiques_des_sciences_sociales/index.html, gesehen am 26. Januar 2005, S. 100f.

unterstellt, dass man soziale Beziehungen wie räumliche Beziehungen, soziale Ordnung wie räumliche Ordnung und soziale Mobilität wie räumliche Mobilität denken kann. Der soziale Raum, in dem all diese Beziehungen und Bewegungen lokalisiert sind, darf aber mit dem konkreten Raum nicht verwechselt werden: »social space is the universe of the human population [...] man's social position is the totality of his relations towards all groups of a population and, within each of them towards its members.« Zur Bestimmung dieser sozialen Positionen schlägt Sorokin zwei Dimensionen vor, welche die beiden wesentlichen Prinzipien jeder sozialen Ordnung manifestieren sollen. Die Vertikale erfasst die hierarchischen Unterschiede zwischen Positionen, die Horizontale hingegen Unterschiede in den sozialen Zugehörigkeiten und Orientierungen. Die Gliederung in diesem zweidimensionalen Raum heißt Stratifikation, und die Bewegung von einer Position zur anderen nennt man soziale oder kulturelle Mobilität. Sorokin musste das Bild solch eines sozialen Raumes nicht erst erfinden. Er expliziert vielmehr eine Gewissheit des *common sense* von Gelehrten.⁵⁸

Auf vielerlei Arten operationalisiert und reformuliert, werden die Konzepte des sozialen Raums, der sozialen Mobilität und der sozialen Stratifikation nun seit sieben Jahrzehnten eingesetzt.⁵⁹ Raumrationalistische Vorstellungen – von Geigers »vertikaler Gliederung« und »horizontaler Lagerung« der Gesellschaft (1932) bis zu den letzten »waves« des »multidimensional theorizing« in den 90er Jahren – sind aus diesen Forschungen nicht wegzudenken.⁶⁰

Was jedoch, wenn die rationalistischen Gewissheiten nicht so unumstößlich sind, wie apodiktisch behauptet wird? Wie lässt sich Rationalismus berichtigen? Der Rekurs auf Animismus und/oder Realismus ist hier nicht hilfreich. Träumen und Hinschauen bringen nicht mehr weiter. Ein immer genaueres Nachdenken kann seine eigene Begrenzung, nämlich die Letztbegründung in Gewissheit, nicht überschreiten. Um Rationalismen zu berichtigen, muss man ausprobieren, was passiert, wenn die Gewissheiten selbst bewiesen werden müssen.

58 | Pitirim Sorokin: *Social Mobility* [1927], London 1998, S. 3-19, Zitat S. 6.

59 | Diskutiert wurde vor allem das von Bourdieu vorgestellte Modell eines sozialen Raums; vgl. ders.: *La Distinction. Critique sociale du jugement*, Paris 1979.

60 | Vgl. Theodor Geiger: *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage*, Stuttgart 1932, S. 3; David B. Gruski/Azumi Ann Takata: »Social Stratification«, in: *Encyclopedia of Sociology*, S. 1955-1970.

5. Surreationalismus

Bachelards Surreationalismus ist kein Antirationalismus, sondern vielmehr Ausdruck des Bemühens, »der menschlichen Vernunft ihre Aufgabe, Unruhe zu stiften, und ihre aggressive Funktion wiederzugeben«. ⁶¹ Rationalismus soll schließlich keine reine Gedächtnisübung, Erkenntnis keine monotone Funktion und Wissen nicht bloß Traditionspflege sein. Im Gegensatz zum streng akademischen Rationalismus ist der Surreationalismus offen und experimentell: »eine permanente Revolution«. ⁶² Worauf beruft sich dieser Enthusiasmus? Zur Erläuterung bietet sich hier ein berühmtes Beispiel an.

Rational gewiss war lange Zeit die konkurrenzlose Wahrheit der euklidischen Geometrie. ⁶³ Sie erhebt unsere unmittelbare Erfahrung einer Welt, die auf der Möglichkeit der Bewegung fester, starrer Körper beruht, zur vernünftigen Klarheit. Diese Besonderheit ist engstens mit dem Parallelenpostulat Euklids verbunden, demzufolge es in einer Ebene, in der eine Gerade g und ein nicht auf ihr liegender Punkt P gegeben sind, nur eine einzige Gerade (Parallele) gibt, die g nicht schneidet und durch P geht. Das Postulat verlängert nur ins Unendliche, was hier und jetzt (am Zeichenbrett) direkt zu sehen ist: Schienen etwa scheinen am Horizont zu verschwinden, verlaufen aber parallel. Im axiomatischen Aufbau der *Elemente* hat dieses Postulat jedoch eine ambivalente Stellung, und jahrhundertlang wurde versucht, es von den übrigen Axiomen abzuleiten. Statt zur zweifelsfreien Begründung einer einzig wahren Geometrie führte dies um 1830 zur Entwicklung einer anderen, »nicht-euklidischen« Geometrie, die nicht weniger wahr ist.

Das Verdienst der Bestimmung dieser hyperbolischen Geometrie wird Carl Friedrich Gauss, János Bolyai und Nicolaj Iwanowitsch Lobatschewskij zugeschrieben. Sie resultierte aus dem Versuch herauszufinden, was geschieht, wenn das Parallelenpostulat nicht gilt, alle anderen euklidischen

61 | Gaston Bachelard: »Le Surreationalisme« [1936], in: ders., *L'Engagement rationaliste*, Paris 1972, S. 7-12, hier S. 7.

62 | Georges Canguilhem: »Préface«, in: G. Bachelard, *L'Engagement rationaliste*, S. 5-6, hier S. 6. Deshalb auch die Anspielung auf den Surrealismus und den »Experimentaltraum« Tristan Tzaras; vgl. G. Bachelard: *Surreationalisme*, S. 8; ders.: *Der neue wissenschaftliche Geist [Le Nouvel esprit scientifique, 1934]*, Frankfurt am Main 1988, S. 24-44.

63 | Zum Folgenden vgl. etwa G. Bachelard: *Der neue wissenschaftliche Geist*, S. 24-44; Ferdinand Gonseth: *La Géométrie et le problème de l'espace*, Neuchâtel, V: *Les Géométries non euclidiennes* 1952, S. 7-12, VI: *Le Problème de l'espace* 1955, S. 160; H. Poincaré: *Science et Hypothèse*, S. 49-67; H. Weyl: *Raum Zeit Materie*, S. 71-77; A. Gosztonyi: *Raum*, S. 465-541; E. Ströker: *Philosophische Untersuchungen*, S. 305-312.

Axiome aber gültig sind (zunächst noch in der Hoffnung, nur absurde Widersprüche zu erzeugen und das Parallelenpostulat damit indirekt zu beweisen): Man kam indes zu dem Ergebnis, dass es nicht nur eine, sondern unendlich viele Parallelen zu g in P gab. Ein widerspruchsfreies System konnte deduziert werden. Dass es nur schwer und fragmentarisch zu veranschaulichen ist, ändert nichts daran. Diese neue Möglichkeit eröffnete nun weitere, durch die Setzung, dass es keine Parallele im obigen Sinne geben soll, ließ sich noch eine weitere Geometrie entwickeln: die elliptische. Und das war erst der Anfang einer geometrischen Dialektisierung von euklidisch/nicht-euklidisch.

Zur Vervielfältigung rationaler Geometrien gehört aber auch deren Systematisierung. Riemann entwickelte 1854 eine allgemeine metrische Geometrie stetiger n -dimensionaler Mannigfaltigkeiten. Hier fanden sich nicht nur die bereits genannten Geometrien als besondere Fälle des Möglichen, sondern auch »neuartige mathematische Raumstrukturen« wurden entwerfbar.⁶⁴ Klein bewies die Gleichwertigkeit der hyperbolischen, euklidischen und elliptischen Systeme, und mithilfe des Begriffs der Transformationsgruppen führten seine Arbeiten überdies zu einer vollständigen Systematisierung der Geometrien. (Damit fehlte zum vollständigen »Zirkel operativer Gruppen«, der für die Verwendung der Geometrien in anderen Wissenschaften so wichtig ist, nur noch die Topologie.⁶⁵) Dies »garantiert die prinzipielle Einheit und Kontinuität des Raumes, die durch die Anschauung niemals aufweisbar ist.«⁶⁶ Kleins »Erlanger Programm« trennt Geometrie klar von allen Anforderungen sinnlicher Erfahrbarkeit. Die Entwicklung der Geometrie im 19. Jahrhundert zeichnet sich so durch die »Beseitigung konventioneller Schranken des Denkens« aus.⁶⁷

Der Surrealismus nimmt damit seinen Anfang bei dem »Verdacht, in den Begriffen selbst möchte noch nicht die Wahrheit liegen, die man hat beweisen wollen und zu deren Bestätigung [...] nur Versuche dienen können.«⁶⁸ Dialektisierung (»nicht-...«) und Pluralisierung lassen die Einheit

64 | E. Ströker: Philosophische Untersuchungen, S. 327; vgl. Bernhard Riemann: Über die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen [Habilitationsvortrag 1854; 1867], Berlin 1923.

65 | J. Piaget: Introduction à l'épistémologie génétique I, S. 241f.

66 | A. Gosztonyi: Raum, 531; vgl. Felix Klein: »Über die sogenannte nicht-euklidische Geometrie« [1. Teil 1871, 2. Teil 1872/73], in: ders., Gesammelte mathematische Abhandlungen, Band 1, Berlin 1921, S. 254-305, 311-350; ders.: Vergleichende Betrachtungen über neuere geometrische Forschungen (Erlanger Programm) [1872], in: ebd., S. 460-497.

67 | Ernst Mach: Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung, Leipzig 1905, S. 409.

68 | Nicolai Iwanowitsch. Lobatschewskij: »Neue Anfangsgründe der Geometrie

lichkeit eines abgeschlossenen Rationalismus nicht intakt. Gewissheiten werden als Möglichkeiten behandelt. Konstante Bestimmungen lassen sich als Parameter verstehen und variieren: »warum nicht?«⁶⁹ Real ist nicht eine Variante (etwa eine Geometrie), sondern das Gesamt (ein System von Transformationsgruppen): In diesem Sinne geöffnete Konzepte sind der wissenschaftlichen Entwicklung durch Berichtigung fähig.

Die Dialektik des Surrealismus ist eine Dialektik *a posteriori*. Er kann sich nur gegen etabliertes Denken konstituieren (etwa gegen die Gewissheit der Parallelen). Wirkliches findet sich weder vor noch wird es apodiktisch postuliert. Es wird gemäß »dem zweifachen Ideal theoretischer Kohärenz und experimenteller Präzision«⁷⁰ verwirklicht – das heißt: zur Wirklichkeit gemacht. Ein Konzept wird dadurch *forschungswissenschaftlich*, dass ihm eine Realisierungstechnik zur Seite gestellt wird. Die wissenschaftliche Forschung (*nicht* die angewandte, Grundlagen-, Geschichts-, Sozial- oder Kulturforschung) stellt sich ihre Phänomene selbst her – sie ist Phänomenotechnik. Die »nichtkartesianische Epistemologie« des Surrealismus ist eine der wissenschaftlichen Berichtigung.⁷¹

Deshalb gibt es für den Surrealismus auch keinen Raum, sondern nur noch Räume: homogene und heterogene Räume, Räume von beliebiger Dimensionalität, Krümmung und Metrik sowie offene, geschlossene, begrenzte oder unbegrenzte Räume. Ist Raum keine Gewissheit mehr, so kann die Struktur räumlicher Beziehungen zu einer eigenen Problematik werden.⁷² Die Vielfalt der Räume macht ihren Nutzen aus. Räume sind nicht gegeben: »Die Wirklichkeit des Raums liegt in seiner Konstruktion.« – »Man findet den Raum nicht: Man muss ihn immer konstruieren.«⁷³

mit einer vollständigen Theorie der Parallellinien« [1835-1838], in: ders., Zwei geometrische Abhandlungen, Leipzig 1898, S. 67-235, hier S. 67.

69 | »[D]er alten Philosophie des ›Als ob‹ [folgt] in der Wissenschaftsphilosophie die Philosophie des ›Warum nicht?‹« (G. Bachelard: Der neue wissenschaftliche Geist, S. 12). Im selben Sinne einer dialektischen Aufhebung spricht man nicht bloß von nichteuklidischer Geometrie, sondern etwa auch von nichtarchimedischer Geometrie und nichtaristotelischer Logik. Bachelard fügt unter anderem eine nichtnewtonsche Mechanik (Relativitätstheorien) und eine nichtlavoisiersche Chemie an; vgl. ders.: Philosophie des Nein, S. 67-110; ders.: Der neue wissenschaftliche Geist, S. 45-62.

70 | Gaston Bachelard: *Le Rationalisme appliqué* [1949], Paris 1986, S. 4.

71 | G. Bachelard: *Der neue wissenschaftliche Geist*, 135-177; zur Phänomenotechnik vgl. ders.: *Bildung des wissenschaftlichen Geistes*, S. 111, 358; ders.: *Expérience de l'espace*, S. 140.

72 | Vgl. Ferdinand Gonseth: *La Géométrie et le problème de l'espace. I: La doctrine préalable*, Neuchâtel 1945, S. 1-5.

73 | J. Piaget: *La Construction du réel*, S. 207 (erstes Zitat); G. Bachelard: *L'Expérience de l'espace*, S. 123 (zweites Zitat).

Die hierzu nötigen operativen Begriffe liefert vor allem die Mathematik. Die wissenschaftlichen Verwendungen der neuen Geometrien sind auf das Engste mit den großen Brüchen in der Physik des beginnenden 20. Jahrhunderts (den beiden Relativitätstheorien und den Quantentheorien) verbunden.

Die Verwendung von surrationalistischen Raumvorstellungen in den historischen Humanwissenschaften lässt sich in der hier gebotenen Kürze kaum beschreiben. Denn dabei geht es auch um deren vertrackt ambivalentes Verhältnis zu den Natur- und Formalwissenschaften, die so oft und höchst unproduktiv nur für ein erdrückendes Vorbild oder für illegitime Konkurrenz gehalten werden. Beide Haltungen sind nicht offen im dargestellten Sinne. So lasse ich es hier besser mit dem Hinweis auf ein Konzept bewenden, das ich aus meiner eigenen Arbeitserfahrung gut genug kenne. Bourdieus Modell der relativ autonomen Felder kultureller Produktion erweist sich in mancherlei Hinsicht als geöffnetes Konzept, als ein Berichtigungsprogramm, das alle Schritte einer Forschungskonstruktion theoretisch-methodisch orientieren kann.⁷⁴ Dies gilt auch für die implizierten Raumvorstellungen. Zumal bei Verwendung unterschiedlicher Experiment- und Konstruktionstechniken gehen sie über die deutlich intuitiven und apodiktischen Anteile, die den Modellen vom sozialen Raum noch anhaften, weit hinaus. Besonders wichtig ist hier der Einsatz von multiplen Korrespondenzanalysen.⁷⁵ Diese erlauben die Modellierung von sozialen/kulturellen Feldern als Verteilungen statistischer Merkmale und Individuen in n-dimensionalen Vektorräumen mit euklidischer Metrik, aber heterogener und anisotroper Struktur (die Dimensionen sind von unterschiedlicher Wichtigkeit, ihr Ursprung liegt im Schwerpunkt der jeweiligen Wolke von mit Gewichtungen versehenen Punkten). Die Struktur eines Feldes muss für jeden Fall eigens konstruiert werden. Ein dimensional beschränktes und inhaltlich festgelegtes Prinzip (wie etwa die Struktur der Kapitalverteilung im sozialen Raum) lässt sich nicht mehr vorgeben.

74 | Vgl. Pierre Bourdieu: Réponses. Pour une anthropologie réflexive, Paris 1992, S. 71, 204.

75 | Zur einfachen Korrespondenzanalyse vgl. J.-P. Benzécri u.a.: L'Analyse des données, Band 2: L'Analyse des correspondances, Paris, Bruxelles, Montréal 1973; zur multiplen Korrespondenzanalyse vgl. Henry Rouanet/Brigitte Le Roux: Analyse des données multidimensionnelles. Statistique en sciences humaines, Paris 1993, S. 251-300; dies.: Geometric Data Analysis. From Correspondence Analysis to Structured Data Analysis, Berlin, Heidelberg, New York 2004.

6. Ausblick

So viel zu den vier Epistemologien. Hier ist es nicht möglich, diesen Entwurf genauer zu erläutern, das Werkzeug bei der Arbeit zu zeigen und die epistemologischen Profile von Raumvorstellungen im Gebrauch zu entwickeln. Doch einen kurzen Ausblick kann ich geben.

Ein Raumprofil beschränkt sich nicht auf eine oder mehrere der vier Epistemologien. Für ein konkretes Profil muss systematisch für alle vier epistemologischen Variablen die entsprechende Ausprägung eruiert werden. Diese Ausprägungen brauchen nicht besonders deutlich zu sein, und sie können positiv wie negativ ausfallen. Die Philosophie des Nein zeigt ja, dass der Bezug auf eine bestimmte Philosophie auch in deren *Negation* bestehen kann.⁷⁶

Außerdem stellt sich bei einem kompletten Profil die bislang noch gar nicht formulierte Frage, auf welche Weise die vier konkreten Variablenausprägungen zusammenwirken, um eine bestimmte Raumvorstellung zu ergeben. Ein Profil erfordert nicht nur Vollständigkeit, sondern auch eine bestimmte Ordnung der Epistemologien. Die Serie vom Animismus zum Surrealismus hat »nichts Willkürliches und [entspricht] einer regelmäßigen Entwicklung der Erkenntnisse. [...] Diese Ordnung ist der direkte Beweis für die Realität der Epistemologie.«⁷⁷ Stufen dieser Serie können nicht ohne Folgen übersprungen werden. Bei einem Thema etwa, das vor allem Anlass zum Träumen gibt (Heimat, Freiraum oder Lebensraum), wird der Rat, doch genau nachzudenken, nicht zu einer Verbesserung der Erklärungen führen, sondern nur zu einem jener gelehrten Raumträume, an denen es derzeit kaum Mangel zu geben scheint.⁷⁸ Und gar der Rat, es doch

76 | Diese Überlegung wird von Bachelard zwar wiederholt formuliert (vgl. etwa ders.: *Philosophie des Nein*, S. 121), geht jedoch nicht in die Balkendiagrammdarstellung seiner Beispielprofile ein (vgl. ebd.: S. 57ff.).

77 | G. Bachelard: *Philosophie des Nein*, S. 62.

78 | Ich nehme das erste Beispiel, das ich finde. Jean-Luc Nancy schreibt: »[D]er Raum des öffentlichen Erscheinens [...] ist jedoch ohne Zweifel nicht mehr ganz derselbe: Er unterscheidet sich nicht mehr in derselben Weise vom privaten Raum und ist nicht mehr derselbe Raum des eigentlich Städtischen, Staats-Bürgerlichen oder Politischen. Ihm eingegliedert sind beispielsweise der Handel, die Freizeit, der Tourismus, die Stadtplanung, der Austausch, das Telefon, das Fernsehen, das Kino, das Museum, das Journal, das Internet, das Geschlechtliche, die übertragbaren Krankheiten, das Krankenhaus [...] Er ist ein vervielfältigter oder potenzialisierter Raum – ein Raum, der komplexer, labyrinthisch, sich-vervielfältigend, mégalopolitisch geworden ist ... oder [...] Das ist auch ein Raum, der spürbar zur Raum-Zeit geworden ist, ein deformierbarer und transformierbarer Raum, der unsere Beziehungen unablässig ummodelliert und sie abreißen lässt« (»Signifikante Ereignisse der Wahrnehmung und das Entstehen von Gemeinschaften und Geschichten. Ein Brief-

anders auszuprobieren, wird kein bachelardsches *warum nicht?* initiieren, sondern höchstens ein feyerabendsches *anything goes*.⁷⁹ Für eine wirksame Verwissenschaftlichung fehlt es hier an realistischer Erfahrung. Umgekehrt kann die Aufforderung zum Surrationalismus bei einem Thema, das ohne solide Theorie vor allem mit empiristischer Umsicht bearbeitet wird, nicht zur Entwicklung eines tragfähigen Modells beitragen, sondern ist nur als Aufforderung zum unzusammenhängenden Basteln verstehbar. Geht es um Forschung, lässt sich in diesem Fall von der Entwicklung eines Rationalismus nicht absehen.

In der Logik der Berichtigungen hat wissenschaftliche Forschung das Privileg, nicht erst auf eine (philosophische, ästhetische, moralische, politische ...) Letztbegründung ihrer Gegenstände und ihres Vorgehens warten zu müssen. Sie kann sinnvoll »im Relativen beginnen«. ⁸⁰ Um besser, das heißt: wissenschaftlicher zu erklären, muss allerdings genau auf den konkreten epistemologischen Zustand der infrage stehenden Arbeiten und Konzepte geachtet werden. Epistemologische Profile helfen, solch einen Zustand klarer zu erfassen.

wechsel mit Jean-Luc Nancy, geführt von Anna Schober«, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 15 [2004], S. 129-138, hier S. 132).

79 | Vgl. Paul Feyerabend: *Against Method. Outline of an Anarchistic Theory of Knowledge*, London 1975.

80 | F. Gonseth: *La Géométrie et le problème de l'espace VI*, S. 129.

Die (Un-)Ordnung des Raumes. Bemerkungen zum Wandel geographischer Raumkonzepte im ausgehenden 20. Jahrhundert

JUDITH MIGGELBRINK

»How we represent space and time in theory matters, because it affects how we and others interpret and then act with respect to the world.«¹

1. »Der Raum« als konzeptioneller Grenzgänger

Seitdem konstruktivistisches Gedankengut Fragen nach dem »wirklichen« Wesen der Dinge zu verbannen trachtet, werden die aus einem quasi absoluten Erkenntnisinteresse formulierten Was-ist-Fragen umgestellt auf vorsichtigeren Wie-ist-Fragen. Angesichts der schieren Größe solcher Begriffe wie dem des Raumes wird hier der zweite Weg gewählt und gefragt: Wie ist der Raum? Oder genauer: Wie wird Raum verstanden?

Der Raum und sein kongenialer Schatten, der Ort, sind zu wirkungsmächtigen Kategorien aufgestiegen; Reduktion, Generalisierung und Abstraktion kontern sie mit Fülle, Authentizität, Gegenwärtigkeit und Einmaligkeit:

»Am Ort läuft alles zusammen, der Raum umschließt alle Sphären. Der Ort erzwingt zum Denken des Nebeneinander, zum Denken der noch nicht reduzierten Komplexität. Der Ort ist ein ständiges Veto oder Monitum ge-

1 | David Harvey: The Condition of Postmodernity. An Inquiry into the Origins of Cultural Change, Oxford 2000, S. 205, hier S. 1.

gen die Verabsolutierung der Teile. Orte sieht und begreift man nur, wenn man sie begeht, wenn man um sie herumgeht.«²

Räume – so legt dieses Zitat nahe – stehen ebenso für konkrete Ereignisse, die Materialität des Geschehens und die physische Bewegung wie für konkrete Personen: Ob Beteiligter, Flaneur oder Wissenschaftler – Raum ermöglicht eine Fülle sinnlicher Erfahrungen. Unversehens kann diese (materielle) Konkretheit aber transzendiert werden:

»Insgesamt *ist der Raum ein Ort*, mit dem man etwas macht. So wird zum Beispiel die Straße, die der Urbanismus geometrisch festlegt, durch die Gehenden in einen Raum verwandelt. Ebenso ist die Lektüre ein Raum, der durch den praktischen Umgang mit einem Ort entsteht, den Zeichensystem – etwas Geschriebenes – bildet.«³

Oder ist Raum – ganz im Gegensatz zu Schlögels Feststellung – nicht vielmehr ein hervorragendes Mittel zur Reduktion von Komplexität, das soziale Verhältnisse in einem (vergleichsweise einfachen) räumlichen Code der Unterscheidung von »hier so«/»dort anders« formuliert?⁴ »Raum« ist, mit anderen Worten, ein unterbestimmter Begriff, dessen analytische Schärfe – entgegen der optimistischen Äußerung Harveys – immer wieder dramatisch in Zweifel gezogen wurde.⁵ Diese Zweifel werden im Folgenden zwar nicht beseitigt, doch es soll an einigen Beispielen aufgezeigt werden, wie der Begriff in jüngerer Zeit vonseiten der Geographie konkretisiert wurde, wie er aber dennoch immer wieder changiert und zu einem konzeptionellen Grenzgänger zwischen »Physis« (Materialität) und »Idee« (Mentalität) wird.⁶

Zunächst wird es in aller Kürze um die Ambivalenz des Raumbegriffs in der Geographie gehen, die im Anschluss daran zur Ausarbeitung der Un-

2 | Karl Schlögel: »Kartenlesen, Raundenken. Von einer Erneuerung der Geschichtsschreibung«, in: Merkur 56 (2002), S. 308-318, hier S. 314.

3 | Michel de Certeau: Die Kunst des Handelns, Berlin 1988, S. 218 [Hervorhebung im Original].

4 | Zum Argument der Komplexitätsreduktion vgl. Helmut Klüter: Raum als Element sozialer Kommunikation, Gießen 1986.

5 | Vgl. Etwa Nigel Thrift/Michael Crang: »Introduction«, in: dies. (Hg.), Thinking Space, London, New York 2000, S. 1-30, hier S. 1: »Space is the everywhere of modern thought. It is the flesh that flatters the bones of theory. It is an all-purpose nostrum to be applied whenever things look sticky. It is an invocation which suggests that the writer is right on without her having to give too much away. It is flexibility as explanation: a term ready and waiting in the wings to perform that song-and-dance act one more time.«

6 | Der Beitrag bezieht sich dabei weitgehend auf einige Aspekte der deutschsprachigen Diskussion; Entwicklungen im internationalen Bereich werden – mit Ausnahme eines Schlüsseltextes von Torsten Hägerstrand (Abschnitt 5) – nur cursorisch berücksichtigt.

terscheidung zwischen internalisierenden und externalisierenden Raumbegriffen verwendet wird. Mithilfe der von Elena Esposito unterschiedenen Formen der Räumlichkeit der Kommunikation wird dann die eingehendere Darstellung einiger Beispiele für die Konkretisierung des Zusammenhangs von Raum und Kommunikation in geographischen Konzepten vorbereitet. Dabei kann es nicht um eine vollständige, chronologische oder systematische Darstellung gehen, sondern allenfalls um Einblicke in einige kontroverse Diskussionen eines Faches, das zum Thema »Raum« mittlerweile eine gewaltige Fülle von Literatur produziert hat.⁷

2. Zur Ambivalenz des Raumbegriffs in der Geographie: Ein kurzer Überblick

Bei jeder Diskussion um Funktion und Bedeutung des Raumes in der Geographie ist in Rechnung zu stellen, dass er das vielleicht zentrale Moment der disziplinären Selbstbeschreibung ist. Wenngleich die Vokabeln »Raum« und »räumlich« in der Geschichte der universitären Geographie seit jeher eine gewisse Rolle spielen, gilt dies vor allem für die letzten Jahrzehnte, in denen es zu einer allmählichen Re-Definition des disziplinären Gegenstandsbereiches kam. Im Gefolge der Geographie des Kaiserreichs betrachtete die Anthropogeographie noch bis in die 70er Jahre hinein das Mensch-Natur-Verhältnis⁸ oder Mensch-Natur-Problem⁹ als ihren Gegenstand.

7 | Vgl. etwa Hans Heinrich Blotvogel: »Raum«, in: Akademie für Raumordnung und Landesplanung (Hg.), Handwörterbuch der Raumordnung, Hannover 1995, S. 733-740; Guy Di Méo: »Que voulons-nous dire quand nous parlons de l'espace?«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), Logiques de l'espace, esprit de lieux. Géographies à Cerisy, Paris 2000, S. 37-48; Gerhard Hard: »De ubietate angelorum. Über angelologische und geographische Raumtheorien«, in: Friedrich Palencsar (Hg.), Festschrift für Martin Seger, Klagenfurt 2000, S. 65-86; David Harvey: »From Space to Place and Back Again: Reflections on the Condition of Postmodernity«, in: Jon Bird u.a. (Hg.), Mapping the Futures, (1993), S. 3-29; Doreen Massey: »Space-time, »Science« and the Relationship Between Physical Geography and Human Geography«, in: Transactions of the Institute of British Geographers 24 (1999), S. 261-276; David Sibley: Geographies of Exclusion. Society and Difference in the West, London, New York 1995; Yi-Fu Tuan: »Language and the Making of Place: A Narrative-Descriptive Approach«, in: Annals of the Association of American Geographers 81 (1991), S. 684-696; Wolfgang Zierhofer: »Die fatale Verwechslung. Zum Selbstverständnis der Geographie«, in: Peter Meusburger (Hg.), Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion, Stuttgart 1999, S. 163-186.

8 | Vgl. Ulrich Eisel: Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer »Raumwissenschaft« zu einer Gesellschaftswissenschaft, Kassel 1980.

9 | Vgl. Hans-Dietrich Schultz: »Pax Geographica – Räumliche Konzepte für

Seit Ende der 80er Jahre war dann vom Mensch-Umwelt-Verhältnis¹⁰ und parallel dazu schon von der Individuum-Raum-Beziehung oder Mensch-Raum-Beziehung¹¹ die Rede. Dieses In-Beziehung-Setzen von Raum und der kulturellen und sozialen Welt setzte sich in den 90er Jahren schließlich in der Formel vom Gesellschaft-Raum-Verhältnis¹² bzw. Gesellschaft-Raum-Paradigma¹³ fort. Zwar bleibt das Mensch-Natur-Motiv – insbesondere im humanökologischen Paradigma – virulent, aber in der Begriffsverschiebung manifestiert sich auch die veränderte geographische Reflexion gesellschaftlicher Entwicklung, in der die »erste Natur« in den Hintergrund tritt.¹⁴

Hier geht es nicht um die Frage, welcher konzeptionelle Wandel in der Verschiebung von Mensch, Natur und Landschaft zu Raum und Gesellschaft vollzogen wurde und inwiefern es sich dabei lediglich um einen oberflächlichen Begriffsaustausch handelt. Es ist aber festzuhalten, dass »Raum« fachlogisch als Substitut für ältere, teilweise diskreditierte Begriffe wie »Landschaft« und »Land« verwendet wird – möglicherweise weil er abstrakter und unproblematischer, da konnotativ weniger belastet¹⁵ zu sein scheint.¹⁶ So gesehen ist »Raum« auch als Metapher für den disziplinären Modernisierungswillen zu verstehen. Dass diese Begriffsverschiebung ih-

Krieg und Frieden in der geographischen Tradition«, in: Geographische Zeitschrift 75 (1987), S. 1-22.

10 | Vgl. Jürgen Hasse: »Sozialgeographie an der Schwelle zur Postmoderne. Für eine ganzheitliche Sicht jenseits wissenschaftstheoretischer Fixierungen«, in: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 33 (1989), S. 20-29.

11 | Vgl. Sabine Tzschaschel: Geographische Forschung auf der Individual-ebene. Darstellung und Kritik der Mikrogeographie, Kallmünz bei Regensburg 1986.

12 | Vgl. Benno Werlen: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung, Stuttgart 1997.

13 | Vgl. Hans Heinrich Blotevogel: »Aufgaben und Probleme der Regionalen Geographie heute. Überlegungen zur Theorie der Landes- und Länderkunde anlässlich des Gründungskonzepts des Instituts für Länderkunde, Leipzig«, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 70 (1996), S. 11-40.

14 | Vgl. U. Eisel: Die Entwicklung der Anthropogeographie.

15 | Diese Vermutung wird gestützt durch Kenneth R. Olwig: »Recovering the substantive nature of landscape«, in: Annals of the Association of American Geographers 86 (1996), S. 630-653, hier S. 643, der diese Reinigungsbemühungen Ende der 30er Jahre bei Richard Hartshorne konstatiert.

16 | Diese Gleichzeitigkeit von Raum *und* Land *und* Landschaft findet man beispielsweise auch in Werner Storkebaum (Hg.), Zum Gegenstand und zur Methode der Geographie, Darmstadt 1967, und zwar in den Beiträgen zum Themenbereich »Länderkunde – räumliche Ordnungsprinzipien«; vgl. etwa Theodor Kraus: »Räumliche Ordnung als Ergebnis geistiger Kräfte«, in: ebd., S. 583-593; Erich Otremba: »Das Spiel der Räume«, in: ebd., S. 617-628.

rerseits problematisch wird, wenn die Geographie aktuelle Fragen (spät-)moderner Gesellschaften behandeln will, zeigte in den 80er und 90er Jahren vor allem Benno Werlens Kritik an einer dominant raumzentrierten Perspektive.¹⁷ So durchzieht denn ein kaum aufzuhebendes Dilemma die Diskussion: Der hohe symbolische Stellenwert, den der Raumbezug in der Geographie hat, kollidiert ständig mit ihrem gleichzeitigen Anspruch auf die analytische Schärfe einer gesellschaftstheoretisch fundierten (Sozial-)Geographie.¹⁸

Ambivalent ist daher auch die Funktion, die »Raum« im Rahmen des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses haben soll: Einerseits kann er – um es in der Sprache des Kritischen Rationalismus zu formulieren – zu den unabhängigen, erklärenden Variablen zählen, andererseits findet man ihn aber auch als abhängige, erklärende Größe.¹⁹ In beiden Fällen wäre jedoch zuallererst zu klären, was denn mit dem Begriff »Raum« bezeichnet werden soll. Fungiert »Raum« beispielsweise als ein Substitut für »Natur«, »natürliche Gegebenheiten« oder »naturräumliche Ausstattungsmerkmale« und wird *gleichzeitig* der Schwerpunkt auf Raum als Explanans gelegt, dann er-

17 | Benno Werlen: »Von der Raum- zur Situationswissenschaft«, in: Geographische Zeitschrift 76 (1988), S. 193-208; ders.: »Regionale oder kulturelle Identität? Eine Problemskizze«, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 66 (1992), S. 9-32; ders.: »Landschaft, Raum und Gesellschaft. Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte wissenschaftlicher Sozialgeographie«, in: Geographische Rundschau 47 (1995), S. 513-522.

18 | Das ist nicht notwendigerweise im Rahmen von einzelnen Beiträgen problematisch, kann in Bezug auf gesamt-disziplinäre Positionierungen aber zum blinden Fleck werden.

19 | Vgl. dazu Helmuth Köck: »Die Rolle des Raumes als zu erklärender und als erklärender Faktor. Zur Klärung einer methodologischen Grundrelation in der Geographie«, in: Geographica Helvetica (1997), S. 89-96. Er definiert die »klassische Rolle« des Raumes als Explanandum: »Diese ist beispielsweise dann gegeben, wenn es darum geht, die Reihung von Inseln oder die innerstädtische Polyzentrität zu erklären« (ebd., S. 90). Mittels eines formalen, von Weingartner übernommenen Einteilungsprinzips der Wissenschaften nach den jeweils von ihnen erklärten abhängigen Variablen (AV) definiert er die Geographie als »dasjenige System von Aussagen, dessen AV chorologisch geosphärische Sachverhalte beinhalten. Mithin ist die Geographie [...] eine im Substrat der Geosphäre verankerte chorologische bzw. Raumwissenschaft« (ebd., S. 92; Hervorhebung im Original). Sieht man von dem sprachlich zumindest missverständlichen Bild einer in der Geosphäre verankerten Wissenschaft ab – die man dann Köck zufolge *ihrem Wesen nach als eine räumliche* begreifen müsste –, ist damit noch nicht gesagt, welche Sachverhalte als »chorologisch geosphärische« gelten sollen. Ferner wäre zu klären, was denn am Phänomen der Polyzentrität oder der Insel-Reihung »räumlich« ist und inwiefern genau dieser Aspekt der Erklärung bedarf.

gibt sich als Denkfigur schnell jener Geo- oder Raum-Determinismus, der schon in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen gerade für den Zusammenhang von Geschichte und Geographie abgelehnt wurde.²⁰ Dieser Argumentationszusammenhang scheint allerdings keineswegs obsolet geworden zu sein, denn noch 1986 stellte Peter Schöller anlässlich des Historikertages in Trier fest, dass »dann, wenn alle Erklärungsansätze versagen, [...] auch schon mal die Natur als Deus ex machina auf die Bühne geführt« werde.²¹

Auch die jüngere, vor allem gesellschaftstheoretisch argumentierende Kritik an der Raumbesessenheit der Geographie sieht noch Ende der 90er Jahre die Notwendigkeit, sich gegen diese Denkfigur zu wenden.²² Aufgrund der Offenheit der Bestimmung des Raumbegriffs im Sinne einer Benennung der ihn definierenden und konstituierenden Variablen kann man »Raum« durchaus als einen Mechanismus verstehen, mit dessen Hilfe Explanans und Explanandum gegeneinander vertauscht werden können.²³

Aus dem Gesagten ergibt sich als dritte Ambivalenz die Unsicherheit hinsichtlich der epistemologischen Position. Hier wurden stets mindestens drei Interpretationsmöglichkeiten fortgeschrieben: Raum wird erstens als transitives Konzept verstanden, weil er Teil der Konstruktion und Kreation der Menschen ist. Zweitens wird er als intransitiv konzipiert, weil er zu je-

20 | Vgl. Hugo Hassinger: *Geographische Grundlagen der Geschichte*, Freiburg im Breisgau 1952 [1930]. Die Frage, wie dieser Zusammenhang hergestellt oder als gegeben betrachtet wird, ist Gegenstand einer Vielzahl teils programmatischer, teils analytisch-rekonstruktiver Beiträge. Dem hier zitierten Hassinger schien die Erforschung des menschlichen Erbguts vorzuschweben, um einen noch unbekanntem Code aufzudecken. Mit dessen Hilfe sollte das Mensch-Umwelt-Verhältnis entschlüsselt werden, um dann beurteilen zu können, inwiefern Formen der Lebensführung »unter dem Eindrucke des historischen Erlebnisses in ihrer geographischen Umwelt erworben« und welche »Eigenschaften der Völker rassisch vererbt« sind (ebd., S. 8).

21 | Peter Schöller: »Geopolitische Versuchungen bei der Interpretation der Beziehungen zwischen Raum und Geschichte«, in: Dietrich Denecke/Klaus Fehn (Hg.), *Geographie in der Geschichte*, Stuttgart 1989, S. 73-88, hier S. 85.

22 | Vgl. Benno Werlen: *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*, Band 1: *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*, Stuttgart 1999; Band 2: *Gloablisierung, Region und Regionalisierung*, Stuttgart 1997.

23 | Das spiegelt sich auch auf der inhaltlichen Ebene wieder, und zwar in der Gegenüberstellung von »deterministischen« und »possibilistischen« Positionen oder »Unterwerfung« und »Emanzipation«. Daraus ergibt sich nicht notwendigerweise ein Widerspruch *innerhalb* von Texten; vielmehr ist diese Austauschbarkeit vor allem der ambivalenten Definition dessen geschuldet, was als »Raum« bezeichnet wird, d.h. welcher Phänomenbereich im Rahmen einer Untersuchung oder theoretischen Position als »Raum« gilt.

nen Gegenständen gehört, deren Existenz nicht vom menschlichen Wissen oder Wollen abhängig ist. Drittens – und teilweise im Gefolge der zweiten Position – wird Raum als Ordnungskonzept zum *a priori* und damit zur Bedingung von Wahrnehmung erklärt.

Offensichtlich kann Raum sehr vieles sein, und damit scheint er zu den »trojanischen Pferden« (Feyerabend) der Wissenschaft zu gehören. Diesem Verunsicherungspotenzial des Begriffs kann man mit der Auflistung unterschiedlicher Raumkonzepte, also mit permanenter Reflexion begegnen,²⁴ oder man kann den Versuch unternehmen, *ein* Raumkonzept zu entwickeln,²⁵ das den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen »angemessen« ist. Es gibt aber auch noch eine dritte, vorsichtiger Position: »Raum« bezeichnet offensichtlich zumeist etwas, das als der Gesellschaft *äußerlich* gedacht wird, eine Art externes Feld von »Bedingungen«, »Voraussetzungen« und »Produkten«, auf die sich Handeln und Kommunizieren beziehen können. Die für diesen Standpunkt wichtige Frage ist dann die nach der Bedeutung und Funktion *räumlicher Referenzen* für den Vollzug von »Gesellschaft«. Hilfreich erscheint mir dabei zunächst die Unterscheidung zwischen jenen Konzepten, die Raum als etwas auffassen, das im Vollzug von Gesellschaft durch Kommunikation und Handeln erzeugt wird, und solchen Vorstellungen von Raum, die diesen als eine dem Gesellschaftlichen äußere Voraussetzung behandeln.

3. Von der Semiotisierung zurück zur Materialität? Internalisierung und Externalisierung

Aus der Unübersichtlichkeit des gegenwärtigen Raum-Diskurses lassen sich heuristisch zwei Positionen herausfiltern, die die Problematik des In-Beziehung-Setzens von Raum (und damit auch von Geographie) und Kommunikation erhellen. Ich bezeichne diese Positionen behelfsweise als *Internalisierung* und *Externalisierung*.

Die Internalisierung lässt sich folgendermaßen beschreiben: Die Gesellschaftstheorie hat seit dem 19. Jahrhundert bekanntlich der Zeitlichkeit als strukturierendes Prinzip gegenüber dem Raum und der Räumlichkeit

24 | Vgl. Peter Weichhart: »Raum« versus Räumlichkeit. Ein Plädoyer für eine transaktionistische Weltansicht in der Geographie«, in: Günter Heinritz/Ilse Helbrecht (Hg.), Soziologie und Sozialgeographie. Dialog der Disziplinen, Passau 1998, S. 75-88; ders.: »Vom »Räumeln« in der Geographie und anderen Disziplinen. Einige Thesen zum Raum aspekt sozialer Phänomene«, in: Jörg Mayer (Hg.), Die aufgeräumte Welt, Loccum 1993, S. 225-242; Kirsten Simonsen: »What Kind of Space in What Kind of Social Theory?«, in: Progress in Human Geography 20 (1996), S. 494-512.

25 | Vgl. H. Klüter: Raum als Element sozialer Kommunikation.

von Gesellschaft den Vorzug gegeben.²⁶ In einer großen, wenn auch nicht von Gegenbeispielen und widersprechenden Interpretationen freien Bewegung wurde »Raum« zu etwas dem gesellschaftlichen Geschehen Äußerlichen, während Zeitlichkeit und evolutionäre Dynamik zum *Entwicklungsprinzip* von Gesellschaft erhoben wurden. Dieses Äußere war keineswegs irrelevant, denn es konnte im Sinne von »Schauplatz«, »Ermöglichung« und »Begrenzung« immer noch Physis und Materialität bezeichnen, verwies aber stets auf die Außenseite sozialer Ereignisse, von der im Allgemeinen abstrahiert werden konnte. Dies zieht sich offensichtlich bis in die gegenwärtige Wissenschaftsentwicklung durch: Im konzeptionellen Design der Systemtheorie etwa ist die Konstruktion der Zeitdimension sogar die Voraussetzung für den operativen Vollzug aller psychischen und sozialen Systeme. Dementsprechend wird Gesellschaft als Ergebnis diachroner Differenz (Evolution) verstanden, Räumlichkeit dagegen bestenfalls als Epiphänomen dieser zeitlichen Dynamik.²⁷ Jener langfristigen Marginalisierung des Raumes steht der in jüngerer Zeit immer wieder konstatierte Trend zu seiner (Wieder-)Entdeckung in den Sozial- und Geisteswissenschaften entgegen. Den symbolischen Zuschreibungen gilt hierbei besondere Aufmerksamkeit. Und zweifellos ist die *Symbolik der Verortung und Positionierung* ein wichtiges Moment des gegenwärtigen Raum-Diskurses – insofern ist es auch nur folgerichtig, Raum als ein kommunikatives, und das heißt: *innergesellschaftliches* Phänomen zu begreifen. So ging es in der Geographie unter anderem darum, der vordergründigen Feststellung, dass Gesellschaft stets im Raum stattfindet, einen neuen Interpretationsrahmen zu verleihen, der diese räumliche Referenz als etwas von der Gesellschaft selbst Konstruiertes und Reproduziertes aufzeigte. Mit diesem Verweis auf den gesellschaftlichen Konstruktcharakter von Raum wurden Raumkonzepte aber nicht nur auf die »Innenseite« der Gesellschaft verlagert, sondern die dazu notwendigen begrifflichen Werkzeuge mussten auch in neue theoretische Bezüge eingeordnet werden.

Dem Gewinn an Einsicht in semiotische Prozesse steht allerdings in jüngster Zeit ein neues Bewusstsein für die *Materialität* des Raumes gegenüber. Ein Beispiel, das zugleich die Ambivalenz von materieller und mentaler Konzeption verdeutlicht, findet sich etwa bei Ferdinand Seibt, der zwei Weisen der Raumkonzeption miteinander verwebt: Zum einen behandelt er Raum als ein quasi existenziell notwendiges Apriori der Wahrnehmung, wenn er – unter Rekurs auf die bekannte Bibel-Stelle »... denn Gott erschuf die Welt aus nichts« (2 Makk 7, 28) – feststellt:

26 | Vgl. etwa Friedrich Balke: »Der Raum der modernen Gesellschaft und die Grenzen seiner Kontrolle«, in: Rudolf Maresch/Niels Werber (Hg.), *Raum – Wissen – Macht*, Frankfurt am Main 2002, S. 117-134.

27 | Vgl. Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1999, hier Band 1, S. 413-417.

»Ein Dasein ohne Zeit glaubt der Verstand noch als möglich zu fassen. Er stellt sich etwas vor ›in der Ewigkeit‹, ein Dasein ohne Anfang und Ende. Das ist zwar ein Widerspruch in sich, aber ein erträglicher. Jedoch ein Dasein ohne Raum findet keine Stütze in unserer Vorstellung, auch keine widersprüchliche, also falsche. Wir brauchen die biblische Zusicherung, dass Gott zuallererst die räumliche Welt erschaffen hat.

Es geht hier nicht um Bibelinterpretation und auch nicht um moderne Kosmologie. Es geht um die Einsicht, dass wir in unserer Vorstellungswelt weit eher räumliche Kategorien zur Kenntnis nehmen als zeitliche. Aber über unser Dasein in der räumlichen Welt neigen wir nach unseren ersten grundlegenden Erfahrungen augenscheinlich nicht so leicht zur Reflexion wie über unser Dasein in der Zeit. In der Zeit fallen die Entscheidungen. Aber der Raum ist Schicksal.«²⁸

In der weiteren Argumentation geht es aber nicht mehr um diese fundamentalen Kategorien der Welterfahrung und Selbstbeschreibung, sondern um die Verteilung geologischer und morphologischer Einheiten, um Klima und um Ressourcen, die – durch die Produktion von Eisen und Stahl – den Aufstieg der Industriestaaten ermöglichten. Wenn es hier wieder »Raum ist Schicksal« heißt, dann wird der Raumbegriff von einem mentalen zu einem dinglichen und determinierenden Konzept, das sich auf physische »Ausstattungsmerkmale« bezieht. Auf andere Weise, aber noch prägnanter betreibt Karl Schlögel die Aufwertung des Raumes von seinen physischen, materiellen Aspekten her, die es zu rehabilitieren gelte:²⁹

»Wir sind daran erinnert worden, daß es Örter gibt, also nicht bloß Symbole, Zeichen, Repräsentationen von etwas, die man tilgen, löschen unsichtbar machen kann. Städte, die getroffen, Türme, die zum Einsturz gebracht werden können, Treppen, die, in Rauch gehüllt, zu tödlichen Fallen werden, Konstruktionen und Fassaden, unter denen man lebendig begraben werden kann. Wir sind durch alle kulturellen Vermittlungen daran erinnert worden, daß nicht alles Zeichen, Symbol, Simulacrum, Text ist, sondern Stoff, Material, Baumaterial, Masse.«³⁰

Diese Position bezeichne ich als *Externalisierung*. Die ambivalente Konzeption und Interpretation des »Raumes« ist damit offensichtlich: einerseits eine Art physisches Apriori, andererseits etwas kulturell konstruiertes und Vermitteltes – und damit Kommunikation. Letztere kann jedoch wiederum die Grenze des Einerseits/Andererseits kreuzen: Gerade dadurch, dass

28 | Ferdinand Seibt: Die Begründung Europas, 3. Aufl., Frankfurt am Main 2002, S. 50.

29 | Die Materialität sei – wie Schlögel schreibt – in der Geographie im Bestreben zur Trennung von der Geopolitik einer fachinternen Liquidierung und Säubereitung zum Opfer gefallen.

30 | K. Schlögel: Kartenlesen, Raundenken, S. 308.

»Raum« etwas Konkretes, Reales, im buchstäblichen Sinne (Be-)Greifbares und somit »Naturalität« konnotiert, eignet er sich so gut für metaphorische Verwendungen und für die Beschreibung sozialer Phänomene mit den Kategorien der Physis. Physisch-materieller Raum ist in seiner »landschaftlichen Rezeption« dann doch wieder »Signifikation und Kommunikation«. ³¹ Dass das Spannungsverhältnis zwischen *internalisierenden* und *externalisierenden* Positionen dennoch nicht leicht überwunden werden kann, hat Vincenzo Guarrasi (in seiner Kritik an der allzu umstandslosen Übertragung der textuellen Metapher auf »Landschaft« und »Raum«) hervorgehoben:

»Each of us expresses himself or herself through language, but we also live and act *in space* – and it is *both* through linguistic *and* spatial practices that we grant meaning to our lives and to the world. If in our analysis we simply conflate the linguistic dimension with the spatial one, we may easily jeopardize our understanding of the delicate equilibrium between these two dimensions in shaping/guiding human action; a simplification of even graver portions should it occur not on the level of object-language but of *metalinguage itself*.« ³²

Offenbar bleibt immer ein »außerkommunikativer Rest«, etwas, das sich eben nicht in Kategorien der Linguistik, der Semiotik und der Kommunizierbarkeit auflösen lässt. Immer bleiben Materialität und Körperlichkeit diesseits oder jenseits des Textes, ohne dass man sie als Referenten dingfest machen könnte. Die daraus entstehende Doppelung des Raumes als *Teil von* Kommunikation und zugleich als etwas, das der Kommunikation vorausgeht und *in dem* Kommunikation stattfindet, macht den Raum zu einem eigentümlichen Konzept, dessen metaphorische Stärke seiner analytischen Präzision gelegentlich im Weg zu stehen scheint. ³³

31 | Carlo Socco, zit. n. Vincenzo Guarrasi: »Paradoxes of Modern and Postmodern Geography«, in: Claudio Minca (Hg.), *Postmodern Geography*, Oxford 2001, S. 226-237, hier S. 227 [Hervorhebung im Original].

32 | V. Guarrasi: *Paradoxes of Modern and Postmodern Geography*, S. 227 [Hervorhebung im Original].

33 | Eine Vielzahl ergiebiger Beispiele findet man bei Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003. Eine bewusst weit gefasste Verwendung des Raumbegriffs – genauer gesagt: des »Ortes« – ist wohl auch im Konzept der *lieux de mémoire* zu finden: Ort bezeichnet hier alles, woran sich Erinnerung »festmachen« kann (so jedenfalls Constanze Carcenac-Lecomte: »Wie nationales Gedächtnis »verortet« wird: Französische Gedächtnis- und Deutsche Erinnerungsorte«, in: BIOS 14 [2001], S. 110-121; hier S. 115f.). Etienne François und Hagen Schulze, die das Projekt der deutschen Erinnerungsorte betrieben haben, werden hier mit der Aussage zitiert, dass es sich bei dem Begriff des »Erinnerungsortes« um eine Metapher handele (ebd., S. 116).

Neben dieser Aufwertung des Raumes als etwas Prä- oder Postsemiotischem, das sich (scheinbar) der Semiotisierung entzieht und eine der Interpretation entzogene Unhintergebarkeit schafft, ist es Schlögels dazu im Widerspruch stehendes Plädoyer für das Lesen der Landschaft als methodisches, die sinnliche Wahrnehmung privilegierendes Prinzip der Erkenntnis – also gerade die Semiotisierung der physischen und materiellen »Spur« –, das ein schon lange existierendes geographisches Pendant hat. Das Paradigma des Spurenlesens als Form der Orientierung in der sozialen Welt mittels Deutung materieller Artefakte hat Gerhard Hard³⁴ für die Geographie aufgearbeitet. Und unter dem von Friedrich Ratzel entlehnten Titel *Im Raume lesen wir die Zeit* versammelt Schlögel eine Reihe von Beiträgen, die sich mit den Strategien und Taktiken der Nutzer (Leser) und Produzenten (Autoren) materieller Spuren auseinandersetzen.

4. Ein Modell: Ko-Präsenz und Abwesenheit

Geht man, wie hier vorgeschlagen, die Diskussion des Zusammenhangs von Raum und Kommunikation von der Frage aus an, wie Raum und Kommunikation konzeptionell gefasst werden, dann ergeben sich mehrere Optionen. Ein erstes, abstraktes Modell der Bedeutung von Raum (und Geographie) in kommunikativen Prozessen basiert auf der Annahme, dass die Erfahrung des Räumlichen an die Erfahrung der Körperlichkeit gebunden ist. »Raum« kann man dann als etwas verstehen, das zur Bezeichnung der Differenz von Kommunikation unter Anwesenden bzw. Abwesenden verwendet wird, um die unterschiedlichen Modalitäten der Kommunikation zu akzentuieren.

Kommunikation in Ko-Präsenz (*face-to-face*), die weder in räumlicher noch in zeitlicher Hinsicht »technologisch« separiert ist, bedeutet mindestens zweierlei: Erstens kann der Zusammenhang von Information, Mitteilung und Verstehen auf mehrfache, redundante Weise abgesichert oder kommentiert werden. Gestik, Mimik und die Annahme gleichsinniger Interpretation der kommunikativen Situation durch die Beteiligten ermöglichen etwa eine größere Bestimmtheit des Verstehens³⁵ als zeit-räumlich distanzierte Kommunikation.

34 | Vgl. Gerhard Hard: Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo, Osnabrück 1995.

35 | »Größere Bestimmtheit« meint hier die Möglichkeit, Verstehen aufgrund der Beziehung zwischen den Sprechern abzugleichen. Auch ein Leser kann mit größter Bestimmtheit etwas verstanden haben, aber dieses Verstehen ist wesentlich stärker subjektiviert, da der Autor nicht mehr in den Prozess des Verstehens eingreifen kann. Vgl. hierzu Gebhard Rusch: »Auffassen, Begreifen und Verstehen. Neue Überlegungen zu einer konstruktivistischen Theorie des Verstehens«, in: Siegfried

»Interaktionssysteme bilden sich, wenn die Anwesenheit von Menschen benutzt wird, um das Problem der doppelten Kontingenz durch Kommunikation zu lösen. Anwesenheit bringt Wahrnehmbarkeit mit sich [...]. Der Kommunikation [...] genügt [...] die Unterstellung, daß wahrnehmbare Teilnehmer wahrnehmen, daß sie wahrgenommen werden. [...] Zweifel sind möglich, können aber [...] mit den Mitteln dieser Systeme (hier also: unter Anwesenden) geklärt werden.«³⁶

Die Umstände der Kommunikation können unter Anwesenden gegebenenfalls selbst zum Gegenstand der Kommunikation gemacht werden – was freilich ein Missverstehen nicht ausschließt. Aus der Ko-Präsenz resultiert zweitens die Konkretheit des Adressaten (im Gegensatz zur imaginierten Beziehung distanzierter Kommunikation), oder besser: die Konkretheit der wechselseitigen Beobachtung, die die Verstehensautonomie einschränkt.³⁷ Seit der Erfindung der Schrift machen diese Formen der Kommunikation jedoch nur noch einen Teil der gesellschaftskonstituierenden Kommunikation aus. Elena Esposito³⁸ erweitert die kommunikativ wirksame Differenz von anwesend/abwesend zu einer fundamentalen Unterscheidung von *verräumlichter* und *kontextloser Semantik*: Verräumlichte Semantik bezeichnet jene Form der kommunikativen Erzeugung von Sinn, die auf einem gemeinsam geteilten Wahrnehmungskontext anwesender Personen beruht. Sie ist konkret, gegenwartsbezogen und perspektivisch zugleich, weil jede konkrete Lokalisierung stets vom Beobachter bestimmt wird und damit für jeden Beobachter eine andere ist. Das topographische Modell der Räumlichkeit entspricht also dem Modell der kontextuellen Semantik. Verräumlichte Semantik schließt daher den Beobachter ein, weshalb Esposito auch von einer »Semantik der Einschließung«³⁹ spricht. Die kontextlose Semantik abstrahiert dagegen vom konkreten Beobachter, den sie ausschließt. Sie eliminiert den Kontext, generalisiert dadurch und ist »in ihrer Grundeinstellung folglich un-räumlich«.⁴⁰ Die wachsende Bedeutung schriftlicher Kommunikation und nicht-räumlicher, das heißt kontextloser Semantik emanzipierte die Kommunikation vom »natürlichen Raum«, machte »Raum« allerdings nicht *per se* obsolet. Vielmehr werde er seither zu anderen Zwecken genutzt: Er wird zu einem abstrakten und entsprechend viel-

Schmidt (Hg.), Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2, Frankfurt am Main 1992, S. 214-256.

36 | N. Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, S. 814.

37 | Vgl. G. Rusch: Auffassen, Begreifen und Verstehen.

38 | Vgl. Elena Esposito: »Virtualisierung und Divination. Formen der Räumlichkeit der Kommunikation«, in: R. Maresch/N. Werber (Hg.), Raum – Wissen – Macht, S. 33-48.

39 | Ebd., S. 38.

40 | Ebd.

fältig verwendbaren Ordnungs- und Orientierungsschema,⁴¹ etwa in der euklidischen Geometrie, als Koordinatensystem oder als topologisches Ordnungskonzept des Nebeneinander. So gelten wissenschaftliche Gesetze unabhängig von räumlichen Bezügen, und viele Semantiken der modernen Gesellschaft sind von den Kontexten ihres Ursprungs abgelöst, weil sie den Beobachter ausschließen und nur aufgrund dieses Ausschlusses überhaupt funktionieren können (zum Beispiel Gesetze).⁴²

Verräumlichte und kontextlose Semantik und die mit ihnen konstituierten Formen der Räumlichkeit schließen einander nicht aus; vielmehr lässt sich die Vorstellung von »Raum« in Bezug auf Kommunikation immer (und teilweise gleichzeitig) dazu verwenden, einerseits auf die kontextuellen Bedingungen von Sprechakten, Ereignissen und Handlungen zu rekurrieren und andererseits mithilfe seiner kommunikativen Verwendung neue Orientierungen zu erzeugen. Die räumlichen Metaphern, die den Umgang mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien kennzeichnen⁴³ (etwa »Cyberspace«, »sites«, »Navigieren« oder »Adressen«), nutzen – obwohl gerade diese Technologien den Inbegriff der Kommunikation *in absentia* darstellen – das metaphorische Potenzial des Raumes und erzeugen damit eine neue Vorstellung von Kontextualität: »Was wichtig ist, muss im neuen Para-Kontext des Interface gefunden (konstruiert) werden, also in einer besonderen Form von Raum.«⁴⁴ Die hohe Abstraktion dieser Form der Kommunikation wird also mit einer neuen Form der Situiertheit kombiniert, die ihre Logik der Kontextualität der mündlichen Kommunikation verdankt.⁴⁵ Die Differenz von Anwesenheit und Abwesenheit zeigt, welche Transformationen der Vorstellungen und Konzeptionen von

41 | Zu einer möglichen Ausarbeitung der Ordnungsfunktion auf der Grundlage der älteren Arbeiten von Niklas Luhmann vgl. H. Klüter, Raum als Element sozialer Kommunikation.

42 | Esposito geht allerdings davon aus, dass die westliche Gesellschaft »radikal nicht-räumlich« geworden sei. Diese Einschätzung kann ich jedoch nicht teilen; selbst für die Formulierung naturwissenschaftlicher Fakten ist bekanntlich die Kontextualität der Laborsituation als konstitutives Moment der Wissensgenerierung angeführt worden. Vgl. etwa Bruno Latour/Steve Woolgar: *Laboratory Life. The Construction of Laboratory Facts*, Princeton 2. Aufl. 1986; Karin Knorr-Cetina: *Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge*, Cambridge, MA, London 1999. Kritisch setzt sich Ian Hacking (»The Self-Vindication of the Laboratory Sciences«, in: Andrew Pickering [Hg.], *Science as Practice and Culture*, Chicago, London 1992, S. 29-64) mit den »relationships between thoughts, acts, and manufactures« auseinander (ebd., S. 30).

43 | An diesem Beispiel arbeitet Esposito den Problemzusammenhang auf.

44 | E. Esposito, *Virtualisierung und Divination*, S. 45.

45 | Wie diese Kombination im Einzelnen aussieht, lässt Esposito offen.

»Raum« mit der Transformation von Gesellschaft – genauer: mit der Transformation der Bedingungen von Kommunikation – einhergehen. Sie weist vor allem darauf hin, welche Verschiebungen der konzeptionellen Relevanz von »Raum« zu erwarten sind, wenn man sich von der Vorstellung eines konkreten topographischen Modells löst und stattdessen (oder darüber hinaus) seine Übertragung in die Kommunikation diskutiert.

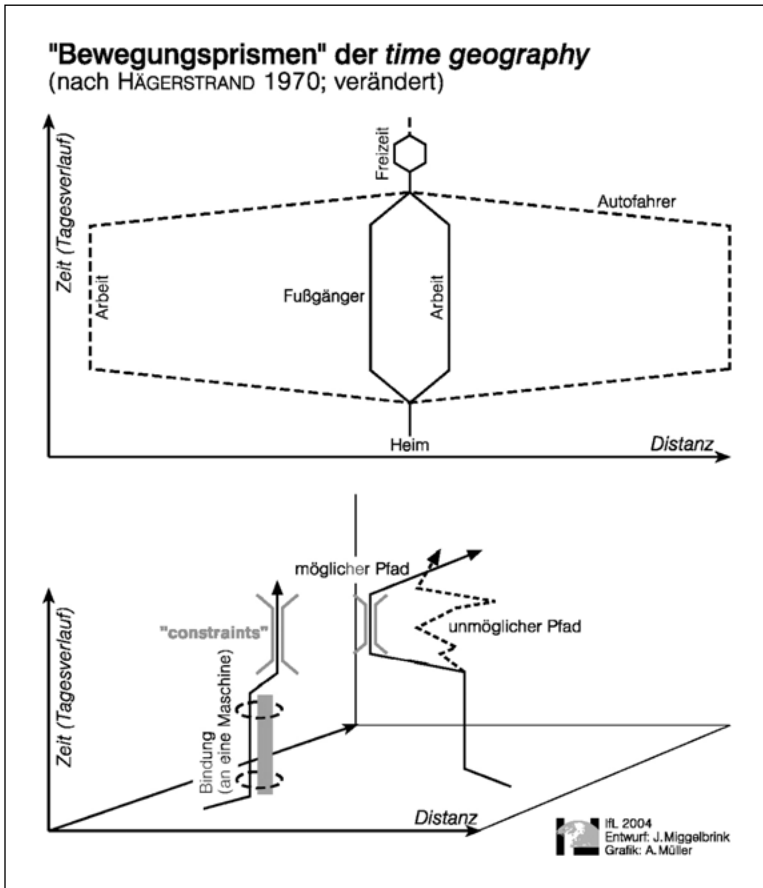
5. Kommunikation im Raum: Begrenzung des Handelns in der Raum-Zeit-Matrix («time geography«)

Im Jahre 1970, als die positivistische und kritisch-rational orientierte Humangeographie in Deutschland erheblich an Einfluss gewonnen, im anglo-amerikanischen Raum aber ihren Zenit schon überschritten hatte, hielt der schwedische Geograph Torsten Hägerstrand vor der internationalen regionalwissenschaftlichen Vereinigung eine weithin beachtete, immer wieder zitierte *presidential address*,⁴⁶ in der er die Frage nach der Rolle des Menschen in der Regionalwissenschaft stellte. Dort griff er ein Theorem der mit massenstatistischen Mitteln arbeitenden raumwissenschaftlichen Verhaltensforschung an, nämlich die (zumeist implizite) Annahme einer potenziell unbegrenzten Mobilität. Diesem Theorem setzte er das Argument entgegen, dass Menschen nur in konkreten raum-zeitlichen Bezugssystemen agieren können und dass ein angemessenes gesellschaftstheoretisches Konzept folglich die sich aus der Bindung an ein Raum-Zeit-System ergebenden Konsequenzen berücksichtigen müsse, da diese das Entscheidungsverhalten der Individuen determinierten. Diese »negativen Determinanten« charakterisierte er hinsichtlich ihrer zu verräumlichenden Gestalt: Denn auch wenn Begrenzungen als allgemeine und abstrakte Regeln des Verhaltens formuliert werden können, haben sie dennoch eine räumliche Erscheinung, einen Standort, eine flächenhafte und eine temporale Ausdehnung. Das vom Individuum notwendigerweise zu durchlebende System der Raumzeit – gedacht und abgebildet als dreidimensionales Koordinatensystem – ist ein

46 | Vgl. Torsten Hägerstrand: »What About People in Regional Science?«, in: Papers of the Regional Science Association 24 (1970), S. 7-21; zur Rezeption vgl. etwa S. Tzschaschel, Geographische Forschung auf der Individualebene. Torsten Hägerstrand war 1968/69 Präsident der Regional Science Association International. Dabei handelt es sich um eine Mitte der 50er Jahre in den Vereinigten Staaten gegründete internationale und interdisziplinäre Vereinigung von Wissenschaftlern, die sich in ihrer Satzung selbst beschreibt als »an international association for the advancement of regional analysis and related spatial and areal studies« (Walter Isard: History of Regional Science and the Regional Science Association International. The Beginnings and Early History, Berlin u.a. 2003; hier S. 102 sowie Appendix F zu den *council members*).

begrenzendes System. Seine Begrenzungen (*constraints*) entstehen aufgrund biologischer und technologischer Limitierungen, durch die Notwendigkeit der Teilnahme an Transaktionen sowie durch alle Formen der territorialen Kontrolle. Innerhalb dieses vielfältig begrenzten Systems bewegt sich das Individuum auf seinem »Lebenspfad« (im Großen) und auf seinem täglichen, aktionsräumlichen Pfad (im Kleinen).⁴⁷

Abbildung 1: »Bewegungsprismen« der »time geography«



47 | Der Begriff des Aktionsraumes stammt nicht von Hägerstrand; Aktionsraumforschung und *time geography* argumentieren aber so ähnlich, dass es wohl erlaubt ist, sie derselben paradigmatischen Position zuzurechnen (vgl. S. Tzschaschel: Geographische Forschung auf der Individualebene, S. 96-98).

Das von Hägerstrand vorgeschlagene Konzept ist sicherlich nicht das einzige in den 70er Jahren relevante, aber es ist doch in gewisser Weise paradigmatisch:⁴⁸ Zum einen wird Kommunikation noch vornehmlich als eine physische Bewegung von Körpern, Waren und Informationen gefasst, und folglich wird das Raumkonzept der *time geography* über die physische Bewegung konstituiert. Die Faszination von metrischen Distanzen – verstanden als Aufwand von Zeit, Kosten oder Mühe – führt dazu, dass gesellschaftliche Phänomene häufig als distanzbezogen oder distanzabhängig begriffen werden – etwa durch den Abstand zu einem Zentrum bedingt.⁴⁹ Insofern ist »Raumüberwindung« eines der vorherrschenden Motive und »Distanz« ein vorherrschender Erklärungsfaktor.⁵⁰ Die Konzeption des Raumes über Aspekte der Distanzüberwindung lässt Raumvernichtung – oder wie Harvey⁵¹ es später im Rahmen der Globalisierungsdebatte nannte: *time-space compression* – eigentlich als Ideal erscheinen.

Zum anderen leitet Hägerstrands Beitrag mit seiner Kritik an massenstatistischen Verfahren und Modellen, die sich auf Annahmen über ein extrapoliertes Massenverhalten stützen, bereits zu einer Geographie der Individuen und Subjekte über. Die meiste Zeit – so beklagt er – behandeln wir Menschen im Sinne einer »population as a mass of particles, almost freely interchangeable and divisible«. ⁵² Das von ihm aufgezeigte Problem besteht darin, dass beispielsweise Migration zwar intentional konzipiert wird, dass individuelle Entscheidungen jedoch über aggregiertes Verhalten von Arbeitnehmern, Konsumenten, Umzüglern oder Pendlern erfasst werden. Hägerstrand betont hingegen, dass eine gesellschaftliche Differenzierung von Rollen nicht dazu führen dürfe, das Individuum als »Dividuum«⁵³ zu betrachten. In diesen Bereich zwischen individueller Biographie auf der einen und aggregierter Statistik auf der anderen Seite tritt der Raum als Anordnung sozialer Verortungen. Diese sozialen Verortungen sind als physische Standorte des Wohnens, Arbeitens, Konsumierens oder Erholens, aber auch als im physischen Raum demarkierte Grenzen erlaubter und verbotener Zugänge sowohl Ausdruck wie Instrument hochgradig institutionalisierter Macht- und Handlungssysteme. Das ungeteilte Individuum handelt letztlich doch weniger aufgrund zutiefst »eigener« Intentionen, sondern ist vielmehr Objekt und ausführende Person *angeeigneter* Intentionen, die sich

48 | Zum Umfeld der Diskussion vgl. S. Tzschaschel: Geographische Forschung auf der Individualebene.

49 | Vgl. etwa Dietrich Bartels: »Türkische Gastarbeiter aus der Region Izmir«, in: Erdkunde 22 (1968), S. 313-324.

50 | Vgl. ders.: Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen, Wiesbaden 1968.

51 | Vgl. D. Harvey: The Condition of Postmodernity, S. 201-210.

52 | T. Hägerstrand: What About People, S. 9.

53 | Ebd.

aus überindividuellen Institutionen, (Standort-)Entscheidungen und persistenten rechtlichen Fixierungen ergeben. Das lässt sich zumindest aus dem folgenden Zitat schließen, das das Gesellschaftsbild Hågerstrands zusammenfasst:

»A society is not made up of a group of people which decides in common what to do a week ahead of time. *It consists primarily of highly institutionalized power and activity systems.* A majority of domains and bundles within them have a location in space, a duration over time, and a composition according to consciously or habitually pre-established programs of organization which are made up with no particular regard to the individuals who happen to enter these systems and play the needed roles for portions of their life-paths. A company, a university, and a government department are structured according to an arrangement which exists as a time-space pattern, even if the people are not there. The same is true of the multitude of barriers and channels formed by legislation, administration (e.g., taxation), entries to professions, maximum speeds on roads or buildings codes. In total, seen from the point of view of the individual, this is an enormous maze about which he personally can do little.«⁵⁴

Auf diesem theoretischen (Um-)Weg wird einerseits der physische Raum gerettet, und zwar als etwas, das den Handlungsmöglichkeiten der Individuen eine äußere Grenze setzt: Man hat nur eine bestimmte Menge Zeit oder nur begrenzte technische Möglichkeiten, diese oder jene Einrichtung zu erreichen; die Überschreitung einer Grenze ist nur mit besonderer Erlaubnis möglich; oder nach einer bestimmten Phase des Wachseins benötigt man einen Schlafplatz. Gerettet wird aber auch – wenngleich nur vorläufig und vordergründig – das Individuum, jedoch nur als Teil einer *Masse* von Individuen und daher im Grunde *seiner Individualität beraubt*. Raumfragen oder Probleme des Raumes sind hier in erster Linie Fragen der Optimierung von Standorten, also politisch-planerische Steuerungsprobleme, in die als normativer Hintergrund das Ziel der Verbesserung von Lebensqualität eingeht.

6. Zur Kritik an der Konzeption des absoluten und transparenten Raumes

Die Nachwirkungen der *time geography* reichen bis in die Diskussion der 90er Jahre um eine *new* oder *reconstructed regional geography*.⁵⁵ Doch hier interessiert nicht die Hågerstrand-Rezeption, sondern vielmehr die Frage,

54 | Ebd., S. 18 [Hervorhebung J.M.].

55 | Zur kritischen Auseinandersetzung mit der *new regional geography* vgl. Hans Holmén: »What's New and What's Regional in the »New Regional Geography«?, in: *Geografiska Annaler* 77B (1995), S. 47-63.

inwiefern dessen Raumkonzeption als unzureichend empfunden wurde. Bei genauerer Betrachtung fällt nämlich auf, dass es im Rahmen der *time geography* zu einer impliziten Vervielfältigung von Räumen kommt: Zunächst einmal werden alle Platzierungen, sofern sie durch physische Bewegungen miteinander verbunden sind, mithilfe eines objektivierten, mit Distanz und Richtung arbeitenden Koordinatensystems vorgenommen, wobei man Distanz und Richtung sogleich auf funktionale Elemente reduzierte.⁵⁶

Da sich die Forschung der 70er und 80er Jahre aber zunehmend auf das »raumbezogene Handeln von Akteuren«⁵⁷ konzentrierte, kam sie nicht um die Frage herum, ob diese Konzeption des objektivierten Koordinatensystems eine Entsprechung im Modell des handelnden Individuums haben könnte. Schon frühzeitig wurde daher ein Korrektiv eingezogen, und zwar das der *subjektiven Raumwahrnehmung*. Auf diese Weise existierten in der Forschung – wenn man eine ganz grobe Einteilung vornehmen will – mindestens drei Raum-Konzeptionen mit- und nebeneinander:⁵⁸ erstens Raum als individueller Aktionsraum im weitesten Sinne (etwa »egozentrische Räume« oder »Erlebnisräume«), zweitens Raum als ein Koordinatensystem mit temporär stabilen »Verdichtungen«, die sich aus der räumlichen Konkretisierung der Institutionen ergeben (»Raumstruktur«), und drittens schließlich Raum als eine subjektive Repräsentation (»subjektive Räume«, etwa *mental maps*). Die sich aus dieser Vervielfältigung von Räumen ergebende Differenz zwischen »objektivem« und »subjektivem« Raum ließ sich dabei immer auch so interpretieren, dass die subjektiven Räume als partielle, eingeschränkte, irgendwie unvollständige und daher *verzerrte Abbildungen des objektiven Raumes* erscheinen – gleichsam als subjektive Interpretationen oder Projektionen gegen einen analytisch und mit wissenschaftlichen Mitteln durchaus zu erfassenden objektiven Raum. Das Interpretament der »subjektiven Verzerrung« spielt nach wie vor eine Rolle.⁵⁹ Diese Gegenüberstellung von »objektiviertem« und »phänomenalem« Raum erinnert deutlich an eine ältere Diskussion in der Geographie, nämlich die um das Konzept der »Landschaft«, die innerwissenschaftlich meist objekt- und nicht metasprachlich gedeutet wurde. Auch sie wurde seitens der Wissenschaft als eine realweltlich existierende Struktur in der Wirklichkeit ange-

56 | Vgl. S. Tzschaschel: *Geographische Forschung auf der Individualebene*, S. 105f.

57 | Klingbeil 1979, S. 51, zit. n. S. Tzschaschel: *Geographische Forschung auf der Individualebene*, S. 10.

58 | Die in Klammern angeführten Begriffe wurden vorgeschlagen von S. Tzschaschel: *Geographische Forschung auf der Individualebene*, S. 116f.

59 | Etwa bei Paul Reuber: »Macht und Raum. Geographische Konfliktforschung am Beispiel von Gemeindegebietsreformen«, in: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 74 (2000), S. 31-54, hier S. 39, der ansonsten allerdings einen konstruktivistischen Standpunkt bezieht.

nommen und stand damit der »phänomenalen«, wahrgenommenen Landschaft des Alltags (und der Gebildetensprache) gegenüber.⁶⁰ Diese Parallele stützt die These, dass der »Raum« strukturell die durch den Wegfall des Landschaftsbegriffs entstandene Leerstelle in der Geographie eingenommen hat.

Die Technik der »Rückschreibung« oder »Einschreibung« eines Begriffs in die Wirklichkeit ist eine Form der Hypostasierung, die alltagsweltlich unproblematisch und unvermeidlich ist, in der wissenschaftlichen Kommunikation aber problematisch wird, weil sie Begriff und Ding, Signifikant und Referent gleichsetzt. So kann der Wissenschaftler stets die Position desjenigen einnehmen, der das »bessere«, weil »richtigere« Wissen hat. Gegen diese Haltung haben insbesondere der Konstruktivismus und die Dekonstruktion gewichtige Argumente angeführt,⁶¹ die es unmöglich machen, von einem objektiven Raum zu sprechen oder ihn als Referenzpunkt »weniger objektiver Räume« zu benutzen. Zwei große Argumentations- und Entwicklungslinien kennzeichnen daher die Situation in der Nachfolge der oben skizzierten Position:

Die erste dieser beiden Entwicklungslinien besteht in der empirischen Ermittlung und theoretischen Vertiefung des Zustandekommens und der Funktion von Raumbildern. Diese Fragestellung findet man gegenwärtig etwa in den Arbeiten zu einer neuen Politischen Geographie (die sich teilweise selbst als »kritische Geopolitik« bezeichnet). Räume werden dabei als »lokalisierte räumliche Strukturen« interpretiert. Diese sind Ressourcen, »auf die sich die Verwertungsinteressen unterschiedlicher Akteure richten«.⁶² In Konfliktsituationen – zum Beispiel bei Gebietsreformen – werden dann Interpretationen mit räumlicher Referenz entworfen, in denen die scheinbare Evidenz räumlicher Fakten als rationales Argument geltend gemacht wird. Das in die Kommunikation eingeführte und dort nach Möglichkeit durchgesetzte »richtige« Raumbild dient damit der Sicherung von Ressourcen, die selbst wieder »räumlich«, das heißt materieller Art sind (zum Beispiel Kontrolle über Infrastruktur, Boden und Siedlungen mitsamt Bevölkerung).

60 | Vgl. Gerhard Hard: »Was ist eine Landschaft?« Über Etymologie als Denkform in der geographischen Literatur«, in: Dietrich Bartels (Hg.), *Wirtschafts- und Sozialgeographie*, Köln, Berlin 1970, S. 66-84; ders.: »Noch einmal: ›Landschaft als objektivierter Geist‹. Zur Herkunft und zur forschungslogischen Analyse eines Gedankens«, in: *Die Erde* 101 (1970), S. 171-197.

61 | Vgl. Karin Knorr-Cetina: »Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen«, in: *Soziale Welt* 20 (1989), S. 86-96; Niklas Luhmann: »Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung«, in: ders., *Aufsätze und Reden*, hg. von Oliver Jahraus, Stuttgart 2001 [1993], S. 262-296; ders.: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Opladen 1993 [1990].

62 | Vgl. P. Reuber: *Macht und Raum*, S. 37.

Die Bedeutung des Raumes wird damit nicht mehr in der Fokussierung auf physische Bewegung gesehen, sondern gleichsam in die agierenden Subjekte hineinverlegt. In der Forschung wird diese Konstitutionsleistung nicht durchgängig als Teil des individuellen, intentionalen Handelns aufgefasst, auch wenn das handelnde Subjekt, das Auskunft über seine räumlichen Orientierungen gibt, methodisch zentral sein mag. So weist Dagmar Reichert darauf hin,⁶³ dass auch die Karte, selbst wenn sie als *mental map* entworfen wurde, eine Form der Repräsentation ist – »Ergebnis bestimmter, kulturell sehr tief verankerter, selbstverständlich gewordener Auswahl- und Ordnungstätigkeit«. Stets ist es aber das Individuum *im Raum*, das eine Wahrnehmung *des Raumes* produziert oder reproduziert. Diese Vermischung oder Verdopplung des Raumes erwies sich jedoch nicht nur als ein theoretisch unzureichend bearbeitetes logisches Problem,⁶⁴ sondern auch als ein Problem der *politics of identity* – und das führt uns zu unserer zweiten Entwicklungslinie.

Sie ist gekennzeichnet durch die grundsätzliche Kritik an der impliziten Annahme eines unendlichen, gleichförmigen und transparenten Raumes, den die *time geography* mit ihrer Abbildung der Bewegungs- und Lebenspfade in einer dreidimensionalen Matrix zumindest suggeriert. Solange diese »Illusion der Transparenz« (Lefebvre) aufrechterhalten werde – so die feministische Geographin Gillian Rose –, bliebe die *time geography* eine Geographie des freien, weißen Mannes. Die geographische Imagination konzipiere Raum stets als etwas, das man kennen und kartieren kann. Seine Transparenz und seine Unschuld zeigten, dass er unbegrenzt erkennbar (*»knowable«*) sei und dass es keine verborgenen Winkel gebe, in die die geographische Vision nicht vordringen kann.⁶⁵ Im transparenten Raum bewegten sich zwar Individuen, aber diese seien buchstäblich farblos – und wenn nicht gar geschlechtslos, so doch zumindest nicht weiblich. Die »gesellschaftliche Zurichtung« des modernen Subjekts entfällt. Die Illusion des transparenten Raumes besteht also gerade darin, dass *die für die Erfahrungswelt konstitutiven Differenzen* etwa zwischen den Geschlechtern oder

63 | Vgl. Dagmar Reichert: »Räumliches Denken als Ordnen der Dinge«, in: Dagmar Reichert (Hg.), *Räumliches Denken*, Zürich 1996, S. 15-46, hier S. 21.

64 | Zur Kritik an den ersten Vorschlägen zur Erforschung von »Regionalbewusstsein« vgl. Gerhard Hard: »Das Regionalbewußtsein im Spiegel der regionalistischen Utopie«, in: *Informationen zur Raumentwicklung* (1987), S. 419-440; ders.: »Bewußtseinsräume. Interpretationen zu geographischen Versuchen, regionales Bewußtsein zu erforschen«, in: *Geographische Zeitschrift* 75 (1987), S. 127-160.

65 | Vgl. Gillian Rose: »Some Notes Towards Thinking About the Spaces of the Future«, in: Jon Bird u.a. (Hg.), *Mapping the Futures*, S. 70-83, hier S. 70. Ich bin mir nicht sicher, ob die von Rose an der *time geography* geübte Kritik in allen Punkten gerechtfertigt ist; grundsätzlich scheinen mir ihre Überlegungen zur Scheinillusion des Raumes aber zentral zu sein.

zwischen ethnischen und kulturellen Gruppierungen gar nicht erscheinen können, da sich die Pfade durchaus synchron in derselben Matrix abbilden lassen. Individuen können sogar überhaupt *nur* wahrgenommen werden, wenn sie Pfade hinterlassen: ohne Bewegung im Raum kein raum-zeitliches Individuum. Wenn es bei Karl Schlögel heißt:⁶⁶ »Gleichzeitigkeit bringt Dinge zusammen, die zusammen sind. Gleichzeitigkeit bildet die Dinge ab, wie sie sind: nebeneinander«, so ist diese Feststellung vor jenem Hintergrund trügerisch: Die Abbildung im Nebeneinander, die Idee der Synchronisierbarkeit ist eben nur *eine* Form der Repräsentation – und nicht »Totalität« und »Superkomplexität«, wie Schlögel annimmt.⁶⁷

Wenn dieser objektive Raum aber nur ein quasi-objektiver Raum ist, der seine Legitimation aus einem bestimmten Wissenschafts- und Weltverständnis heraus gewinnt, so kann ein anderes, alternatives Wissenschafts- und Weltverständnis auch ein alternatives Konzept von Raum hervorbringen. Und in der Tat manifestieren sich solche paradigmatischen Bruchlinien in der Geographie entlang konkurrierender Raumkonzeptionen. Besonders deutlich ist dies anhand des im anglo-amerikanischen Sprachraum etablierten Gegensatzpaares von *space* und *place* zu beobachten. Diese Begriffe gelten sogar als konstitutiv für die Form der Konstruktion geographischen Wissens.⁶⁸ *Place* wurde in den 70er Jahren zunächst als zentraler Raumbegriff der *humanistic geography* gegen die bis dahin noch dominante *spatial analysis* etabliert.⁶⁹ Was ist *place*? Anders als *space* hat *place* eine »Aura«;⁷⁰ *places* haben Bedeutung *für jemanden*, für eine Gruppe oder eine Kultur,⁷¹ und damit heben sie sich aus der gleichförmigen Unendlichkeit des abstrakten Raumes heraus. Mehr noch: *Places* sind Objekte, an die man »leidenschaftlich gebunden« ist:⁷² »It is a characteristic of the symbol-making human species that its members can become *passionately attached* to places of enormous size, such as a nation-state, of which they can have only limited direct experience.«⁷³ Damit repräsentierte *place* eine Form *anderen* Wissens, an das nicht nur die feministische Kritik, sondern auch und vor

66 | K. Schlögel: Kartenlesen, Raumdenken, S. 314.

67 | Ebd.

68 | Vgl. Susan Hanson: »Isms and Schisms. Healing the Rift between the Nature-Society and Space-Society Traditions in Human Geography«, in: *Annals of the Association of American Geographers* 89 (1999), S. 133-143.

69 | Vgl. Yi-Fu Tuan: *Space and Place. The Perspective of Experience*, Minneapolis, London 1977.

70 | Ebd., S. 4.

71 | Ebd.

72 | Tuan unterscheidet teils zwischen *places* und Objekten (»Objects and places are centers of value« [ebd., S. 17]), teils scheinen *places* aber eine besondere Form von Objekten zu sein.

73 | Ebd., S. 18; [Hervorhebung J.M.].

allem eine hermeneutisch und phänomenologisch ausgerichtete Geographie mit einer im weitesten Sinne kulturgeographischen Schwerpunktsetzung anknüpfen konnte. Auch wenn der Begriff in der deutschen Geographie im Grunde keine Entsprechung hat, gibt es doch sehr deutliche Parallelen in den Forschungen zum regionalen Bewusstsein, zur regionalen und lokalen Identität und zur lebensweltlichen Bedeutung des (konkreten) Heimatraumes.⁷⁴

In der Betonung des Lokalen und des Besonderen spiegelte sich vielfach auch eine Form von impliziter Gesellschaftskritik wider. Denn offensichtlich konnotiert der *place*-Begriff nicht nur mit der Vorstellung von Fülle, Authentizität, Erfahrung, Nicht-Fragmentierung und Lebensweltlichkeit (weshalb Gillian Rose ihn denn auch im Gegensatz zu *space* mit dem Weiblichen/Mütterlichen in Verbindung bringt), sondern er wird zugleich als eine Quelle der Macht gegen die Zumutungen der »Systemwelt«⁷⁵ verstanden.⁷⁶ Generell scheint vielen Verwendungen des »Raumes« ein Denken in substantialistischen Kategorien zugrunde zu liegen: Diese Fetischisierung hat zur Folge, dass die Einheiten oder Symbole der sozialen Praxis nur so behandelt werden, wie sie von den Akteuren präsentiert werden; jede

74 | Vgl. Jürgen Aring u.a.: *Krisenregion Ruhrgebiet? Alltag, Strukturwandel und Planung*, Oldenburg 1989; Rainer Krüger: »Wie räumlich ist die Heimat – oder: Findet sich in Raumstrukturen Lebensqualität?«, in: *Geographische Zeitschrift* 75 (1987), S. 160-177.

75 | Hier knüpfen J. Aring u.a.: *Krisenregion Ruhrgebiet?*, hier S. 98-100, einerseits an Habermas' Unterscheidung von System und Lebenswelt (vgl. Jürgen Habermas: *Die Neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt am Main 1985, S. 24-26) und andererseits an das Konzept der alltäglichen Lebenswelt von Schütz und Luckmann an (vgl. Alfred Schütz/Thomas Luckmann: *Struktur und Lebenswelt*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1979/1984).

76 | Vgl. Peter Sedlacek (Hg.): *Programm und Praxis qualitativer Sozialgeographie*, Oldenburg 1989. Gelegentlich scheint der *place*-Begriff eine eigentümliche Tendenz zur Verselbstständigung zu haben, die sich dem Verdacht des Fetischismus aussetzt (vgl. hierzu D. Harvey: *From Place to Space and Back Again*, S. 21). Diese Neigung zur Fetischisierung scheint auch in dem eingangs zitierten Beitrag Schlögl auf: Allerdings lässt sich diese Verherrlichung des Ortes auch als Kritik an ihrem Gegenteil – der Negierung der existentiellen Besonderheit eines Ortes – begreifen. Darin spiegelt sich ein Gegensatz, den Aleida Assmann in ihrer Interpretation des »Gedächtnisses der Orte« anhand einiger Passagen aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller aufzeigt: Einerseits die Empfindungen des Individuums, die durch die dem Ort selbst *innwohnenden* Bedeutungen ausgelöst werden, aber über das Individuum hinausweisen, andererseits die Prozesse der Zuschreibung, für die das »erkennende Individuum« zentral ist. Vgl. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, hier S. 298-300.

Praxis wird als abgeschlossene Einheit für sich betrachtet, mit einer Form von »Unbedingtheit«, die nicht in der Lage ist, ihre Entstehung und ihre Position innerhalb der objektiven gesellschaftlichen Beziehungen aufzuzeigen. Substantialistische Denkweisen behandeln soziale Praktiken, Klassifikationen, Einteilungen von Gruppen und Verhaltensweisen so, als seien sie substanzial und im natürlichen oder kulturellen Wesen des Menschen angelegt.⁷⁷

»Besonderheit« und »Einzigartigkeit« des Ortes wird mithin als konstruiert durch soziale Interaktionen im weitesten Sinne verstanden.⁷⁸ Mit dem »Distanzrelationengefüge« der 70er Jahre konnte diese Forschung im Grunde nichts mehr anfangen. Der Verzicht auf die Verortung in einer Distanz-Richtungs-Matrix bedeutete jedoch nicht, dass der *Raum der materiellen Artefakte* obsolet geworden wäre. Im Gegenteil: Wenn beispielsweise gefragt wird, wie räumlich die Heimat denn nun sei, so sind es immer die *materiellen* Zeichen, die *materiellen* Artefakte, auf die die Geographie ihre Aufmerksamkeit richten soll und deren *Bedeutung* sie zu ergründen versucht.⁷⁹ Aber dieser Raum existiert dann in der Konsequenz nur noch als ein zeichentheoretisches Konstrukt.⁸⁰ Daher war vielfach so etwas wie eine epistemologische Verwechslung zu beobachten: Die als symbolisch zu begreifenden Zuschreibungen von Bedeutungen auf die materielle Umwelt wurden oft so behandelt, als seien sie Eigenschaften der Umwelt – und insofern losgelöst und unabhängig von jenen sozialen Prozessen, durch die Sinn und Bedeutungen erst generiert und reproduziert werden.

7. Raum in der Kommunikation: Macht Raum (wirklich) einen Unterschied?

Dieser hier freilich recht holzschnittartig vorgetragene Reduktionismus ist eines der beherrschenden Themen des geographischen Raum-Diskurses

77 | Vgl. Pierre Bourdieu: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt am Main 1998, hier S. 15f. (Originalausgabe: *Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action*, Paris 1994).

78 | Doreen Massey: »Power-Geometry and a Progressive Sense of Place«, in: Jon Bird u.a. (Hg.), *Mapping the Futures*, S. 59-69, hier S. 65.

79 | So der Titel eines Aufsatzes von R. Krüger: *Wie räumlich ist die Heimat?*

80 | Insofern sind hier immer wieder Anklänge an die Praxis ästhetischer, vor allem visueller Erfahrung der traditionellen Landschaftsgeographie aufzufinden. Zur kritischen Auseinandersetzung mit der Propagierung der ästhetischen Erfahrung als erkenntnistheoretischem Programm einer postmodernen Geographie vgl. Eva Gelinsky: *Die Lust und die Melancholie. Ästhetisches Erkennen in der postmodernen Geographie. Die Renaissance eines traditionellen Paradigmas*, unveröffentlichte Diplomarbeit, Göttingen 2000.

der 90er Jahre. Denn wenn man überhaupt etwas Verbindendes in der immer unübersichtlicher werdenden Literatur feststellen kann, so ist es die von verschiedenen Seiten vorgebrachte Kritik an dem Versuch, die soziale Welt auf einen materiellen Raum zu projizieren. Insofern lässt sich feststellen, dass in den 90er Jahren eine Art neuen Bewusstseins für die Notwendigkeit eines reflexiven, kritischen Umgangs mit dem Raumkonzept der Geographie entstanden ist, das sicherlich nicht zuletzt dadurch genährt wurde, dass viele andere Wissenschaften den »Raum« nun für sich entdeckten. Charakteristisch für diese neue Reflexivität sind die Arbeiten des österreichischen Geographen Peter Weichhart, der darauf verweist, dass es im Grunde stets mehrere Konzepte von Raum nebeneinander gibt. So beruht etwa der so genannte *Container*-Raum auf der Vorstellung, dass doch etwas bleibt, wenn man alle Dinge entfernt – eine Art Hülle oder »Häferl«,⁸¹ wie er es nennt. Das Entscheidende ist nun nicht, dass diese Vorstellung von Raum in der Physik spätestens seit Leibniz überholt ist, sondern dass wir alltagsweltlich oft dazu neigen, soziales Geschehen als etwas *in einem Raum Stattfindendes* zu betrachten.⁸² Wissenschaftlich gesehen können wir uns ein solches Raum-Konzept gar nicht mehr leisten, denn hier sollten Vorstellungen im Vordergrund stehen, die Relativität und Relationalität berücksichtigen.⁸³ Dennoch scheint diese Beobachtung der alltagsweltlichen Verkürzung etwas sehr Wichtiges zu sein, denn sie verweist darauf, dass die Projektion von Ereignissen, Annahmen, Absichten und Erwartungen auf etwas Räumliches in vielen kommunikativen Zusammenhängen sehr wohl funktional ist – und zwar funktional in dem Sinne, dass die projektive Verkürzung einfach zu handhaben und überdies auch (nahezu) unvermeidlich ist. Die Bezeichnung eines Ortes impliziert oft schon Annahmen in der Sachdimension. Samuel P. Huntingtons Versuch, kulturelle Gegensätze zu verräumlichen,⁸⁴ ist hier ein ebenso krasses Beispiel

81 | Vgl. P. Weichhart: »Raum« versus Räumlichkeit; ders.: »Die Räume zwischen den Welten und die Welt der Räume«, in: P. Meusburger (Hg.), *Handlungszentrierte Sozialgeographie*, S. 67-94.

82 | Vgl. hierzu auch den Beitrag von *Antje Schlottmann* im vorliegenden Band.

83 | Das bezeichnet Weichhart mit dem Begriff »Räumlichkeit«; vgl. P. Weichhart: »Raum« versus Räumlichkeit.

84 | Vgl. Samuel P. Huntington: »Clash of Civilizations?«, in: *Foreign Affairs* 72 (1993), S. 22-49; zur Diskussion in der Geographie, die im Schnittfeld von Kulturgeographie und Politischer Geographie angesiedelt war, vgl. Jürgen Oßenbrügge/ Gerhard Sandner: »Zum Status der Politischen Geographie in einer unübersichtlichen Welt«, in: *Geographische Rundschau* 46 (1994), S. 676-684; Eckart Ehlers: »Kulturkreise – Kulturerdteile – Clash of Civilizations. Plädoyer für eine gegenwartsbezogene Kulturgeographie«, in: *Geographische Rundschau* 48 (1996), S. 338-344;

wie das Bemühen der US-amerikanischen Außenpolitik, ein an sich aterritoriales Gebilde wie das Netzwerk der Al-Kaida zu lokalisieren und zu veräumlichen, indem es auf Afghanistan projiziert wurde. Dabei geht es gar nicht so sehr um die Frage, ob die in derartigen territorialen Zuschreibungen enthaltenen Behauptungen wahr sind (was meist auch nicht leicht zu beurteilen ist). Vielmehr sollte analysiert werden, wie mit Formen der Veräumlichung Orientierungen geschaffen, Interpretationen vorbereitet und Diskurse gelenkt werden können. »Dieses ist hier, jenes ist dort – weil dieses hier so ist, ist jenes dort anders.« Die Formel mag simpel erscheinen, aber genau darin liegt ihre Stärke, und zwar vor allem in der massenmedialen Kommunikation. Nimmt man diese Beobachtung als Ausgangspunkt, dann läuft in der derzeitigen innerfachlichen Diskussion einiges darauf hinaus, sich verstärkt der Beobachtung und Analyse der im weitesten Sinne alltagsweltlichen Taktiken und Strategien der Verräumlichung zuzuwenden.⁸⁵ Raum wird zum beobachteten Objekt in der Kommunikation.⁸⁶ Vorbereitet wurde diese Forschungsrichtung einerseits durch die im anglo-amerikanischen Raum forcierte *critical geopolitics*, die sich mit den Raumbildern der politischen Elite auseinandersetzt,⁸⁷ andererseits durch die *new regional geography*,⁸⁸ die die Produktion raum- bzw. regionbezogener Symboliken in den Blick nahm und damit die Aufmerksamkeit auf die Frage richtete, wie Regionen als Referenzpunkte des Handelns etabliert werden und welche Mechanismen der Reproduktion von Raumbildern existieren. Hier wird mithin die Schaffung von symbolischen, in der Kommunika-

Paul Reuber/Günter Wolkersdorfer: »Clash of Civilizations aus der Sicht der kritischen Geopolitik«, in: *Geographische Rundschau* 54 (2002), S. 24-38.

85 | Einen Einblick in die Diskussion – allerdings mit starkem Bezug auf die Geographie als »Weltbildproduzenten« – gibt Julia Lossau: »Anderes Denken in der Politischen Geographie: der Ansatz der Critical Geopolitics«, in: Paul Reuber/Günter Wolkersdorfer (Hg.), *Politische Geographie*, Heidelberg 2001, S. 57-76.

86 | Vgl. dazu Judith Miggelbrink/Marc Redepenning: »Narrating Crises and Uncertainty, or: Placing Germany. Reflections on Theoretical Implications of the *Standort Deutschland* Debate«, in: *Geopolitics* 9 (2004), S. 564-587.

87 | Zur *critical geopolitics* und zu Fragen geographischer Repräsentationen vgl. Stuart Dalby: »Critical Geopolitics: Discourse, Difference and Dissent«, in: *Environment and Planning D. Society and Space* 9 (1991), S. 261-283; Klaus Dodds: »Geopolitics, Experts and the Making of Foreign Policy«, in: *Area* 25 (1993), S. 70-74; Jouni Häkli: »In the Territory of Knowledge: State-Centred Discourses and the Construction of Society«, in: *Progress in Human Geography* 25 (2001), S. 403-422; Gearóid Ó. Tuathail/John Agnew: »Geopolitics and Discourse. Practical Geopolitical Reasoning in American Foreign Policy«, in: *Political Geography* 11 (1992), S. 190-204.

88 | Eine kritische Auseinandersetzung mit den vermeintlichen und tatsächlichen Neuerungen findet sich bei H. Holmén: *What is New and What's Regional*.

tion zirkulierenden Verräumlichungen als Aspekt der Erzeugung von Identität durch Differenz aufgefasst.

Hat das Interesse am *Raum in der Kommunikation* damit das (ältere) Forschungsfeld der *Kommunikation im Raum* verdrängt? Die Anzeichen deuten eher auf ein Nebeneinander hin. Denn mit der durch den Globalisierungsdiskurs verbreiteten These der Vernichtung von »realem« Raum – etwa durch neue Kommunikationstechnologien – wurde auch so etwas wie ein »geographischer Reflex« ausgelöst, der diese Raumvernichtung kategorisch infrage stellt. Und in der Tat hat gerade die jüngste wirtschaftsgeographische Forschung die Bedeutung nähräumlicher *face-to-face*-Kontakte für das Gelingen unternehmerischer Operationen aufgezeigt.⁸⁹ Die wichtigen Stichworte lauten hier: Vertrauen, persönliche Netzwerke, dichte Institutionen und kreative Milieus. Diese Position, die ich als *Kontextualismus* bezeichnen möchte, hält daran fest, dass Orte, Regionen oder *localities* sowohl in einem materiellen als auch in einem immateriellen Sinn soziale Prozesse und soziales Geschehen auf ganz unterschiedliche Weise beeinflussen.⁹⁰

8. »Räumeln« als »variety pool«: Eine kurze Schlussbemerkung

Die Vielfalt und die Ambivalenz des Raumdiskurses in der Geographie kann mit der Dichotomie von Materialität und Symbolik wohl nur unzureichend gekennzeichnet werden. Beide Punkte geben aber so etwas wie einen Spannungsbogen ab. Was in der Zeit geschieht, kann man nicht so einfach im Raum ablesen, und Raum ist nicht umstandslos als Text zu begreifen, in dem sich die Intentionen von Autoren und Lesern treffen. Insofern ist ein »raumbezogener« Zugang *immer* ein problematischer und interpretationsbedürftiger Zugang zur sozialen Welt. Er schließt nicht nur vieles ein, das ohne die Berücksichtigung der Differenz im Raum ausgeschlossen bliebe (wie Schlögel argumentiert), sondern er schließt auch ebenso vieles aus, das gerade durch die räumliche Projektion reduziert wird. Weil eine räumliche Betrachtungsweise eine *spezifische* Erschließung von Welt bedeutet, erzwingt sie die Reflexion der Bedingungen *dieser* Konstruktion und damit eine Analyse ihrer Grenzen.

Man kann das Oszillieren zwischen unterschiedlichen Auffassungen als Schwäche betrachten, denn es forciert Uneindeutigkeit und vorschnelles »Räumeln«. Wo früher die Natur als *deus ex machina* auftauchte, scheint heute der oberflächlich vom Determinismus-Verdacht gereinigte Raum die-

89 | Vgl. etwa Harald Bathelt/Johannes Glückler: *Wirtschaftsgeographie*, Stuttgart 2002; Kirsten Simonsen: »Space, Culture and Economy. A Question of Practice«, in: *Geografiska Annaler* 83 (2001), S. 41-52.

90 | K. Simonsen: *What Kind of Space*, S. 499.

se magischen Fähigkeiten übernommen zu haben. Das lässt ihn schnell zum Fetisch werden. Andererseits – und weniger negativ interpretiert – bildet er so etwas wie ein innerfachliches (und transdisziplinäres) Kreativitätspotenzial oder *variety pool*.⁹¹ Damit würde der Raum vor allem eine Funktion in der Generierung von Hypothesen erfüllen – und das wäre ein durchaus positiver Effekt der »Renaissance« des Raumes.

91 | Zur Funktion von Semantiken als *variety pools* vgl. Rudolf Stichweh: »Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«, in: Soziale Systeme 6 (2000), S. 237-250.

Rekonstruktion alltäglicher Raumkonstruktionen. Eine Schnittstelle von Sozialgeographie und Geschichtswissenschaft?

ANTJE SCHLOTTMANN

Im Zuge konstruktivistischer Wendungen innerhalb der gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen ist nicht nur ein verstärktes Interesse an Raumbezügen aller Art zu verzeichnen, auch die Sensibilität für ›falsche‹ Raumkonzepte ist derzeit hoch. Die Ansicht, dass Raum kein newtonscher Container und diese Vorstellung der heutigen Gesellschaftsform nicht mehr angemessen sei, zeichnet sich bereits als diskursiver *common sense* ab. Folglich kommen Fragen auf wie die, was genau dieser Raum dann sein und wie mit einem nicht-essentiellen Raum wissenschaftlich gearbeitet werden kann – wobei sich heute bei weitem nicht mehr nur die Geographen Kompetenz zuschreiben. Dagegen ist aus konsequent konstruktivistischer Sicht allerdings zunächst die Fragen zu stellen, ob dies die richtigen Fragen sind. Denn kommunikative Orientierungslosigkeit bei der Wende vom essentialistischen Sein zum konstruktivistischen Werden von Raum und Räumlichkeit entsteht vor allem dann, wenn weiterhin in einem ontologischen Sinne gefragt wird. So scheint etwa die Frage, welches Raumkonzept das heutzutage ›adäquate‹ ist, eines der zentralen Probleme der inner- und interdisziplinären Verständigung über Raum zu sein.

Wenn also im Folgenden ein möglicher Anschluss geschichtswissenschaftlicher Raumzuwendung und handlungszentrierter Sozialgeographie angedacht wird, dann weniger auf der Grundlage einer missionarisch vertretenen neuen Raumontologie, sondern auf der möglicher gemeinsamer Beobachtungszugänge, deren wichtigstes Kriterium Reflexivität ist. Diese Reflexivität bezieht sich zum einen auf das Beteiligungsein des Beobachters an seinem Gegenstand und zum anderen – und daraus folgend – auf die Konstruiertheit der Differenz von Wissenschaft und Alltag. Das Hauptargument

des vorliegenden Beitrages lautet also, dass es die Beobachtung alltäglicher Raum-Konstruktion unweigerlich mit Essentialisierungen zu tun hat, von denen sich die Beobachtung selbst nicht ausnehmen kann und die deshalb in den zeitgenössischen wie auch in den historisch gerichteten Blick hineinrücken sollten statt – der universellen Diskreditierung einer ›unzulässigen Verdinglichung‹ folgend – aus ihm heraus.

In diesem Sinne erfolgt in einem ersten Abschnitt zunächst eine kritische Betrachtung der allgemeinen Abwendung von essentialistischen Raumbegriffen. In einem zweiten Abschnitt wird daraufhin der Dualismus von traditioneller und moderner Geographie kritisch hinterfragt und zugunsten einer Gleichzeitigkeit aufgelöst, welche die essentialisierende und verortende ›Grammatik‹ zeitgenössischer Weltdeutung zu erkennen vermag. Der dritte Abschnitt wendet sich der Konkretisierung des Arguments zu und zeigt anhand des Beispiels von »Ost- und Westdeutschland im Diskurs der deutschen Wiedervereinigung« die gegenwärtige Alltäglichkeit von essentialistischen Raumbegriffen sowie deren Bedeutung in gesellschaftlicher Praxis auf. Abschließend geht es darum, wie eine gesellschaftstheoretische Historisierung des alltäglichen Geographie-Machens unter Vermeidung ›falscher Fragen‹ aussehen könnte.

1. Kritische Betrachtung postmoderner Raumkritik

Nicht erst im Zuge der jüngsten paradigmatischen Wendungen in den Sozial- und Kulturwissenschaften ist das »Räumeln« in Verruf geraten.¹ Die ›eigentliche‹ Konstruiertheit von Raum scheint eine Entdeckung der so genannten Postmoderne zu sein, und Vertreter verschiedener Disziplinen sind heute damit beschäftigt, Raum zu de-ontologisieren und zu relationieren, indem sie etwa das Verständnis einer ›neutralen‹ kartographischen Darstellung räumlicher Verhältnisse aufbrechen und subtile imperialistische Weltbildverbreitungen freilegen.² Auch im Diskurs der Geschichtswissenschaften scheint dieser konstruktivistische *turn*, der den vermeintlich

1 | Vgl. Hans-Dietrich Schultze: »Raumkonstrukte der klassischen deutschsprachigen Geographie des 19./20. Jahrhunderts im Kontext ihrer Zeit. Ein Überblick«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 341-377, hier S. 374.

2 | Zu prominenten Arbeiten aus den Reihen der »Cultural Studies« vgl. Edward Said: *Orientalismus*, Frankfurt am Main 1981; Stuart Hall: »Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht«, in: ders., *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften* 2, Hamburg 1994, S. 137-179; Homi Bhabha: *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2000. Zur Humangeographie vgl. David Harvey: *Justice, Nature and the Geography of Difference*, Oxford 1996; J.B. Harley: »Deconstructing the Map«, in: Michael J. Dear/Stephen Flusty (Hg.), *The Spaces of Postmodernity. Readings in Human Geography*, Oxford 2002, S. 277-289.

neutralen »Instrumenten« wie Karten und Erdbeschreibungen eine konstitutive Kraft zuerkennt, inzwischen vollzogen.³ Schlögel etwa weist darauf hin, dass Räume »nicht nur ›da sind‹, als tote, passive Bühne und Behältnisse«,⁴ und plädiert daher für die Überwindung der »spatialen Atrophie«.⁵ Coronil spricht von der »Dynamik des Raumes«, die es anzuerkennen gelte, statt ihn weiterhin als unveränderliche Größe für den zeitlichen Fluss zu operationalisieren,⁶ und Schenk beklagt die »Weigerung der deutschen Neuzeithistoriker, Geschichte im Raum zu sehen«.⁷ Doch Anzeichen für ein solches Rauminteresse abseits vom Containerdenken finden sich auch in begriffsgeschichtlichen Arbeiten, die weniger die Geschichte eines räumlichen Ausschnittes (etwa einer Region), sondern vielmehr deren Bedeutungswandel zum Gegenstand machen.⁸

Der verstärkten Hinwendung zum Raum in den Geschichtswissenschaften (*spatial turn*) korrespondiert eine tendenzielle Abwendung vom Raum in der Humangeographie, die sich heute vielfach als Gesellschaftswissenschaft begreift und die Kultur (wieder-)entdeckt hat (*cultural turn*).⁹ Die Sozialgeographie rückt spätestens seit Beginn der 90er Jahre verstärkt die Repräsentation von Raum ins Zentrum und substituiert den materialistischen »Raum an sich« durch Konzepte raumbezogener Kommunikation oder symbolischer Aneignung von Raum in alltäglicher Praxis.¹⁰ Gemäß

3 | Vgl. Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München, Wien 2003; Fernando Coronil: »Jenseits des Okzidentalismus. Unterwegs zu nichtimperialen geohistorischen Kategorien«, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main 2002, S. 177-218; Frithjof Benjamin Schenk: »Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 493-514.

4 | K. Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit*, S. 68.

5 | Ebd., S. 311.

6 | F. Coronil: *Jenseits des Okzidentalismus*, S. 211.

7 | F.B. Schenk: *Mental Maps*, S. 495.

8 | Vgl. Jürgen John (Hg.): »Mitteldeutschland«. *Begriff – Geschichte – Konstrukt*, Rudolstadt, Jena 2001.

9 | Vgl. Hans Gebhardt/Paul Reuber/Günther Wolkersdorfer (Hg.): *Kultur-geographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*, Heidelberg, Berlin 2003; Benno Werlen: »*Cultural Turn* in Humanwissenschaften und Geographie«, in: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 77 (2003), S. 35-52.

10 | Zu einer frühen systemtheoretischen Annäherung vgl. Helmut Klüter: *Raum als Element sozialer Kommunikation*, Gießen 1986. Zum anglophonen Diskurs vgl. James Duncan: »*Sites of Representation: Place, Time and the Discourse of the Other*«, in: James Duncan/David Ley (Hg.), *Place/Culture/Representation*, London 1993, S. 39-56. Zur weitergehenden Auseinandersetzung vgl. John Paul Jones

Werlens »Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen« ist die alltägliche Verwendung räumlicher Begriffe eine Konstruktionsleistung, eine »signifikative Regionalisierung«. Indem die Subjekte sprachlich und symbolisch »die Welt auf sich beziehen«, teilen sie sie ein, belegen sie mit Bedeutung und geben ihr eine Form.¹¹ »Raum« wird dabei zu einem perspektivischen, handlungsabhängigen Konzept. Kern dieser Argumentation ist, dass eine essentialistische Darstellung von Raum vielleicht eine plausible Erklärungsgrundlage traditioneller Gesellschaftsformen war, in der von Entankerung geprägten (Spät-)Moderne aber überholt (weil »inadäquat« geworden) sei.¹²

Gerade diese Argumentation ist es aber, die aus der von Werlen eröffneten konstruktivistischen, handlungszentrierten Perspektive nicht einfach hingegenommen werden kann, sondern mit den von ihr selbst bereitgestellten Mitteln kritisch zu betrachten ist. Denn der heute im Diskurs verbreitete Anklang, die Naturalisierung, Essentialisierung und Objektivierung von Raum oder Raumausschnitten (Territorien) sei grundlegend »falsch«, setzt bereits voraus, dass es auch ein »richtiges«, der Realität adäquates Konzept gibt. Diese Sicht stützt sich häufig auf die fundamentalontologische Drei-Welten-Lehre Poppers: Was in der einen Welt (der physisch-materiellen, sozialen oder mentalen) seinen Platz hat, darf nicht so behandelt werden, als sei es aus einer anderen. Sozialweltliches etwa ist in einem ontologischen Sinne sozial, und wer es als etwas Physisch-materielles betrachtet, der irrt. Dieser Irrtum wird »unwissenden« Alltagsmenschen noch zugestanden, wissenschaftlich ist er jedoch unverzeihlich, weil ideologisch geprägt und prinzipiell vermeidbar.¹³

Nun mag, disziplinpolitisch betrachtet, beim Aufbrechen der eingespielten reduktionistischen Denkmuster in der Sozialgeographie der Zweck die Mittel geheiligt haben. Dem Argument der Inadäquanz aufgrund raumverändernder Prozesse (»death of distance«, »Verschwinden des Raumes« etc.) ist eine (wenn auch selbstreferentielle) Plausibilität inhärent, die die

III/Wolfgang Natter: »Space »and« Representation«, in: Anne Buttner/Stanley D. Brunn/Ute Wardenga (Hg.), *Text and Image. Social Construction of Regional Knowledge*, Leipzig 1999, S. 239-247. Zur deutschsprachigen Sozialgeographie vgl. Benno Werlen: *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*, Band 1: *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*, Stuttgart 1999; Band 2: *Globalisierung, Region und Regionalisierung*, Stuttgart 1997.

11 | B. Werlen: *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen* 2, S. 253.

12 | Vgl. B. Werlen: *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen* 1, S. 77-133.

13 | Vgl. ebd., S. 217-223. Vgl. auch H.-D. Schultz: *Raumkonstrukte der klassischen deutschsprachigen Geographie*, S. 374f. Zur Kritik daran vgl. Gerhard Hard: »Raumfragen«, in: Peter Meusburger (Hg.), *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*, Stuttgart 1999, S. 133-162.

folgenden paradigmatischen Umwälzungen überhaupt erst ermöglichte. Fraglich ist jedoch, ob handlungstheoretisch weiter mit dem ontologischen Argument der Welt-Inadäquanz gearbeitet werden sollte. Meines Erachtens sprechen drei Gründe dagegen: *Erstens* handelt man sich so einen unauflösbaren Widerspruch ein, *zweitens* verleitet das Argument zu ideologiekritischen Übersteigerungen und *drittens* – und dies ist in unserem Zusammenhang der wichtigste Punkt – führt es zu einer Ignoranz gegenüber der Wirklichkeit der *alltäglichen* Ontologisierung, deren Freilegung eine wichtige Aufgabe einer handlungszentrierten Sozialgeographie wäre.

Zum *ersten* Punkt: Das konstruktivistisch angelegte Entlarven der ›Macher‹ von Weltbildern und der Hinweis auf die (nunmehr erkannte) Kontingenz und Hybridität von Raum geraten durch die Unterstellung einer ontologisch ›richtigen‹ Repräsentation in Widerspruch zu einem unterschweligen Positivismus. Der Anspruch einer wahren oder adäquaten Repräsentation ist mit einer sozialkonstruktivistischen De-Ontologisierung kaum zu vereinbaren. Die zunächst eliminierte Letztbegründung wird gleichsam durch die Hintertür wieder eingeführt. Die »Überführung des geographischen Raumes in einen anderen ontologischen Aggregatzustand« stützt sich auf das (essentialistische) Korrespondenzpostulat einer erkennbaren ontologischen Wirklichkeit des Raumes.¹⁴

Abgesehen von solchen theoretischen Unschärfen führt die fragliche Argumentation *zweitens* schnell zu ideologiekritischen Überladungen, die ebenso am eigenen Anspruch scheitern müssen, weil sie die als unzulässig kritisierten Raumpauschalen in die eigene Kritik einbringen – und zwar ohne dieses Dilemma zu reflektieren oder gar zu problematisieren. Wenn etwa Appadurai¹⁵ in jeglicher Rede von »Containerräumen«, über die Volksgruppen zusammengefasst werden, ein strategisches hegemoniales Moment vermutet und auf dieser Grundlage zum »nicht-euklidischen« Denken kultureller Formen aufruft, dann wirft die gleichzeitige Rede von »den Schweizern«, »den Schweden«, »den Türken« oder »den Italienern« Fragen auf.¹⁶ Es scheint müßig, dem Autor einen strategisch ›verräumlichenden‹ Sprachgebrauch zu unterstellen, denn der erkenntnistheoretische Wert solcher ›Überführung‹ ist fragwürdig. Vielmehr stellt sich die Frage, ob – wie Schultz bemerkt – die Besonderheit einer »damaligen Geographie«, das Land zum »Gefäß von Volk und Staat« zu machen, heute in der Tat »absurd« ist,¹⁷ auch wenn man sich im aktuellen wissenschaftlichen

14 | G. Hard: Raumfragen, S. 134.

15 | Vgl. Arjun Appadurai: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalisation*, Minneapolis, London 2000, S. 46.

16 | Vgl. ebd., S. 37.

17 | Hans-Dietrich Schultz: »Deutsches Land – deutsches Volk. Die Nation als geographisches Konstrukt«, in: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 72 (1998), S. 85-114, hier S. 92f.

Diskurs schnell den »Vorwurf einer unzulässigen Verdinglichung« und Stereotypisierung einhandelt.¹⁸ Diese Frage zielt dann nicht auf eine politisch-strategische oder alltäglich-unwissende »Containerisierung«, die der wissenschaftlichen (»richtigen«) Betrachtung entgegengesetzt wird. Es ist vielmehr die Frage nach einer (Sprach-)Praxis der Verortung, die selbst hochgradig reflexiv angelegten und nicht-essentialistischen Ansätzen wie dem von Appadurai als strukturierender Hintergrund dient und – im Sinne einer verständigungsorientierten Bezugnahme – auch alternativlos dienen muss.¹⁹

Die Frage nach einer Verzichtbarkeit essentieller Raumbegriffe wird jedoch selten gestellt, geschweige denn analytisch angegangen. Vielmehr erwächst – *drittens* – aus einer um sich greifenden universellen Raumkritik und -dekonstruktion in der Sozialgeographie oder »neuen Kulturgeographie« eine gewisse Blindheit gegenüber der ermöglichenden und notwendigen Dimension von traditionellen Raumrepräsentationen. Der theoretische Blick wird nicht nur (und aus guten Gründen) von der Prämisse einer »natürlichen«, also unumstößlichen und unverhandelbaren Wirklichkeit des Raumes befreit, sondern auch – quasi über das Ziel hinauschießend – von der alltäglichen *Verwirklichung* eines solchen »natürlich gegebenen« Raumes in (kommunikativen) Handlungsvollzügen und deren gesellschaftlicher Bedeutung abgewendet. Konsequenter konstruktivistisch gedacht, sind es aber gerade diese *Verwirklichungen*, welche die gesellschaftliche Wirklichkeit fortlaufend konstituieren und die es daher zu rekonstruieren gilt.

Soll mit einer handlungstheoretischen, konstruktivistischen Perspektive gearbeitet werden, scheint es daher angebracht, eine konsequente theoretische Fundierung zu betreiben und sich über die Entstehung und Persistenz *herkömmlicher* (symbolischer) Regionalisierungen Gedanken zu machen. Bezogen auf die »Rede vom Raum« und ihre weltbildende Wirkung bedeutet dies, die theoretischen Mittel bereitzustellen, die zu betrachten erlauben, welche impliziten Raumkonstruktionen alltäglich in Anschlag gebracht werden, um dann in einem zweiten Schritt sehen zu können, welchen ge-

18 | Ebd., S. 86.

19 | Bezüglich dieses angeeigneten kulturellen Hintergrunds scheint es übrigens aussichtsreich, sprach- und kognitionswissenschaftliche Arbeiten zum kritischen Dialog mit sozialkonstruktivistischen Ansätzen zu bitten. Vgl. dazu etwa George Lakoff: *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal About the Mind*, Chicago, London 1991; George Lakoff/Mark Johnson: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*, Heidelberg 1998; Paul Bouissac: »Space as Memory. Some Implications for the Semiotics of Space«, in: Ernest W.B. Hess-Lüttich/Jürgen E. Müller/Aart van Zoest (Hg.), *Signs and Space – Raum und Zeichen*, Tübingen 1998, S. 15-27; Antje Schlottmann: *Räumliche Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit. Zur Theorie »signifikativer Regionalisierung«. Fallbeispiel »Ostdeutschland«*, Jena 2003, S. 147-154.

sellschaftlichen Zweck sie erfüllen, inwiefern sie problematisch sind und welche Konsequenzen aus einem Verzicht auf sie erwachsen würden.

2. »Verorten« als praktische Notwendigkeit

Eine Rekonstruktion signifikativer Praxis muss sich zunächst einmal vor pauschalen Diskreditierungen – etwa von homogenisierten Darstellungen des Kulturellen oder von Essentialisierungen einer vermeintlich *per se* nicht-essentiellen Räumlichkeit – hüten. Vielmehr ist die epistemologisch unangenehme Frage nach der (Un-)Möglichkeit aufzuwerfen, bei der Darstellung von Sachverhalten auf eine räumlich-kategorielle Begrifflichkeit zu verzichten. Der Wissenschaftler muss dabei der Alltäglichkeit wissenschaftlicher Praxis konsequent Rechnung tragen, oder mit Hitzler gesprochen:

»Diesseits szientistischer Metaphysik gibt es nämlich keine Veranlassung, unser sozialwissenschaftliches Wissen über die Konstruiertheit dessen, was Menschen je als ›real‹ definieren, als etwas anderes zu betrachten, denn als Konstruktionen nicht nur zu den, sondern als Konstruktionen *wie* die Konstruktionen aller anderen auch.«²⁰

Daher rückt Hitzler in den Mittelpunkt sozialwissenschaftlicher Forschung, »all das, was sich warum auch immer bewährt hat, *nicht* in Frage zu stellen, in Frage zu stellen«.²¹ Es ist zu betrachten, »wie Bedeutungen entstehen und fortbestehen, wann und warum sie ›objektiv‹ *genannt* werden können, und wie sich Menschen die gesellschaftlich ›objektivierten‹ Bedeutungen wiederum *deutend* aneignen, daraus ihre je ›subjektive‹ Sinnhaftigkeit herausbrechen und darum wiederum an der Konstruktion der Wirklichkeit mitwirken«.²²

Konsequent entwickelt, impliziert dieser Ansatz den Verzicht auf die Kategorie des Wissenschaftlers und seine Aura der Erhabenheit. Der oder die Beobachtende wird zum Alltagsmenschen, zum Teil seines oder ihres

20 | Ronald Hitzler: »Konsequenzen der Situationsdefinition. Auf dem Weg zu einer selbstreflexiven Wissenssoziologie«, in: Ronald Hitzler/Jo Reichertz/Norbret Schröer (Hg.), *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*, Konstanz 1999, S. 289-308, hier S. 304.

21 | Ronald Hitzler: »Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie«, in: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 26 (2000), S. 459-484, hier S. 461.

22 | Ronald Hitzler: »Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie [35 Absätze]«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [Online-Journal]* 3 (2003), hier Abs. 33. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-02/2-02hitzler-d.htm>, gesehen am 17. Februar 2003.

Forschungsgegenstandes ›degradiert‹ und kann das eigene Beteiligtsein am Verorten, Begrenzen und Ontologisieren also nicht vermeiden, sondern lediglich distanzierend reflektieren, das heißt vermeiden, die Beteiligung und die Grenzen der Reflexion zu verschleiern.²³

Die Beteiligung des Beobachters ist aber keineswegs nur als Einschränkung zu betrachten. Gerade aus der Gleichartigkeit von Alltagswelt und Wissenschaft ergibt sich erst die prinzipielle Erkenntnisfähigkeit und epistemologische Kompetenz eines Akteurs bei der Betrachtung gesellschaftlicher Wirklichkeit in eben diesem gesellschaftlichen Kontext. Castoriadis beschreibt dies in Bezug zur Geschichtswissenschaft:

»Ebenso wie nur Wesen, die selbst auch Teil der Natur sind, das Problem einer Naturwissenschaft stellen können – weil allein Wesen aus Fleisch und Blut von der Natur Erfahrung besitzen können – so stellt sich auch das Problem der Geschichtserkenntnis nur geschichtlichen Wesen, weil ihnen die Geschichte als Gegenstand von Erfahrung zugänglich ist.«²⁴

Daraus folgt für ihn unter anderem, »daß man die Geschichte zwangsläufig im Rahmen von Kategorien denken muß, die der eigenen Epoche und der eigenen Gesellschaft angehören und die selbst ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung sind.«²⁵ Diese Bedingung, die gleichzeitig Ermöglichung und Einschränkung ist, lässt sich ohne weiteres auch auf die Zukunft anwenden: Die gesellschaftliche Zukunft – bzw. deren Entwurf – entsteht immer aus den Kategorien der Gegenwart heraus. Wechselt man vom Zeitbegriff zum Raumbegriff als Beobachtungsgegenstand, so lässt sich formulieren, dass die Geographie ebenfalls in Kategorien gedacht werden muss, die der »eigenen Gesellschaft« angehören, und die insofern eine Handlungsfolge von Menschen ist, die in zeitlich vorhergehenden Gesellschaften lebten.

Erkenntnistheoretisch verbietet sich somit ein Heraustreten aus den Kategorien der Geschichtswissenschaft wie aus denen der Geographie; ein solches Ansinnen würde – nach Castoriadis – sogar in einen naiven Rationalismus führen, wenn man sich vormachte, man könne sich diesen nachteiligen Trübungen der Vernunft entledigen: »Ernsthaftes Denken kann nur so vorgehen, dass es sich das Problem des Soziozentrismus bewusst macht und dessen Elemente, soweit es ihrer habhaft werden kann, abzubauen versucht.«²⁶

23 | Vgl. A. Schlottmann, *Räumliche Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit*, S. 32-35.

24 | Cornelius Castoriadis: *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*, Frankfurt am Main 1984, S. 59f.

25 | Ebd., S. 60.

26 | Ebd., S. 61.

Mit einer aus dem eigenen Verständnis konstruierten zweiten Ebene »gesellschaftlicher Tatsachen«, die auch die historischen und geographischen Tatsachen mit einschließen, muss also alternativlos gearbeitet werden. Entscheidend ist, wie ontologische Differenzierungen zumindest ansatzweise auf ihre epistemologische Basis zurückzuführen sind und wie die eigene Konstruktion reflexiv in die Theoriebildung einzubeziehen ist.²⁷ Diese Reflexion kann handlungstheoretisch erfolgen, wenn – gemäß Hitzler – in Theorie und Methodik weit genug hinter die selbstverständlich gewordenen Raumkategorien und -begriffe getreten wird. Das heißt, dass räumliche Einheiten vorläufig, im Sinne von Kant *in suspensa*²⁸ zu halten sind. Weder ihr normalverständlich angenommener ontologischer Status noch ihre Grenzen und Gliederungen sind *a priori* »fürwahr« zu halten, sondern als Produkt alltäglicher Konstruktionsleistungen anzusehen. Was mit dem Begriff der »Region *in suspensa*« betont werden soll, ist also die Vorläufigkeit, mit der theoretisch an räumliche Einheiten und überhaupt an Kategorien herangegangen werden muss, wenn die Kategorisierung selbst zum Gegenstand der Betrachtung werden soll. Dies ist vor allem vor einem theoretischen Hintergrund entscheidend, welcher der Repräsentation als identifizierendem Eingriff eine wirklichkeitskonstitutive Rolle zuschreibt. Sobald davon ausgegangen werden soll, dass Handlung und Sprache konstitutiv in die Strukturierung der erlebten Welt eingreifen, ist die Gewissheit räumlicher Gegebenheiten zwar als Faktum interessant, aber kein geeigneter Ausgangspunkt der Beobachtung. Die Selbstverständlichkeit und die scheinbare Gegebenheit einer räumlichen Einheit sind darum als Anzeichen einer Manifestation ihrer *Be*-Handlung *als* Region (Nationalstaat, Landschaft, Stadt etc.) zu begreifen. Sie verweisen auf einen Prozess ihrer Reproduktion als Bezugsgegenstände in der Praxis.²⁹

Sozialkonstruktivistische Raumkritik und gleichzeitige Fokussierung der gesellschaftlichen Funktion von essentialistischen Verortungen und Verräumlichungen schließen sich dann keineswegs aus. Im Gegenteil: Erst das Hinterfragen der selbstverständlich gewordenen Kategorien erlaubt den wissenschaftlichen Blick auf die *praktische Notwendigkeit* alltäglicher Raumbezüge und ihre essentielle, objektive Form. »Essentialisierung« und »Ontologisierung« werden damit als alltägliche Bedingungen der Kommunikation konzipiert, nicht als unsachgemäße Weltverwechslungen. Dabei wird

27 | Vgl. J.P. Jones III/W. Natter: Space ›and‹ Representation, S. 239.

28 | Vgl. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin, New York 1999, S. 810. Lat. *suspendere (suspensum)* = »in der Schweben halten«, »in Ungewissheit halten«. Vgl. auch Joseph Simon: »Immanuel Kant«, in: Tilman Borsche (Hg.), Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky, München 1996, S. 233-256, hier S. 240.

29 | Vgl. A. Schlottmann, Räumliche Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit, S. 44-56.

die – prominent von Said oder Appadurai eingeforderte – Imperialismus- und Ideologiekritik in keiner Weise entschärft. Eine solche Perspektive erlaubt jedoch nicht nur festzustellen, *dass* beispielsweise auch Imperialismuskritiker immer wieder auf »orientalistische Repräsentationen« zurückgreifen müssen,³⁰ sondern ermöglicht auch eine differenzierte Betrachtung, *warum* sie dies tun (müssen), welche Alternativen zu den institutionalisierten und selbstverständlich gewordenen Praktiken des Geographie-Machens bestehen oder bestanden und welche gesellschaftlichen Konsequenzen aus einem Verzicht erwachsen, wenn er denn möglich wäre. Somit geht es nicht um eine Relativierung der moralischen Dimension der Weltzeugung, sondern um eine pragmatische Differenzierung der Kritik.

Diese Auslegung und Erweiterung der »Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen« eröffnet eine Schnittstelle zu einer »rauminteressierten Geschichtswissenschaft«, die ich hier nicht allein als Wissenschaft »verräumlichter Geschichte« verstanden wissen will,³¹ sondern als Wissenschaft, die sich mit der Rekonstruktion *alltäglicher* Modi von Raum-Konstruktionen im Kontext eines herrschenden raumbezogenen *common sense* befasst. Es geht nicht nur darum zu erkennen, dass *Geographen* Geographie »machen« und *Historiker* Geschichte »schreiben«, also um eine Reflexion der Verantwortung wissenschaftlicher Disziplinen als einflussreiche Institutionen. Der skizzierte Ansatz richtet den Blick auf eine *selbstverständliche* Umgangsweise mit raumkonstruierenden Begrifflichkeiten, den dabei vorhandenen Handlungsspielräumen und der dabei zum Tragen kommenden etablierten »Grammatik der Weltdeutung«.³²

3. Die Grammatik der Weltdeutung

Eine derart konsequent ausgelegte handlungstheoretische Sichtweise hat indes Folgen für den Begriff der Tradition. Der reflektierende Blick zurück auf die »traditionelle Geographie« ist nicht nur argumentativ, sondern auch rekonstruktiv innerhalb der Geographie als Fachdisziplin vielfach vollzogen worden.³³ Oftmals wird dabei von einer vergangenem oder überholten Epo-

30 | In Bezug auf Said vgl. F. Coronil, *Jenseits des Okzidentalismus*, S. 182.

31 | Karl Schlögel: »Kartenlesen, Raundenken. Von einer Erneuerung der Geschichtsschreibung«, in: *Merkur* 56 (2002), S. 308-318, hier S. 315.

32 | Vgl. Benedict Anderson: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Berlin 1998, S. 159.

33 | Für den deutschsprachigen Diskurs vgl. insbesondere Hans-Dietrich Schultz: »Versuch einer Historisierung der Geographie des Dritten Reiches am Beispiel des geographischen Großraumdenkens«, in: ders. u. a. (Hg.), *Geographie und Nationalsozialismus. 3 Fallstudien zur Institution Geographie im deutschen Reich und der Schweiz*, Kassel 1989, S. 1-75; ders.: »Räume sind nicht, Räume werden ge-

che ausgegangen, die als Folie für die nunmehr ›neuen‹ Ansätze dient. Der Beobachter steht außerhalb einer rückblickend betrachteten traditionellen Geographie. Entsprechend der Prämisse, dass sich selbst die hochreflexiven postmodernen Ansätze der (sprachlichen) »Praxis der Verortung« und Essentialisierung von Raum nicht entziehen können, ergibt sich dagegen ein anderer Begriff der Tradition, der epistemologisch auf die *zeitgenössische* Weltbild-Konstruktion und ihre praktische Notwendigkeit angewendet werden kann, ein Traditionsbegriff, wie ihn Thompson vorschlägt:

»One way of understanding tradition is to view it as a *set of background assumptions* that are *taken for granted* by individuals in the conduct of their daily lives, and transmitted by them from one generation to the next. In this respect, tradition is not a normative guide for action but rather *an interpretative scheme*, a framework for understanding the world.«³⁴

Das Unterfangen, signifikativen Regionalisierungen nachspüren zu wollen, beginnt also mit der Frage nach der Herkunft und Persistenz der »interpretativen Schemata«. Die Rekonstruktion der Vorstrukturierung des »Geographie-Machens« durch sprachliche Traditionen³⁵ lässt dann erkennen, in-

macht. Zur Genese ›Mitteleuropas‹ in der deutschen Geographie«, in: *Europa Regional* 5 (1997), S. 2-14; ders.: *Europa als geographisches Konstrukt*, Jena 1999; Ute Wardenga: *Geographie als Chorologie. Zur Genese und Struktur von Alfred Hettners Konstrukt der Geographie*, Stuttgart 1995. Zu einem Überblick vgl. Benno Werlen: *Sozialgeographie. Eine Einführung*, Bern 2000. Zum diskursiven Wandel vgl. Judith Miggelbrink: *Der gezähmte Blick. Zum Wandel des Diskurses über »Raum« und »Region« in humangeographischen Forschungsansätzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts*, Leipzig 2002. Zum englischsprachigen Diskurs vgl. Derek Gregory: *Ideology, Science and Human Geography*, London 1978; ders.: *Geographical Imaginations*, Oxford 1994; ders.: *Social Theory and Human Geography*, in: Derek Gregory/Ron Martin/Graham Smith (Hg.), *Human Geography. Society, Space and Social Science*, London 1994, S. 78-109. Vgl. auch den wegweisenden Beitrag von Nigel Thrift: »On the Determination of Social Action in Space and Time«, in: *Environment and Planning D. Society and Space* 1 (1983), S. 23-55. Zu aktuellen Publikationen zur »Geschichte und Philosophie der Geographie« vgl. James R. Ryan: *History and Philosophy of Geography 1999-2000*, in: *Progress in Human Geography* 26 (2002), S. 76-89. Zur Rekonstruktion der Institutionalisierung geographischer (Aus-)Bildung vgl. Anssi Paasi: »The Changing Pedagogies of Space: Representation and the Other in Finnish School Geography Textbooks«, in: Anne Buttimer/Stamley D. Brunn/Ute Wardenga (Hg.), *Text and Image. Social Construction of Regional Knowledges*, Leipzig 1999, S. 226-236.

34 | John B. Thompson: *The Media and Modernity. A Social Theory of the Media*, Oxford, Cambridge, MA 1995, S. 184 [Hervorhebung A.S.].

35 | Vgl. dazu Christoph Conrad/Sebastian Conrad: »Wie vergleicht man His-

wiefern die traditionellen Raumbegriffe als Performative die zeitgenössische gesellschaftliche Wirklichkeit prägen, die dann in dieser Hinsicht vielleicht keineswegs auf dem Weg zu »neuen«, postmodernen und anti-essentialistischen Raumvorstellungen ist.

Wenn Werlens idealtypische Darstellung der Spätmoderne als wissenschaftliches Konstrukt verstanden wird, das selbst ein verräumlichendes Normalverständnis in sich trägt und tragen muss, so ermöglicht dies der Sozialgeographie, nach den »Traditionen in der Spätmoderne« zu suchen. Wenn unter der Spätmoderne kein ontologischer Zustand, sondern ein spätmodernes Bewusstsein verstanden wird, dann scheint es möglich, die diesem Bewusstsein inhärenten »überlieferten« Kategorien in Betracht zu ziehen, statt sich ihrer lediglich zu bedienen. Dabei ist dann zu fragen, inwiefern die »traditionellen Raumsemantiken« nicht nur die Einschränkung, sondern auch die wesentliche Ermöglichung der aktuellen Theoriebildung und sogar des »neuen« spät- oder postmodernen Selbst- und Weltverständnisses darstellen.³⁶

Die Herleitung der »Grammatik der Weltdeutung« in einem von Giddens³⁷ skizzierten strukturtheoretischen (nicht: strukturalistischen!) Sinne, der sie gleichzeitig zur Bedingung und zum Produkt der Aneignung von Raum macht, müsste sich nun auf die kontextkundige Auswertung außerwissenschaftlicher Quellen stützen – eine Perspektive für die Befruchtung der Sozialgeographie durch die Geschichtswissenschaft, auf die zurückzukommen ist. Doch auch ein Blick auf wissenschaftliche Paradigmen ist hilfreich, wenn entlang der doppelten Hermeneutik³⁸ angenommen wird, dass diese Paradigmen auch die nicht-wissenschaftlichen Raum-Begriffe einer Sprechergemeinschaft nachhaltig prägen.

Für eine solche Betrachtung lassen sich zwei »Traditionen« herausheben, die sich in den »Geschichtsbüchern der Geographie«³⁹ leicht als überwundene Entwicklungsstadien verstehen lassen können: *Erstens* die Länderkunde bzw. das länderkundliche Schema und *zweitens* die Raumwissenschaft.

Die *Länderkunde* ist Teil dessen, was Werlen »traditionelle Geographie« nennt. Sie beinhaltet die Zusammenfassung von Landschaften zu einem

toriographien?«, in: dies. (Hg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002, S.11-45, hier S. 31.

36 | Vgl. hierzu G. Hard, Raumfragen, S. 154.

37 | A. Giddens: Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt am Main, New York 1997.

38 | Vgl. A. Giddens, Constitution of Society, S. 338.

39 | Vgl. etwa B. Werlen, Sozialgeographie; Ronald J. Johnston: Geography and Geographers. Anglo-American Human Geography since 1945, London, New York 2001.

homogenen Ganzen, zu einer »Landesnatur«.40 Friedrich Ratzel, Mitbegründer der Anthropogeographie und Lehrer von Alfred Hettner, der später die wissenschaftliche »Länderkunde« als Programm entwarf, machte die Natur zum kausalen Faktor kultureller Lebens- und Ausprägungsformen, die im Rahmen der allgemeinen Geographie beschrieben werden sollten. Die Erdkunde beschreibt, so Ratzel,

»die Vertheilung der Völker über die Erde, die Lage und Größe ihrer Staaten und Städte und herkömmlicherweise sogar ihren allgemeinen Zustand, vorzüglich soweit er sich statistisch darstellen lässt«.41

Damit stellt Ratzel die Geographie explizit über die Geschichte, weil sie »die ganze Erde umfasst« und nicht nur die »vom Menschen und seinem Geist durchdrungenen Sphären«.42 Seine Haltung ist geprägt von dem unerschütterlichen Glauben an die geographische Welt da draußen, die es bis in den letzten Winkel wahrheitsgemäß zu *beschreiben* gilt – und daran, »daß man diesen Zweck nur erreichen kann, wenn man zeigt, wie der Boden und das Volk zusammengehören«.43 In Zusammenhang mit der strikten Trennung von Natur und Geist liegt seinem »aufgeklärten« Raumverständnis nichts ferner als die Idee, dass die Länderkunde *auch* eine Art der »geistigen Durchdringung« darstellen und damit »ein menschliches Ding« sein könnte.44

Ratzels Schüler Hettner führte dann die Karte als wichtigstes Instrument der Geographie ein. »Klare Auffassung räumlicher Verhältnisse kann nur aus kartographischen Darstellungen entnommen werden«, so sein Leitsatz.45 Die Wissenschaft der Geographie besteht seines Erachtens zunächst in der Vermessung und Beschreibung, dann aber auch in der »Auffassung der Landesnatur«, und Hettner fordert entsprechend eine »ursächliche Verknüpfung« des Beschriebenen.46

40 | Vgl. B. Werlen, Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen 2, S. 43-50; ders., Sozialgeographie, S. 92-100.

41 | Friedrich Ratzel: Die Erde in vierundzwanzig gemeinverständlichen Vorträgen über Allgemeine Erdkunde. Ein geographisches Lesebuch, Stuttgart 1881, S. 378.

42 | Ebd.

43 | Friedrich Ratzel: Deutschland. Einführung in die Heimatkunde, Leipzig 1898, Vorbemerkung.

44 | Vgl. ebd.

45 | Alfred Hettner: Grundzüge der Länderkunde, Band 1: Europa, Leipzig 1925, a.

46 | Ebd. Wie Ratzel in seinem Buch zu Deutschland erst das letzte Kapitel dem Menschen widmet, ist auch Hettners Länderkunde zu Europa im Aufbau quasi evolutionsgeschichtlich geordnet – von Territorien über die in ihnen enthaltene

Mit dem Selbstverständnis einer rational zu durchdringenden und insofern beherrschbaren Welt entwickelt sich das Prinzip der Kategorisierung, Systematik und Klassifizierung. Wie im 18. Jahrhundert die Pflanzen (Linné)⁴⁷ und im 19. Jahrhundert die Tiere (Haeckel)⁴⁸ systematisch und taxonomisch geordnet wurden, so wurden im frühen 20. Jahrhundert mit dem länderkundlichen Schema auch die Erdräume in ihrer (»natürlichen«) Eigenart erfasst und geordnet. Hier zeichnet sich ein sich etablierendes *Prinzip der Verortung* ab: Die anhand dieser Kategorien etikettierten Räume und ihre Kulturen wurden gleichsam morphologisch betrachtet. Das Ziel war eine systematische, vollständige und vor allem *eindeutige* Identifizierung und Ordnung von Teilen eines angenommenen Ganzen.⁴⁹

Die *Raumwissenschaft* geht in der deutschsprachigen Sozial- und Wirtschaftsgeographie Ende der 60er Jahre maßgeblich auf Dietrich Bartels⁵⁰ zurück, der sich an die so genannte »Spatial Science« im englischsprachi-

Tierwelt bis zur Menschheit. Auch wenn Hettner früh auf den relationalen Charakter der räumlichen Klassifizierung hinweist, bezieht sich dieser doch lediglich auf die *Selektion* der Kategorien, die seines Erachtens der komplexeren, multikategoriellen Wirklichkeit niemals gerecht werden kann. Doch der Anspruch theoretischer Selbstbezüglichkeit stellte sich zu Hettners Zeit kaum (vgl. dazu U. Wardenga, *Geographie als Chorologie*).

47 | Carl von Linnés »Systema Naturae« erschien 1735. Zum Einfluss der linnéschen Klassifikation im Zusammenhang mit der Entwicklung moderner Sozialwissenschaften vgl. Michel Foucault: *The Order of Things. An Archaeology of the Human Sciences*, New York 1994 [1966].

48 | Ernst Haeckels »Systematische Phylogenie« wurde 1894-1896 veröffentlicht. Bei Haeckel verband sich der aufklärerische, rationale Zugriff auf die Natur allerdings mit einem monistischen Kosmos-Gedanken, der die Trennung von Geist und Materie nicht zuließ. Eine Revitalisierung dieses Kosmos-Gedankens als Gegenkonzept zum radikalen Sozialkonstruktivismus lässt sich in der aktuellen human-geographischen Theoriebildung beobachten; vgl. dazu Peter Meusburger/Thomas Schwan (Hg.), *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*, Stuttgart 2003.

49 | Wie Anderson anhand der Einführung von Volkszählungen deutlich macht, handelte es sich hierbei auch um eine systematische Quantifizierung (B. Anderson, *Die Erfindung der Nation*, S.145). Es wurde zählbar gemacht, was vorher nicht als zählbar zu verstehen war. Es wurden Grenzen gezogen, die nun – auf einem Blatt Papier und mit dem Wissen um die Anwendung einer Projektion – erst vorstellbar wurden und die es erlaubten, einzelne Stücke dieses Puzzles aus ihrem Kontext auszulgliedern (vgl. ebd., S. 149, 151).

50 | Vgl. Dietrich Bartels: *Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen*, Wiesbaden 1968; ders. (Hg.), *Wirtschafts- und Sozialgeographie*, Köln, Berlin 1970.

gen Raum anlehnt.⁵¹ In dieser neuen Betrachtungsweise wird der Raum zum formalen Charakteristikum von Gegebenheiten. Die Konzentration auf räumliche Organisation und Regelhaftigkeit – so die heutige Kritik –

»[...] depended on a conception of order that was produced by and resided in a structure that was supposed to be somehow separate from what it structured: a framework that seemed to precede and exist apart from the objects it enframed.«⁵²

Eine quasi-neutrale, externe Beobachterperspektive wird installiert, die im Vergleich zum länderkundlichen Schema nicht von einem »inneren Wesen« räumlicher Einheiten ausgeht, sondern von deren relationalem Charakter.⁵³ Statt Naturdeterminismus wird »Distanzdeterminismus« gesellschaftlicher und natürlicher Gegebenheiten propagiert und ein starker Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität ins Forschungsprogramm eingebaut. So wird von einer prinzipiellen Regionalisierbarkeit aller sozialweltlichen Sachverhalte (oder deren Spuren auf der Registrierplatte Landschaft) ausgegangen. Im Verborgenen schlummernde Raumgesetze sollen aufgedeckt werden. Entscheidende Motive des raumwissenschaftlichen Ansatzes sind eine grundsätzliche (technisch bzw. naturwissenschaftlich ausgerichtete) »Machbarkeit« in positivistischem Sinne, die rationale und technische Beherrschung der Natur und die Idee der Entdeckung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten und Regelhaftigkeiten.

Inwiefern handelt es sich nun hier um einen Bruch? Obwohl der Schritt der »Rationalisierung« vom länderkundlichen Schema der Beschreibung des Wesens von räumlichen Einheiten abzugehen scheint, ist die Kohärenz der beiden Ansätze beträchtlich. Dies sollte insofern nicht verwundern, als auch der raumwissenschaftliche Ansatz die damalige Tradition der Länderkunde (bzw. insgesamt der Regionalen Geographie in Abgrenzung zur Allgemeinen Geographie) mit sich trug. Ein Indiz dafür ist die Überzeugung der (neutralen) »Kartographierbarkeit« jeglichen sozialen oder physischen Sachverhaltes und das Festhalten an der Identifizierung flächenhaft projizierbarer Einheiten. Die explizit als Methode abgelehnte (Erd-)Beschreibung wurde gleichzeitig implizit als ungefragte Grundlage

51 | Vgl. Peter Haggett: *Locational Analysis in Human Geography*, London 1965.

52 | Vgl. D. Gregory: *Geographical Imaginations*, S. 84.

53 | Die hervorgehobene Definitionsabhängigkeit von räumlichen Einheiten legitimiert dabei das »Wissenschaftliche« am Forschungsprogramm: Geographen werden zu Raum-Spezialisten, die für die »objektive« Abgrenzung von sinnvollen regionalen Einheiten zuständig und – etwa in Abgrenzung zu den »Zeitspezialisten« – qualifiziert sind; vgl. dazu B. Werlen, *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen* 2, S. 59.

ins Programm aufgenommen. Auch wenn sich – wie Werlen festhält – das Selbstverständnis der Geographen mit der raumwissenschaftlichen Periode änderte,⁵⁴ war dies kein Schritt heraus aus der Denktradition: Aus Erdbeschreibern, die implizit an der Konstruktion eines (kolonialistisch motivierten) Weltbildes arbeiteten, wurden Raummanager, deren explizites Anliegen die räumliche Ordnung war und die sich – im Dienste der »objektiven Wissenschaft« – die Legitimation und Verfügungsgewalt dafür selbst zuschrieben. Dabei wird aber mit den geo-sozialen Einheiten der beschreibenden Geographie bereits ungefragt gearbeitet, während allein die Fragestellung verändert wird: Nicht Naturgesetze (oder natürliche Bedingungen) sind zu erforschen, sondern Raumgesetze. Eine Einheit (»Areal«) ist aber per raumwissenschaftlicher Definition genau dann vorhanden, wenn sich die Grenzen von Ausbreitungsflächen »räumlicher« und »sachlicher« Kriterien und ihrer Beziehungen decken.⁵⁵ Diese Logik ist insofern keineswegs neu, als man weiterhin von der prinzipiellen Existenz und Erschließbarkeit dieser Einheiten ausgeht, die nun allerdings eine rationale Begründung erhalten. *Chorographie* wird zur *Chorologie*, aber auf der Grundlage, dass ein kausaler Zusammenhang von Boden und Volk, von Natur und Kultur schon vorher implizit angenommen wurde.⁵⁶ Nachdem Immanuel Kant im Jahre 1802 die *Erdbeschreibung* zur »Propädeutik in der Erkenntnis der Welt«⁵⁷ erklärt hatte, ist sie dies auch geworden, hat jedoch in der raumwissenschaftlichen Wendung ihren rein beschreibenden Anspruch durch einen *erklärenden* ersetzt. Als übergeordnetes raumlogisches Prinzip dieser Phase kann die Übertragung von Raumgesetzen auf die sich »in Räumen« befindlichen Sachverhalte und Artefakte gelten.

Was bringt nun ein solcher Rückblick? Wer aus der Reflexion der historischen Entwicklung von Raumbegriffen und einer Kritik der »traditionellen Geographie« die Abgrenzung eines »neuen« oder »adäquateren« Raumverständnisses ableitet, macht es sich zu einfach. Denn wenn man das »Hineinreichen« der Traditionalität in gegenwärtige Weltdeutungen ernst nimmt, sind diese traditionellen Begriffe implizit in heutige Herstellungs- und Umgangsweisen von und mit Raum eingelagert. Als allgemeine These formuliert: Eine explizite diskursive Abwendung von herkömmlichen Denkweisen lässt immer vermuten, dass eben diese Denkweisen implizit die zeitgenössische Weltsicht strukturieren und auch konstitutiv der expliziten Abwendung zugrunde liegen. Konstruktiv betrachtet heißt das aber, dass die Reflexion der Entwicklungsgeschichte einen Zugang zum aktuellen Gesellschaft-Raum-Verhältnis darstellt.

54 | Vgl. B. Werlen, *Sozialgeographie*, S. 205.

55 | Ebd., S. 218.

56 | Bereits Hettner verstand die Erdraumbeschreibung (*Chorographie*) als Vorstufe der Erdraumerklärung (*Chorologie*).

57 | Vgl. B. Werlen, *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen 1*, S. 210.

Die im Folgenden idealtypisch herausgestellten traditionellen »Logiken« der Raumkonzeption sind somit hypothetisch als Grundlage des zeitgenössischen »Geographie-Machens« zu verstehen:

1. *Objektivität und Objektivhaftigkeit*: Dem »Raum« wird eine beobachterunabhängige Seinsweise zugesprochen. Er wird als Gegenstand behandelt, dessen Existenzart es »richtig« zu bestimmen gilt. »Raum« ist ein oppositioneller Begriff zum »Gesellschaftlichen«.
2. *Kategorialität und Disparatheit*: Der Raum ist – neben der Zeit – eine grundlegende Kategorie der Einordnung bzw. Zuordnung. Jegliches hat seine Zeit und seinen Ort. Auf dieser Basis werden Ungleichheiten kategoriell erfasst. Indem Raumausschnitte als Projektionsflächen für Sachverhalte dienen, bekommen auch die eingeordneten Gegenstände (Menschen, Kultur, Artefakte etc.) die gleichen Qualitäten: Teilbarkeit, Unterscheidbarkeit auf der Grundlage trennscharfer Grenzen (jeder Mensch, jedes Bauwerk, jede Kultur gehört auf einer Ebene *genau einer* Kategorie an).
3. *Diskretheit und Additivität*: Raum ist etwas, das sich abgrenzen und in Einheiten zerlegen lässt, die sich nicht überschneiden und in ihrer Summe eine endliche Ganzheit ergeben. Die räumliche (territoriale) Welt ist die Summe ihrer diskret begrenzten Raumausschnitte.
4. *Diskontinuität, Distinktion und Kontinuität/Homogenität*: In einer räumlichen Dimension sind die diskreten Einheiten diskontinuierlich im Sinne einer Unterschiedlichkeit (»distinkt«). Innerhalb der Kategorien wird von einem lückenlosen, kontinuierlichen Zusammenhang und einer Gleichartigkeit (Homogenität) ausgegangen.
5. *Endliche Extensität*: Räume haben ein Innen und ein Außen, sie werden als begrenzte Einheiten mit einer endlichen flächenhaften (planimetrischen) Ausdehnung aufgefasst (»Containerraum«).
6. *Stabilität/Konstanz*: Raum ist – als Dimension neben der dynamischen Zeit – in seiner Konnotation selbst zeitlos. Gegebenheiten sind durch ihre »Verortung« fixiert und erhalten in der räumlichen Repräsentation einen statischen Charakter.⁵⁸

Grundsätzlich ist also die Frage zu stellen, ob sich die Forderung der neuen Sozialgeographie nach Überwindung der Vorherrschaft der räumlichen Kategorien zur Typisierung sozialer Situationen so einfach einlösen lässt.⁵⁹ Mit einem für die Traditionalität zeitgenössischer Weltdeutung geschärften Blick wird erkennbar, dass auch dann keine »neue« Raum-Sprache gespro-

58 | Die auf dieser Statik aufbauende Territorialisierung und Verortung von Geschichte und Naturalisierung des Raumes bezeichnet Coronil als »geographischen Fetischismus« (F. Coronil: *Jenseits des Okzidentalismus*, S. 212).

59 | Vgl. B. Werlen, *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen 2*, S. 207.

chen wird, wenn Präfixe wie *trans-*, *inter-*, *pluri-* oder *multi-* vor alte Kategorien (national, regional etc.) gesetzt werden; vielmehr werden auch diese vermeintlich neuen Kategorien in gleicher raumlogischer Manier konstruiert. Auch ein »grenzüberschreitender« Raumbegriff kommt ohne die gedachte Grenze nicht aus, sondern setzt sie vielmehr als gegeben voraus. Der Effekt solcher Neologismen ist jedoch, dass sich der wissenschaftliche Blick auf die scheinbar »neue« Realität richtet, nicht auf die selbstverständlich gewordene »alte« Konstruktionsweise.⁶⁰

Die angelegte Perspektive liefert hingegen Argumente, warum in Bezug auf die gesellschaftliche *Praxis* von einem einschneidenden Bruch, der das Ende der Moderne und den Anfang der Spätmoderne im Sinne einer neuen *Raum-Repräsentationsweise* markieren würde, ohne nähere Rekonstruktion der alltäglichen Raum-Konstruktionen nicht auszugehen ist. Die praktische, verständigungssichernde Notwendigkeit von Essentialisierung, räumlicher Kategorisierung und Verortung von Sachverhalten spricht für ein langes Fortbestehen der traditionellen »Weisen der Welterzeugung«⁶¹ und damit auch für deren konstitutive Bedeutung für die spätmodern genannte gesellschaftliche Wirklichkeit – und zwar aller proklamierten massenmedialen Raumauflösung zum Trotz.⁶²

4. Auftreten und Persistenz traditioneller Verortungslogiken: Beispiel Ost und West in Deutschland

Anhand eines konkreten Beispiels soll nun angedeutet werden, in welcher Form sich die traditionellen Raumsemantiken im alltäglichen Sprachge-

60 | Bei Appadurai findet sich lediglich der Hinweis, dass dem Problem der »alten Raumsemantik«, die unweigerlich in einen hermeneutischen Zirkel führt, nur mit *wirklich* neuen Repräsentationsweisen zu begegnen sei (A. Appadurai, *Modernity at Large*, S. 47).

61 | Der Begriff stammt von Nelson Goodman: *Ways of Worldmaking*, Frankfurt am Main 1990.

62 | Eine raumkonservierende Rolle der Massenmedien ist nicht verwunderlich, wenn diese konsistent aus einer handlungszentrierten Teilnehmerperspektive konzeptualisiert werden, welche die Medienmacher ins Zentrum rückt. Wenn dagegen ein raumlogischer Medienbegriff (»Vernetzung«, »Grenzüberwindung«) angelegt wird, übersieht man die begrenzende und verortende mediatisierte Semantik und ist schnell verleitet, ein mediales Zeitalter der Entankerung auszurufen; vgl. dazu Antje Schlottmann: »Zur alltäglichen Verortung von Kultur in kommunikativer Praxis. Beispiel ›Ostdeutschland‹«, in: *Geographische Zeitschrift* 91 (2003), S. 40–51; dies.: »Globale Welt – Deutsches Land. Alltägliche globale und nationale Weltdeutungen in den Medien«, in: *Praxis Geographie* 32 (2002), S. 28–34.

brauch zeigen und warum sie eine so enorme Stabilität aufweisen.⁶³ Dies soll aber nicht auf eine »Überführung« verdächtiger Alltagsmenschen beim (unzeit- und unsachgemäßen) Essentialisieren und Verorten hinauslaufen. Vielmehr ist die Entdeckung der Arten und Weisen der »Verräumlichung« die Bedingung der Möglichkeit, deren gesellschaftliche Funktion erkennen zu können. Wenn es um Ontologien geht, lautet die eigentliche, zentrale sozialgeographische Frage nicht: Was ist die (richtige) Seinsweise des Raumes?, sondern: Wozu ist es in gesellschaftlicher Hinsicht wichtig, dass Raum als ein handlungsunabhängig existierender, gesellschaftsunabhängiger Gegenstand betrachtet wird? Was sind die Konsequenzen? Für welche gesellschaftlichen Phänomene ist es konstitutiv, Räume als Container mit einem klar abgrenzbaren Innen und Außen zu konzipieren? Welche gesellschaftliche Funktion hat die Imagination einer in der Zeit stabilen räumlichen Projektionsfläche und die Objektivierung von Raum-Zeitstellen? Das sind die Fragen, die eine differenzierte Diskussion der heutigen Strukturierungsmodi erlauben.

»Ostdeutschland« und »Westdeutschland« eignen sich als toponymische »Raumabstraktionen« besonders für eine Untersuchung der konstitutiven Bedeutung von traditionellen Raumlogiken. Die anhaltende Überdauerung der »Festschreibung« der beiden Container kann in konstruktivistischem Sinne nicht als bloßes *time-lag* ehemaliger Raum-Realität begriffen werden. Betrachtet man den Diskurs zur deutschen Wiedervereinigung, dann wird bereits im Überblick deutlich, dass die vor mehr als zehn Jahren offiziell wieder vereinigten und damit nicht zuletzt kartographisch getilgten Teilräume eine lebendige Wirklichkeit besitzen. Diese Wirklichkeit ist nun hypothetisch auf eine anhaltende *Verwirklichung* von West- und Ostdeutschland als real existierende Räume im Handlungsvollzug des Schreibens und Lesens zu beziehen – und auf deren anhaltende Bedeutung. Dabei ist zu bedenken, dass auch der Diskurs der Wiedervereinigung konstitutiv für die Entstehung von Ost- und Westdeutschland war und ist – gewissermaßen sind sie in ihrer heutigen Ausgestaltung *ex-post*-Erfindungen, die erst im Rückspiegel der Nachwendezeit an Kontur und Bedeutung gewinnen.

Was aber ist das für eine Bedeutung, die sich auf den Osten oder sein konstitutives Pendant, den Westen, als genuin räumliche Vorstellungen bezieht? In der auf alltägliche Raumsemantik hin untersuchten Berichterstattung dreier Zeitungen und Zeitschriften ist etwa vom »Aufschwung Ost« und »Abriss Ost« die Rede,⁶⁴ von Rassismus, der »im Osten weiter verbreit-

63 | Vgl. dazu A. Schlottmann, Räumliche Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit.

64 | Susanne Koelbl: »Da hilft nur noch Dynamit«, in: Der Spiegel 41 (2000), S. 88f.

tet ist als im Westen«,⁶⁵ oder davon, dass Dagmar Schipanski bestätigt, »dass Vorbehalte gegen den Osten Abiturienten abschrecken«. ⁶⁶ Gleichzeitig heißt es, dass Kinder sich heute schwer tun »zu erklären, was den Osten überhaupt vom Westen unterscheidet«, ⁶⁷ oder dass »*der Westen* [...] so wenig wie *der Osten*« existiere. ⁶⁸

Hier interessiert nicht der explizite Wahrheitsgehalt der zitierten Aussagen, sondern die Tatsache, dass ganz selbstverständlich auf »Ostdeutschland« und »den Osten« als real existierende Objekte Bezug genommen wird. Es wird *über* etwas berichtet, womit bereits eine Beobachterperspektive zum »Osten« eingenommen ist. Diese implizite »Objektivierung« macht es unter anderem möglich, dass man »Vorbehalte gegen den Osten« haben kann und dass dieser Tatbestand öffentlich verständlich wird. Dabei ist die Präsupposition, dass *der Osten* genauso wie *der Westen* existiert, auch dann gegeben, wenn deren Differenz infrage gestellt wird. Auch wenn man offenbar nicht mehr weiß, was »den Westen vom Osten unterscheidet«, werden die beiden distinkten Teilräume Deutschlands vorausgesetzt. Und selbst wenn postuliert wird, »der Westen« existiere so wenig wie »der Osten«, ist auch dieses scheinbar die Objektivität unterminierende Postulat erst verständlich, wenn die Objekte zunächst als solche akzeptiert wurden. Auch für den Begriff der Unterscheidung ist es nötig, *den* Osten und *den* Westen als fixe Tatbestände bereits vorauszusetzen. In einer Aussage über die (fehlende) Differenz von Ost und West ist das Postulat einer Welt, in der es ein Ostdeutschland und ein Westdeutschland gibt, bereits enthalten. So wird bei der Thematisierung der Wiedervereinigung die Objektivität und Essentialität von Ost und West zur notwendigen Bedingung. Auch die kartographischen Darstellungen zum Thema Wiedervereinigung bedienen sich der »alten Grenze«, und in der folgenden Karte ist sie die konstitutive Grundlage der Berichterstattung über den »neuen« deutschen Vereinigungs-Fluss Elbe:

In Bezug auf das den Sprechakten unterliegende Raumverständnis kann nun festgestellt werden, dass Ostdeutschland als ein »Containerraum« Gestalt annimmt. Die Zuordnung von Menschen in die jeweiligen Räume liegt der Identifizierung von Ostdeutschen und Westdeutschen konstitutiv zugrunde. Dabei wird auf die Exklusivität und Eindeutigkeit der Raum-Lo-

65 | Toralf Staud: »Nazis sind chic – Und der Osten ist brauner als es viele Politiker wahrhaben wollen«, in: Die ZEIT vom 15.1.2001, S. 1.

66 | Jens Schneider: »Letzte Ausfahrt Chinatown – Von wegen Zwangsverschickung: Im Osten studiert man besser, heißt es an Universitäten, die um Studenten werben müssen«, in: Süddeutsche Zeitung vom 26.9.2000, S. V2/16.

67 | Willi Winkler: »Wie groß die Freiheit ist«, in: Süddeutsche Zeitung vom 28.9.2000, S. 9.

68 | Christoph Diekmann: »Wir waren das Volk«, in: Die ZEIT vom 4.11.1999, S. 3.

Abbildung 1: Die alte Grenze im vereinten Deutschland



Quelle: Der Spiegel 40 (2000), S. 47; Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

gik und auf die einander ausschließenden Innen- und Außenbereiche zurückgegriffen. Entweder ist man Ostdeutscher oder Westdeutscher. Ein ambivalentes »Sowohl-als-auch« ist zwar für die personelle Identitätsbildung durchaus möglich, aber bei der Antwort auf Eindeutigkeit einfordernde Fragen der Herkunft, Abstammung oder Zugehörigkeit (zumindest derzeit) praktisch nicht brauchbar.⁶⁹ Und selbst wenn stereotype Erwartungen kommunikativ abgeglichen werden, ändert das nichts an der Reproduktion der Kategorien. Das folgende Zitat aus einer Beschreibung über das Ende einer Ost-West-Beziehung illustriert diese »Kraft der Kategorie«:⁷⁰

69 | Zur Problematik, auf diese raumbezogenen »Diskriminierungen« zu verzichten vgl. etwa Armin Nassehi: »Das stahlharte Gehäuse der Zugehörigkeit. Unschärfen im Diskurs um die ›multikulturelle Gesellschaft‹«, in: ders. (Hg.), Nation, Ethnie, Minderheit. Beiträge zur Aktualität ethnischer Konflikte, Köln, Weimar, Wien, S. 177-208.

70 | Vgl. Wolfgang Natter/John Paul Jones III: »Identity, Space, and other Uncertainties«, in: George Benko/Ulf Strohmayer (Hg.), Space and Social Theory. Interpreting Modernity and Postmodernity, Oxford 1997, S. 141-159, hier S. 143.

»Am Ende des Gesprächs habe ich das Gefühl, wir stehen uns gegenüber auf zwei verschiedenen Seiten, und nur alle Minuten dringt ein Wort des anderen herüber. Der beiderseitige Monolog endet dann oft wahlweise mit dem Satz: ›Du bist ja eine richtige Ostlerin‹ oder ›Bei Dir merkt man gar nicht, daß du aus dem Osten kommst!‹«⁷¹

Was genau wird hier verhandelt? Die Raumvorstellung und ihre Bedeutung jedenfalls nicht. Sowohl im negativen wie im positiven Zugehörigkeitsfall zum Sammelbehälter, ob typisch oder nicht-typisch ostdeutsch: es ändert sich nichts am regionalisierenden Gehalt der Kommunikation. Die trennscharfen Behälter Osten und Westen werden konstitutiv in Anschlag gebracht, und es kommt nicht etwa zu einer a-räumlichen, multiplen Identifizierung, wie sie derzeit oft als Ziel- und Leitvorstellung spätmoderner Lebens- und Diskursformen eingesetzt wird. Vielmehr werden die gewohnten, euklidisch geprägten Raum-Bezüge stabil gehalten und reproduziert.

Diesen Umgang als Fehler oder politische Unkorrektheit zu begreifen, verkennt jedoch den praktischen Nutzen der Konstruktion. Eine kontextuelle, relationale oder ambivalente Identifizierung ist kaum noch eine. Solche Denkversuche sind auch dann unbrauchbar, wenn es darum geht, Bewegungen vorstellbar und messbar zu machen oder Gegenstände zu organisieren. Wenn beispielsweise angeführt wird: »Rund zwei Millionen Ostler sind seit 1990 nach Westdeutschland gezogen – etwa eine Million in die Gegenrichtung«,⁷² dann ist die Erfassung der Wanderung konstitutiv angewiesen auf eine eindeutige Identifizierung der Ostler auf containerraumlogischer Basis. Dies gilt auch für die abstrakte Vorstellung der Bewegung von Finanzen: »1.500.000.000.000 Mark an Zuschüssen sind in den vergangenen zehn Jahren in den Osten geflossen.«⁷³ Der Behälterraum ist hier nicht bloße Metapher für eine abstrakte Vorstellung, sondern leitend für die Herkunfts- und Zieldefinition der Mittel, der praktische Umsetzungen als Anschlusshandlungen folgen. Die Metaphorik ist dementsprechend nicht Vergleich, sondern Verwirklichung.⁷⁴

71 | Jana Simon: »Madame Ceausescus Schuhe. Über das Scheitern einer Ost-West-Beziehung«, in: Jana Simon/Frank Rothe/Wiete Andrasch (Hg.), Das Buch der Unterschiede. Warum die Einheit keine ist, Berlin 2000, S. 27.

72 | Peter Wensierski: »Geht doch wieder rüber!«, in: Der Spiegel 43 (1999), S. 60-64, hier S. 64.

73 | Heribert Prantl: »Die deutsche Mondlandung«, in: Süddeutsche Zeitung vom 30.9./1.10.2000, S. I.

74 | Damit grenzt sich dieser Ansatz von der klassischen Vergleichstheorie der Metapher ab, welche die Übertragungsrichtung *a priori* festlegt und dabei ein ontologisch Identisches und ein verglichenes Anderes voraussetzt. Der angelegte Metaphernbegriff steht in der Tradition der Interaktions- und Netzwerktheorie, die in der Natur vorfindbare Ähnlichkeitsklassifikationen radikal ausschließt und eine erst

Wenn diese Beispiele also die Alltäglichkeit und praktische Notwendigkeit essentialisierender und verortender Raum-Semantik aufzeigen, kann in einem zweiten Schritt die Frage gestellt werden, welche weitere (möglicherweise sogar moralische oder ideologisch-normative) Bedeutung sie in gesellschaftlichen Praxisfeldern erhalten. Nicht die Essentialisierung und »Containerisierung« an sich ist kritisch zu betrachten, sondern das, was mit dieser angestellt wird. Dabei stellt sich auch die Frage, inwieweit die tradierten Raum-Logiken als Handlungsbegründungen so fest in gesellschaftliche Institutionen eingebunden sind, dass ihre »Überwindung« unwahrscheinlich (und unangebracht) erscheint, obwohl von dieser – insbesondere im Diskurs der Globalisierung und zunehmenden Entankerung der Lebensverhältnisse – vielfach bereits ganz selbstverständlich ausgegangen wird.

Ein abschließendes Beispiel aus der Berichterstattung zur deutschen Einheit mag eine Dimension dieser verfestigten Bedeutungen illustrieren:

»Als Bundeskanzler aber, der den versprochenen Aufschwung in den neuen Ländern zur »Chefsache« erklärt hat, kann sich Schröder so viel Distanz nicht mehr leisten. Er muss sich im Osten sehen lassen, vor allem dort, wohin es den westdeutschen Normalbürger nicht verschlägt.«⁷⁵

Dass sich der Kanzler in Zeiten des Wahlkampfes »im Osten sehen lassen muss«, wird plausibel über die Logik, dass man körperlich »vor Ort«, in diesem Falle: *im* Container Ostdeutschland zu sein hat, um wirkliches Interesse und Volksnähe zu demonstrieren. Die physische Ortsverlagerung in den Raum gilt als Geste der Kenntnis- und Anteilnahme. Daraufhin wird erwartet, dass sich an den Akt des Reisens in den Osten weitere Handlungen anschließen, dass etwa das »Vor-Ort-gewesen-Sein« ausschlaggebend ist für Wahlentscheidungen der Menschen *dort*, die wiederum über die räumliche Klammer als »Ostdeutsche« identifiziert werden. Für das Funktionieren des Arguments ist dabei unerheblich, wo genau im Behälter sich der Kanzler aufgehalten und mit wem er gesprochen hat. Genauso unerheblich ist es offenbar, dass in Zeiten distanzverringender Kommunikationsmöglichkeiten die Kenntnisnahme auch am Bildschirm oder bei der Zeitungslektüre am heimischen Küchentisch stattfinden kann. Entscheidend ist allein die zugewiesene Bedeutung »räumliche Nähe = Interesse, Kenntnisnahme und Empathie«. Aus ihr leitet sich die moralische Diskreditierung

durch den Vergleich erzeugte Ähnlichkeit und Kategorienbildung betont; vgl. Max Black: *Models and Metaphors. Studies in Language and Philosophy*, Ithaca, New York 1962; Mary Hesse: »Die kognitiven Ansprüche der Metapher«, in: Jean-Pierre van Noppen (Hg.), *Erinnern um Neues zu sagen*, Frankfurt am Main 1988, S. 128-148; Ernst Cassirer: *An Essay on Man*, New Haven 1962.

75 | Jürgen Leinemann: »Der lernende Kanzler«, in: *Der Spiegel* 34 (2000), S. 26-41, hier S. 26.

eines Kanzlers ab, der sich nicht *am Ort* und *innerhalb der Grenzen* seiner Chefsache »neue Länder« zeigt, und sie ist insofern eine Handlungsbe-gründung für die Reise des Kanzlers in den Osten.

Das Prinzip der Reproduktion von Raumbedeutungen über Anschluss-handlungen gilt für das Praxisfeld des Reisens (Tourismus) ebenso wie für die Problematik der »Diskriminierung«. Die Abwertung eines »Ossis« kommt ohne die räumlichen Begrenzungshilfen genauso wenig aus wie seine Aufwertung. Und wie sollte einem Rassismus, der statistisch im Os-ten lokalisiert wird, organisatorisch begegnet werden, wenn nicht mit Anti-Rassismus-Programmen *im Osten*? Solche auf raumlogische Repräsen-tationsweisen gestützten Anschluss-handlungen entbehren nicht einer gewis-sen Logik und sind von organisatorischem Wert, zeigen aber auch Wirkung auf den als »real« verstandenen und erlebten Raum, sowohl in Form von Erwartungen als auch in Form von Wahrnehmungscodes. So wird der Os-ten Deutschlands zu einem »rechtsradikalen Risikogebiet«, und man kann lange darüber verhandeln, ob dies eine gerechtfertigte Darstellung ist oder war – solange der Behälter als selbstverständliche Konstante auftritt, erhält er eine stabile, unverhandelbare Wirklichkeit.

5. Die Überwindung »falscher« Fragen

Die obigen Ausführungen sollten zeigen, dass die heute im wissenschaftli-chen Diskurs oft diskreditierten traditionellen Raumkonzepte (etwa der »Containerraum«) konstitutiv in die alltägliche gesellschaftliche Wirklich-keit eingebunden sind und dass ihre normative, moralische Bedeutung nicht kausal-deterministisch und kontextunabhängig mit den Begriffen selbst verbunden ist. Die Anwendung von verkürzenden, pauschalisieren-den und stereotypisierenden Raumbegriffen für eine ideologische Zielset-zung ist (nur) ein Sonderfall der alltäglichen signifikativen Regionalisie-rung, die insgesamt von traditionellen, essentialisierenden Logiken durch-drungen ist. Die »chorologische Reifizierung«⁷⁶ ist eben nicht nur in Hun-tingtons »Kampf der Kulturen« nachzuweisen (wo sie offensichtlich durch ihre ideologische Belastung als hochgradig problematisch einzustufen ist), sondern auch ein ganz alltägliches Geschäft. Daraus ergibt sich die Konse-quenz, dass nicht die Überwindung traditioneller Raumkonstrukte im Mit-telpunkt konstruktivistisch und kritisch orientierter sozialwissenschaftlicher Theoriebildung und Forschung stehen sollte, sondern die Überwindung falscher Fragen.

Akzeptiert man den skizzierten theoretischen Zugang, so ist beispiels-weise die Frage, *ob* essentialisiert und verräumlicht wird, solch eine »fal-

76 | H.-D. Schultz, Raumkonstrukte der klassischen deutschsprachigen Geo-graphie, S. 374.

sche Frage«. Was mit den reifizierten Containerräumen gemacht wird, wie sie argumentativ eingesetzt werden und dabei weitere (konstitutive, identifikatorische, organisatorische oder moralische) Bedeutung erhalten, sind die eigentlichen Probleme einer kontextspezifischen, also auch zeitspezifischen Rekonstruktion von Raumkonstruktionen.

Auch die Frage nach der ontologischen Objektivität oder gar »richtigen« Lokalisierung von Regionen ist müßig. Ob es um die Kategorien »Ostdeutschland«, »Mitteldeutschland« oder »Europa« geht – zu rekonstruieren ist, zu welcher Zeit diese erstens als »Räume« in Differenz zum Nicht-Räumlichen und zweitens als »identische Räume« in Differenz zu anderen Räumen betrachtet wurden und welche gesellschaftliche Bedeutung diese Art der Betrachtung gegenüber alternativen Vorstellungskonzepten hatte. Um zu diesen »richtigen« Fragen vorzustoßen, so sollte nun deutlich werden, ist das »In-der-Schwebe-Halten« von räumlichen Einheiten die grundlegende Voraussetzung.

Rückblickend und für den Anschluss geschichtswissenschaftlicher Forschung an die Theorie der alltäglichen Regionalisierung heißt dies, dass es keineswegs ausreicht, die expliziten Raumrepräsentationen früherer Gesellschaftsformen und ihrer Wissenschaft teleologisch herzuleiten, also von einem quasi-neutralen, tatsächlich aber lediglich die Kontingenz der Erzählung verschleiern den Beobachterstandpunkt zu konstruieren. Es muss gefragt werden, wie sich diese Repräsentationen in ein jeweils herrschendes raumbezogenes Normalverständnis einpass(t)en, und das ist die Frage nach ihrer Objektivität in einem epistemischen Sinne.⁷⁷ Dabei muss auch nach den gesellschaftlichen Bedingungen der Möglichkeit des »Andersdenkens« gefragt werden, was auf eine gesellschaftswissenschaftliche Historisierung der Arten und Weisen, also auch der »Codes« alltäglichen Geographie-Machens hinausläuft. Die Frage nach der »richtigen« Darstellung von Raum wird also erst dann zu einer »richtigen Frage«, wenn es darum geht, die gesellschaftsgeschichtlichen Kontexte objektiv gültiger Raumkonstruktionen zu rekonstruieren. Der Raum bzw. die Frage nach dem *wo* taugt dann nicht mehr als Erklärungsgrundlage gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse. Auch die Frage nach der »Geschichte von Räumen« ist eine falsche, jedenfalls dann, wenn sie darauf hinausläuft, dass ein heutiges Verständnis einer territorialen Einheit in Zeiten verlegt wird, in denen dieser Einheit keinerlei Bedeutung zukam – etwa wenn eine Erzählung der Geschichte Bayerns mit der Alpentektonik beginnt.⁷⁸

77 | Die hilfreiche Unterscheidung des Sprachgebrauches von Objektivität und Subjektivität in jeweils einem epistemischen und einem ontologischen Sinne findet sich bei John R. Searle: Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen, Reinbek 1997, S. 18.

78 | Dieses zugegebenermaßen plakative und populärwissenschaftliche Beispiel entstammt der Senderreihe »Geschichte Bayerns« des Bayerischen Rundfunks.

In Bezug auf die Frage nach den geschichtlichen Brüchen, die Auskunft über die sich wandelnden räumlichen Bedingungen geben könnten, wird im Kontext mit dem Begriff Globalisierung oft die folgende »falsche« Frage gestellt: Wie hat sich der Raum durch die neuen Kommunikations- und Transportmedien verändert? Das Beispiel vom reisenden Kanzler sollte gezeigt haben, dass weder ein veränderter Raum noch veränderte Kommunikation die gesellschaftliche Bedeutung räumlicher Bezüge determiniert. Entlang der hier entwickelten Perspektive ist die interessante Frage die nach den Brüchen in den *Herstellungsweisen* und *Aneignungsprozessen* von Raum. Dabei wäre dann auch eine Erkundung außerwissenschaftlicher Quellen bezüglich des räumlichen *common sense* zentral. Eine solche Rekonstruktion gibt nicht nur Hinweise auf die Folie, vor der heute Abgrenzungen zu früheren Weltansicht-Epochen gezogen werden. Erst aus dieser kann auch die Frage beantwortet werden, welche intentionalen Handlungsspielräume im jeweiligen kontextuellen Raumverständnis bestanden. Die richtigen Fragen sind demnach solche nach epistemologischen Brüchen, die zum Beispiel anhand der Sprachpraxis nachvollzogen werden können: Zu welcher Zeit und unter welchen Bedingungen änderte sich auf alltäglicher Ebene die Rede vom Raum? Inwiefern wurde dem Raum dabei eine andere, neue Ontologie zugeschrieben? Wurde Raum je zu einem nicht-essentialistischen Konzept? Welche Alternativen bestehen zur zeitgenössischen essentialistischen Raumbegrifflichkeit? Unter welchen Bedingungen ist es möglich, ohne die Thematisierung räumlicher Zuordnungskategorien zu sprechen, zu denken und zu handeln?

Gerade die Suche nach möglichen Alternativen lädt nicht nur zum Blick auf andere Kulturen, sondern auch auf die eigene Geschichte ein. Denn wenn die Unumstößlichkeit von Raumkonzepten infrage gestellt werden soll, ist davon auszugehen, dass es prinzipiell Alternativen gibt oder gab. Diese müssten sich historisch nachweisen lassen, was allerdings voraussetzt, dass sich die Geschichtswissenschaften weniger der Historisierung von Raum, Räumen oder Regionen zuwenden, sondern vielmehr der handlungszentrierten Historisierung der alltäglichen Herstellung von Raum. Die skizzierte sozialgeographische Perspektive legt hierfür einen wichtigen Grundstein, insofern sie die Selbstverständlichkeiten von Raumbezügen und -kategorien, wie sie auch in geschichtlichen Quellen zu finden sind, zu »hintergehen« versucht und dadurch als Gegenstand der Forschung sichtbar zu machen vermag. Eine konsequente Historisierung der signifikativen Regionalisierung wäre dann keine bloße *ex-post*-Begriffsgeschichte bereits »fertig« gedachter Räume (unabhängig von deren Verwirklichung im jeweiligen zeitlichen Kontext), sondern eine Geschichte geographischen Bewusstseins und Handelns, die umfassenden Aufschluss über die traditionellen Relikte heutiger Weltansicht und ihre sprachliche Verwirklichung geben könnte.

Als lohnender Nebeneffekt dürfte dabei auch eine wissenschaftstheoretische Selbstreflexion entlang der folgenden Fragen herkommen: Inwiefern hat der heute als zu überwindend betrachtete essentielle Raumbegriff *konstitutive* Bedeutung für den Gegenstand »Geschichte«, etwa für das wissenschaftliche »Schreiben der Nation«? Wozu dient die Essentialisierung des Raumes, also seine imaginierte und konventionalisierte Eindeutigkeit und Unveränderlichkeit, in Bezug auf das zeitgenössische Verständnis von Entwicklung? Was bedeutet sie im Sinne einer Abgrenzung zu einem dynamischen Zeitbegriff? Und was geschieht in Bezug auf die verständigungsleitende Funktion eines konstant gedachten Raumes bei der Suche nach seiner »Überwindung«?

Techniken kommunikativer Raumerschließung

Pfadfinder.

Zur Kolonialisierung des geographischen Raumes

ALEXANDER HONOLD

1. Raum als Ressource

In den kolonialen Systemen des späten 19. Jahrhunderts waren Menschen und Handlungen von kulturell determinierten Konstruktionen des Raumes und der Raumerfahrung bestimmt. Gemäß dem Selbstbild der kolonialen Akteure, die hierin das Erbe des Zeitalters der Entdeckungen anzutreten vermeinten, war der Ausgriff europäischer Nationen auf überseeische Weltregionen durch ein Zusammenspiel von Bewegungsenergie und scheinbar unausgeschöpften Reserven an Raum gekennzeichnet. Der geographisch erfasste Raum als solcher wurde nun zu einer primären Ressource. Hatte man sich in den kolonialen Projekten der Frühen Neuzeit mit ihrem Missionsauftrag zur Jagd nach den sagenhaften Bodenschätzen El Dorados ermächtigt gefühlt, so traten im beginnenden Industriezeitalter mit seinen bevölkerungspolitischen Krisenschüben andere Motive in den Vordergrund, etwa die Suche nach Rohstoffgebieten und neuen Siedlungsräumen. Dabei blieben pragmatische und imaginäre Ziele eng miteinander verbunden, etwa in der fast magischen Ausstrahlungskraft der Weltkarte. Mit ihren klangvollen exotischen Namen, dem bizarren Gewirr von Küstenlinien, Gebirgs- und Flussläufen und dem gleichförmigen Gradnetz, das in gleichsam spielerischer Ordnungsliebe über die Kontinente gespannt war, glich die kartographische Repräsentation der »Welt« selbst schon einem gewaltigen Aufmarschgebiet für künftige Abenteurer. In Joseph Conrads *Heart of Darkness* erinnert sich Kapitän Marlow seines kindlichen Faibles für imaginäre Reisen durch den kartierten Raum. »Now when I was a little chap I had a

passion for maps. I would look for hours at South America, or Africa, or Australia and lose myself in all the glories of exploration.«¹

Unverkennbar – und anhand eigener träumerischer ›Finger-Reisen‹ subjektiv durchaus nachvollziehbar – hat der von der Landkarte aufbereitete Raum eine suggestive *affordance*; er offeriert pflegeleichte Besitztümer und fordert zu global dimensionierten Reiseplänen auf. Besondere Sogkraft ging dabei noch zu Conrads Zeiten von jenen berühmten »weißen Flecken« aus, die zwar Gebiete jenseits der bereits in Besitz genommenen Welt anzeigten – unzugängliche Hochgebirge, Trocken- und Eiswüsten, Dschungel- und Steppenlandschaften –, jedoch schon durch ihre Einbindung in die universelle territoriale Ordnung einer Ökonomie der Knappheit unterworfen waren. Schon Herder hatte in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* einen mit dem Vordringen der Zivilisation unaufhaltsam einhergehenden Schwundprozess für solche Rückzugsgebiete des Fremden prognostiziert. »Je mehr die Kultur der Länder zunimmt, desto enger wird die Wüste; desto seltner ihre wilden Bewohner.«² Unter dem Eindruck der spektakulären Weltumseglungen Cooks, Bougainvilles und anderer ließ sich die fortschrittsgewisse Geschichtsphilosophie der Aufklärung ohne größere Friktionen in eine spatiale Ordnung übertragen. *Enzyklopädie* und *Circumnavigation* waren korrespondierende Unternehmungen auf dem Weg zu einer allumfassenden, erdumspannenden Totalität des Wissens, bei der sich alle Differenzen und Devianzen zu einem gemeinsamen Tableau der Orte und Arten fügen lassen sollten. Dem Ideal ganzheitlicher Anschauung war auch der Naturforscher Alexander von Humboldt verpflichtet, dessen Reisen zugleich den Übergang vom Universalgelehrtentum der Goethezeit zur fachdisziplinären Spezialisierung des positivistischen Zeitalters markierten.³ Verbürgte die tatsächliche Fortbewegung auf Reisen eine im Wortsinne »ästhetische« Erfahrung der Landschaft und ihrer kulturellen Prägenen, so lieferte die Empirie naturkundlicher Messungen »ungeheure

1 | Joseph Conrad: *Heart of Darkness* (1902), London 1994, S. 11.

2 | Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, hg. von Martin Bollacher, Frankfurt am Main 1989, S. 233.

3 | Den Versuch einer Vermittlung beider Tendenzen unternimmt Humboldt in seinem Hauptwerk *Kosmos*, das er im Wortsinne ›welt-anschaulich‹ positioniert. »Die Geschichte der physischen Weltanschauung ist die Geschichte der Erkenntnis eines Naturganzen, die Darstellung des Strebens der Menschheit, das Zusammenwirken der Kräfte im Erd- und Himmelsraum zu begreifen« (Alexander von Humboldt: *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, 2 Bde., Darmstadt 1993, Band 2, S. 88; vgl. ebd., S. 94). Im Rekurs auf das mit dem Begriff »Kosmos« aufgestellte Prinzip der Schönheit des Wohlgeordneten ließ sich das sinnlich-ästhetische Verhältnis zur Natur, wie es seit der Aufklärung von Philosophie und Dichtung ausgearbeitet wurde, mit dem seither schnell zunehmenden positiven Faktenwissen versöhnen, so der Grundgedanke des humboldtschen Naturbildes.

Datenmengen«, denen sich ein akribischer Faktensammler wie Humboldt, so Gernot und Hartmut Böhme, »in einem fast süchtigen Ausmaß [...] ausgesetzt« habe.⁴

Mit Humboldt als einem ihrer Gründerväter ist dieser Zwiespalt für die Entwicklung der modernen Geographie im 19. Jahrhundert bestimmend geblieben. In der neuen Disziplin überlagerten sich die tradierten Kenntnisbestände der mathematischen, physikalischen und geo-chemischen Erdwissenschaften mit einem eher amorphen Betätigungsfeld kultureller Neugier. Zur Mitte des 19. Jahrhunderts schien Geographie, als reflektierte Reise- und Beschreibungskunst, eher die Domäne der Feuilletons als die der Universitäten zu werden. Journalistische Reiseschriftsteller und Romanautoren wie Humboldts Ziehsohn Balduin Möllhausen verwandelten das Wissen über ferne Länder und Menschen in einen populären und einträglichen Lesestoff, während sich die in Deutschland eher langsam voranschreitende Institutionalisierung einer »wissenschaftlichen« Geographie, ganz nach dem französischen Vorbild der Revolutionszeit, überwiegend an militärtechnischen Erfordernissen ausrichtete.⁵

Die imaginativen Anteile des geographischen Wissens und die damit verbundenen sozialen Wunschennergien konnten sich im letzten Jahrhundertdrittel gerade dort behaupten und vermehren, wo im Zuge der kolonialen Expansion Grenzlinien verschoben und Territorien einer Neuordnung unterzogen wurden. Als kulturelle Formation beerbt der Kolonialismus insofern das mit den Künsten und Wissensformen der »Erdbeschreibung« verbundene Faszinationsmoment fremder Welten und abenteuerlicher Reisen. Neben und vor der Kolonialherrschaft im politischen Sinne sind die ko-

4 | Gernot Böhme/Hartmut Böhme: Feuer – Wasser – Erde – Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente, München 1996, S. 11f.

5 | Die disziplinäre und akademische Etablierung der Geographie war eine preußische und vorrangig militärisch motivierte Initiative. Der 1820 an die Berliner Universität berufene erste deutsche Lehrstuhlinhaber für physische Geographie, Carl Ritter (1779-1859), versah neben seinem Lehramt noch eine Dozentenstelle an der Berliner Allgemeinen Kriegsschule. Erst fünfzehn Jahre nach Ritters Tod wurde die Stelle 1874 mit Heinrich Kiepert (1818-1899) wieder besetzt, dessen historische Auslegung des Faches 1886 durch die Berufung des für physische Geographie zuständigen Ferdinand von Richthofen (1833-1905) kompensiert wurde (Lothar Zögner: »Geographie«, in: Tilmann Buddensieg/Kurt Düwell/Klaus-Jürgen Sembach [Hg.], Wissenschaften in Berlin, Berlin 1987, Band 2, S. 85f.). »Die Richtlinien des preußischen Kultusministers Adalbert Falk zur Gründung geographischer Lehrstühle im Jahre 1874 führten dazu, daß sämtliche preußische Universitäten, die bis dahin nicht über einen Geographielehrstuhl verfügten, in rascher Folge bis Ende der siebziger Jahre Ordinariate erhielten« (Marita Baumgarten: Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert, Göttingen 1997, S. 88).

lonialen Imaginationen verknüpft mit elementaren Szenarien der Raumer-schließung und -bemächtigung. Diese erfolgten meist und mit großer Selbstverständlichkeit in einem Raum, der sich den europäischen An-kömmlingen – ungeachtet seines tatsächlich vorhandenen Besiedlungsgra-des – als in die Weite hingebreitete Niemandsländ darbot. Der koloniale Raum war scheinbar unbesiedelt, aber eben darum keineswegs kulturell unbearbeitet. Raum bzw. Räumlichkeit war keine neutrale, politisch und moralisch indifferente Größe.⁶ Im Gegenteil: Gerade die für den Kolonia-lismus nützliche Arbeitsfiktion des leeren Raums, des »Raums ohne Volk«, wie man in Umkehrung der berühmten Formel Hans Grimms sagen könnte,⁷ ist ein Beispiel für die diskursive und epistemologische Verfasst-heit selbst der elementarsten Wahrnehmungskategorien. Die phänomenale Evidenz dieses (kulturell produzierten) leeren Raumes war ein wichtiger Bestandteil des Kolonialisierungsprozesses und begründete zugleich den Mythos, mit dem die Kolonisatoren ihre historische Mission zu legitimieren suchten.⁸ An diesem Prozess waren wissenschaftliche, aber auch literar-ästhetische Darstellungsmuster beteiligt, deren Zusammenspiel zu einem proto-kolonialen Raumszenario im Folgenden anhand einiger Beispiele aus der Vorgeschichte der kolonialen Landnahme näher beleuchtet werden soll.

2. Horizontflucht: Der Zug der Karawane

In Alexis de Tocquevilles großer Abhandlung *Über die Demokratie in Ameri-ka* findet sich die Bemerkung, dass die Entvölkerung des Himmels den Blick auf Flüsse und Berge gelenkt habe, woraus »im letzten Jahrhundert die Dichtung« entstand, »die man im eigentlichen Sinne die beschreibende

6 | Dies hat John Noyes am diskursiven Material des Kolonialismus von Deutsch-Südwestafrika eindrucksvoll zeigen können: »Colonial landscape is not found by the colonizer as a neutral and empty space, no matter how often he assures us that this is so. This is one of the most persistent myths of colonization« (John Noyes: *Colonial Space. Spatiality in the Discourse of German South West Africa 1884-1915*, Chur u.a. 1992, S. 6). Die in den Raum ausgreifende, raumerschließende Funktion des Kolonialen ist für den deutschen Kontext verschiedentlich betont worden, zuletzt von Russell Berman, der mit einem gewissen Seitenhieb gegen ethno-zentrierte Varianten der Kolonialismuskritik feststellt, das tragende Konzept für die Analyse zumindest des deutschen Kolonialprojektes sei »space, not race« (Russel Berman: *Enlightenment or Empire. Colonial Discourse in German Culture*, Lincoln, London 1998, S. 3).

7 | Hans Grimm: *Volk ohne Raum*, München 1934.

8 | Robert D. Sack: *Conceptions of Space in Social Thought. A Geographic Perspective*, London 1980.

genannt hat.«⁹ Den Zusammenhang, den Tocqueville damit nahe legt, kann man nun so auffassen, dass erst mit der säkularen Aufwertung des Diesseitigen und Irdischen auch die Landschaftsbeschreibung als ein literarischer Gegenstand denkbar und akzeptabel wurde. Doch liegt in dieser neuzeitlichen Dignität des Bodens, der Landschaft und des Horizontalen auch ein unbestreitbares Moment von Zwang. Die scharf gezogene Grenze zum Himmlisch-Metaphysischen bannt die Höhenflüge des Geistes, fesselt sie an die Bedingungen der Schwerkraft und den Radius ihres Gesichtskreises. Darin deutet sich ein verwunderlicher Befund an: dass nämlich das kulturelle Wissen der Geographie die Erde als *Oberfläche* behandelt. Die koloniale Struktur des geographischen Raumes ist Indikator einer Anschauungsweise, bei der die Erde wieder zur Scheibe wird. Die Randlinie des Horizonts, die den geographischen Alltagsverstand begrenzt, ist das Ergebnis eines jahrhundertelangen, aber dramatischen säkularen Prozesses der Entgötterung, der Tilgung des Heiligen von der Erde.¹⁰ Wenn die Götter oben bleiben, wird der irdische Raum zu einem Gefilde der Pertinenz; was der Horizont umschließt, ist prinzipiell zugänglich. Das wiederum bedeutet: Es gibt keine »Topographie des Übergangs« mehr, wie sie etwa Kolumbus noch vor Augen hatte, als er die Inseln der Seligen ansteuerte, die er auf der Ostseite Indiens vermutete.¹¹ »Nach einem langen Prozeß der Desintegration«, so Albrecht Koschorke in seiner *Geschichte des Horizonts*, »zerfällt die Vorstellung eines paradisischen Ortes auf der Erde in zwei Komponenten: ins Fabulistische und ins Koloniale.«¹² Oder beides verbindet sich in der Textproduktion des Fabulistisch-Kolonialen.

Die Bewegung zum Horizont hin entspringt der Einsicht in eine grundlegende Mangelstruktur der Diesseitigkeit. Es muss, wenn die vertikale Erlösung suspendiert ist, *immer so fortgehen*: das Leben, die Reise, die Schrift.

9 | Alexis de Tocqueville: Über die Demokratie in Amerika, 2 Bde., Zürich 1987, Band 2, S. 108f.

10 | »Der intensive Verkehr zwischen Gottwelt und Menschenwelt am Berührungsrand von Himmel und Erde, von dem die Mythen erzählen, fällt einer theologischen Abhebung der Ebenen zum Opfer. [...] Die Erdoberfläche wird vom Heiligen gereinigt, die Vorstellung des Himmelsreichs dagegen bedient sich des überkommenen Anschauungsvorrats nur noch in uneigentlicher Form« (Albrecht Koschorke: Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern, Frankfurt am Main 1990, S. 22).

11 | »[...] das Beispiel zeigt, daß sich hier die Paradiesvorstellung ganz von ihrem religiösen Mutterboden, der christlichen Eschatologie, abgelöst hat und einer veränderten, ihrer gesellschaftlichen Basis nach frühkapitalistischen Grammatik des Denkens und der Wünsche unterliegt« (A. Koschorke: Geschichte des Horizonts, S. 21).

12 | A. Koschorke: Geschichte des Horizonts, S. 22.

Sinnbild dieser perpetuierten Bewegung ist die Horizontlinie selbst, als eine Grenzlinie, die zwar jederzeit angepeilt, aber niemals überschritten oder auch nur erreicht werden kann. Mit dem Horizont etabliert die Neuzeit eine neue Art von geographischer Ferne, die nun nicht mehr als Schwelle zum Anderen fungiert, etwa zu den sagenhaften Monstra des Erdrandes, sondern auf die endlose Prozessualität des Reisens selbst verweist.¹³ Die Horizontlinie verbindet zwei geographische Phänomene, die wir üblicherweise für kontradiktorisch halten: Grenze und Transgression.¹⁴ Als medialer Effekt korrespondiert der Horizont mit der neuzeitlichen Errungenschaft der Zentralperspektive, denn in ihr fungiert das Tafelbild nicht mehr als greifbarer Raum, sondern als ein Fenster, das sich in der Mitte zwischen Sehstrahl und Fluchtpunkt öffnet und dadurch zur puren Sogwirkung wird.¹⁵

Die Dynamik des Horizontalen verbündet sich mit der expansiven Tendenz des modernen Unbehagens¹⁶ am Hier und Jetzt zur unendlichen Progression. Für den Reisenden gibt es, wie einst für den Pilger, kein irdisches und kaum ein jenseitiges Ziel. Was er durchquert, ist im bildhaften Sinne stets nur Perspektive, im moralischen Verstande hingegen Wüste, die puritanische Ödnis einer innerweltlichen Askese, die das Innehalten und Genießen niemals verlohnt.¹⁷

13 | »Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Nation der Raumgrenze in einer von Nikolaus von Kues ausgehenden und bis zu Newton führenden Tradition eine Art logischen und bildlichen Transgressionszwang auslöst, in dessen Folge *jede Umkehrung des Blicks, in der Form jenes mythischen Vermögens, die Welt von außen zu betrachten, unmöglich wird*« (A. Koschorke: *Geschichte des Horizonts*, S. 40; Hervorhebung im Original).

14 | Auch im Kolonialen ist dieser Widerspruch als Ambivalenz wirksam. »The increasingly rigid organization of space in colonization is constantly threatening to fragment the totality of space it seeks to create. To counter this, colonial discourse develops a mythic function – it creates an unlimited mobility across boundaries, and in doing so, it reconfirms these boundaries within a totalized experience of space« (J. Noyes: *Colonial Space*, S. 20).

15 | Vgl. A. Koschorke: *Geschichte des Horizonts*, S. 70.

16 | John Locke beantwortet die Frage, »was es eigentlich ist, das den Willen hinsichtlich unserer Handlungen bestimmt«, mit der Annahme, »daß es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das in Aussicht stehende, größere Gut ist, sondern irgendein (und zwar meist das drückendste) *Unbehagen*, das man gegenwärtig empfindet. [...] das Begehren ist ein Unbehagen des Geistes, das durch den Mangel eines abwesenden Gutes verursacht wird« (John Locke: *Versuch über den menschlichen Verstand*, Hamburg 1981, S. 300).

17 | Vgl. Zygmunt Bauman: »Vom Pilger zum Touristen«, in: *Das Argument* 205 (1994), S. 389-408.

In schauerlichen Nächten,
 Bedrohet von Gefechten;
 Das Stöhnen der Kamele
 Durchdrang das Ohr, die Seele,
 Und derer die sie führen
 Einbildung und Stolzierern.

Und immer ging es weiter
 Und immer ward es breiter
 Und unser ganzes Ziehen
 Es schien ein ewig Fliehen,
 Blau, hinter Wüst und Heere,
 Der Streif erlogner Meere.¹⁸

Diese Zeilen entstammen einem jener Gedichte, mit welchen Goethe den starken Eindruck zu parieren versuchte, den die arabische Lyrik aus islamischer und vorislamischer Zeit bei ihm hinterlassen hatte.¹⁹ Goethes Beduinendichtung, die vermutlich im Februar 1815 entstand und zunächst unter dem Titel *Karawane* verzeichnet²⁰ wurde, inszeniert den Schwindel des je zurückweichenden Horizonts und das Phantasma des leeren Raumes – immer weiter, immer breiter – anhand einer Fortbewegungsart, die zugleich eine soziale Gesellungsform ist. Die Karawane meint beides, den Zusammenschluss der Beduinen zu einem gemeinsamen Zug und die dabei gewählte Bewegungsform, die als nomadische zum Inbegriff einer ganzen Existenzweise wird. Der Topos der Wüste²¹ evoziert dabei nicht so sehr die Vorstellung eines lebensfeindlichen, vegetationslosen Gebietes, sondern vielmehr die eines Raumes, der von der unerreichbaren, trügerischen Verheißung wasserspendender Quellen phantasmagorisch aufgeladen ist. Der

18 | Johann Wolfgang Goethe: West-östlicher Divan, Berliner Ausgabe, Band III, Berlin, Weimar 1979, S. 58f.

19 | Vorbild war in diesem Falle die vorislamische Beduinendichtung der so genannten *Moallakat*, einer Anthologie aus dem 6. Jahrhundert. Katharina Mommsen (Goethe und die arabische Welt, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1989) erwähnt eine Eintragung in Goethes Tagebuch vom 23. Februar 1815 (»[Vormittags] *Moallakats* Beduinen Zustand«) und folgert daraus: »Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß aus dieser Situation jenes Gedicht erwuchs, das im Divan eine ins Breite gehende Schilderung des Beduinenmilieus darbot« (S. 95; vgl. auch S. 51).

20 | Im Wiesbadener Register jener Gedichte, die auf die Lektüre der arabischen Dichtung reagieren (vgl. K. Mommsen: Goethe und die arabische Welt, S. 95).

21 | Max Rychner kommentierte: »Das Gedicht vermittelt dem Divan den Wüstenaspekt, den der Härte, des Dürren, Empfindungslosen und dennoch beklemmend Großartigen« (J.W. Goethe: West-östlicher Divan, Zürich 1952, S. 464).

Zug, das Ziehende, der ewig lockende Streif am Horizont sind hier als einander bedingende, interagierende Phänomene gestaltet.

Die nomadische Haltung der Beduinen interessierte Goethe nicht nur als exotisches Sujet, sondern auch als ein Extremfall des Zusammenspiels von Raum, Bewegung und kultureller Lebensweise. Dies lässt sich unter anderem daran ablesen, dass Goethe die Motive des Nomadischen nach der *Divan*-Zeit auch den ihn seit 1807 beschäftigenden *Wanderjahren* überschrieben hat. Dort geht es freilich nicht um die elegische Verherrlichung einer ursprünglichen, nomadischen Freiheit, wie sie etwa in Hölderlins *Hyperion* um 1800 anklingt,²² sondern mit diesem sich kaum noch ins Gattungsschema der großen Erzählung fügenden Werk hat Goethe den Roman eines individuellen Bildungsganges zur gesellschaftlichen Situation der Moderne geöffnet, zum Maschinenwesen etwa und zum Mythos Amerika. In unserem Zusammenhang interessiert vor allem Lenardos Exkurs über das Auswandern, der mit einem Hinweis auf die Beduinen der Wüste beginnt und auch hernach von einigen Leitvokabeln flankiert wird, die bereits aus dem *Karawane*-Gedicht bekannt sind. In dieser 1821 niedergeschriebenen Passage heißt es:

»Wir wollen [...] unsere Aufmerksamkeit dem zusammenhängenden, *weiten breiten* Boden so mancher Länder und Reiche zuwenden. Dort sehen wir große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Städte beweglich, deren lebendig-näherer Heerdenbesitz überall hinzuleiten ist. Wir sehen sie in Mitten der Wüste, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünschten Häfen vor Anker liegen. Solche Bewegung, solches Wandern wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedürfnis; endlich betrachten sie die Oberfläche der Welt, als wäre sie nicht durch Berge gedämmt, nicht von Flüssen durchzogen.«²³

Die Auswanderer, wie man Goethes Nomaden wohl nennen muss, kommen aus einer Welt, in der die Ökonomie der Territoriale sich verfestigt hat und alles determiniert. »Betrachten wir«, so argumentiert Lenardo, »des festen Landes bewohnteste Provinzen und Reiche, so finden wir überall, wo sich nutzbarer Boden hervortut, denselben bebaut, bepflanzt, geregelt, verschönt und in gleichem Verhältnis gewünscht, in Besitz genommen, befes-

22 | »Der Mensch kanns nicht verläugnen, daß er einst glücklich war, wie die Hirsche des Forsts, und nach unzähligen Jahren klimmt noch in uns ein Sehnen nach den Tagen der Urwelt, wo jeder die Erde durchstreifte, wie ein Gott, eh, ich weiß nicht was? den Menschen zahm gemacht, und noch, statt Mauern und todtem Holz, die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihn umfieng« (Friedrich Hölderlin: *Hyperion oder der Eremit in Griechenland*. Sämtliche Werke und Briefe, München 1992, Band I, S. 715).

23 | Johann Wolfgang Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsendenden*. Werke, Band 8 (Hamburger Ausgabe), 10. Aufl., München 1981, S. 385.

tigt und verteidigt.«²⁴ Das Problem an dieser territorialen Eigentumsordnung, so fügt Lenardo unmissverständlich hinzu, sind die zu spät und zu kurz Gekommenen, denn ihrer werden immer mehr. Von »überfüllten Gegenden« ist die Rede, die ihren Bewohnern keinen Raum mehr lassen, sondern die Konsequenz des Auswanderns nahe legen. »Was wir von Fremden zu erwarten haben, wäre schwer zu sagen; wundersam aber ist es, dass durch eigene Überfüllung wir uns einander innerlich drängen und, ohne erst abzuwarten, dass wir vertrieben werden, uns selbst vertreiben, das Urteil der Verbannung gegen einander selbst aussprechend.«²⁵

Wie in allen Migrationsprozessen gibt es auch hier »pull and push«-Faktoren, also einerseits Gründe wie Überbevölkerung, Konkurrenz oder Knappheit, die Leidensdruck erzeugen, zur Emigration drängen und die Auswandernden gleichsam hinausschieben. Auf der anderen Seite aber stehen die verlockenden Reize der Fremde selbst; mobilisiert und angezogen werden die Wanderer durch die zugkräftige Vorstellung eines unerschöpflichen Siedlungsraumes, wie ihn in diesem Falle das zukunftssträchtige Amerika verkörpert. »Hier ist nun Zeit und Ort«, schließt Lenardo sein Plädoyer, »ohne Verdruss und Mißmut in unserm Busen einer gewissen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungeduldige Lust nicht zu unterdrücken, die uns antreibt, Platz und Ort zu verändern.«

Zwar geht es noch nicht um Kolonien für ein Volk ohne Raum, wohl aber um die Bereitschaft, seinen eigenen Platz und Ort zu verändern, die als sogar »ungeduldige«, mithin aufgestaute »Lust« eine entsprechende Disposition des Raumes zum Gegenpart hat. Wer in dieser Weise zum Aufbruch drängt, supponiert, dass es irgendwo auf der Welt Regionen gibt, die auf solche Wanderer gewartet haben. Die wahre Zugkraft dieser Beweglichkeit indes ist weder am Ausgangs- noch am prospektiven Zielort zu suchen, sondern im Durchmessen und Überwinden des Raumes selbst. Der Weg – vor allem der ungebahnte – ist der beste Treiber; und der stets zurückweichende Horizont, die, wie Koschorke es nennt, »Horizontflucht der romantischen Landschaftsdarstellungen«, ist ein perspektivischer Tantalus-Trick, um diesen Antrieb durch einen Realisierungs-Suspens zu perpetuieren.

Es sind demnach zwei mediale bzw. epistemologische Errungenschaften, die in der Konzeptualisierung des leeren (zu erobernden) Raumes ästhetisch zusammenwirken: erstens die Perspektive (das »Hindurchschauen auf«) als Transgressionsraum und Projektionseffekt, zweitens die nun spezifischer an literarischen Darstellungen zu beobachtende Kongruenz von Handlungslinie und durchmessener Raumstrecke, die Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften* als Sinnstiftung durch den »Faden der Erzählung« beschrieben hat.²⁶ Diese Isomorphie von Schrift und Weg, die sich von

24 | J.W. Goethe: *Wanderjahre*, S. 384.

25 | Ebd., S. 385; das folgende Zitat ebd. S. 386.

26 | In dieser kausalen Verknüpfungsleistung sieht Robert Musil (respektive

den Wanderer-Mythen der Antike und des Mittelalters herleitet und in der Neuzeit in der Figur des Gottsuchers, des Pilgers, des Reisenden schließlich eine textimmanente Position gefunden hat,²⁷ inkorporiert den Vorgang der Raumerschließung einem Subjekt der Narration, das – nach dem gleichnamigen Roman J.F. Coopers – als »pathfinder« durch die Widrigkeiten der Außenwelt, aber auch durch das Gewebe des Textes selbst agiert. Indem dieses Text-Ich seinen Weg macht, markiert es den durchquerten Raum:²⁸ durch performative Akte des Benennens und Beschreibens, aber auch schon durch die Bewegung selbst.

Die Dynamik des »Zuges« im doppelten Sinne, wie ihn Goethes *Wanderjahre* und schon das *Karawanen*-Gedicht entfalten, erfreut sich in späteren Diskursen der Landnahme gewisser Beliebtheit, da der scheinbar naturwüchsige Effekt der Horizontflucht die prekäre Frage nach den Auftraggebern und Adressaten kolonialen Raumgewinns auf unverfängliche, elementar-ästhetische Weise zu beantworten hilft. Wenn man einen Weg vor sich hat oder eine Trasse, einen Flusslauf oder eine Schneise durch den Wald, dann wollen diese Wege mit ihren zum Horizont laufenden Fluchtlinien auch gegangen werden; anders als in dieser unpersönlichen Form kann man es tatsächlich nicht ausdrücken.

Und wo noch kein Weg ist, gilt dies umso mehr. Dafür ist der berühmte »scramble for Africa«, die wohl nachhaltigste koloniale Erfahrung der letzten zweihundert Jahre, ein gutes Beispiel. Afrika ist der letzte und schwierigste Fall für den europäischen Kolonialismus. Warum das so war und wie es zum Mythos des »dark continent« kam, darüber hat bereits Herder einige Vermutungen angestellt. In seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* unternimmt er den Versuch, die epochalen kulturellen Prozesse der Menschheitsgeschichte in den Rahmen einer entelechiellen Interpretation von Naturgeschichte einzubetten. Untersucht wird hierbei auch, welche natürlichen – etwa astronomischen, geophysischen oder klimatischen – Bedingungen die Existenz menschlichen Lebens und die Herausbildung zivilisatorischer Strukturen befördert haben. Wenig überra-

sein *alter ego*) eine perspektivische Zurichtung von Geschehnissen durch ihre lineare Erzählform wirksam werden. »Wohl dem, der sagen kann ›als‹, ›ehe‹ und ›nachdem‹«, räsoniert der *Mann ohne Eigenschaften*, bezeichnenderweise auf seinem Nachhauseweg. »Das ist es, was sich der Roman künstlich zunutze gemacht hat: der Wanderer mag bei strömendem Regen die Landstraße reiten oder bei zwanzig Grad Kälte mit den Füßen im Schnee knirschen, dem Leser wird behaglich zumute« (Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek 1978, S. 650).

27 | Vgl. Z. Bauman: *Vom Pilger zum Touristen*.

28 | »One of the most enigmatic ways in which writing functions in colonizing is the marking of the earth through the very presence of Europeans moving through the landscape« (J. Noyes: *Colonial Space*, S. 109).

schend kommt Herder dabei zu dem Schluss, dass gerade die Erde mit ihrem eher mittleren Sonnenabstand, auf der Erde wiederum die mittleren, gemäßigten Zonen und unter diesen dann der eher kleine, aber reich mit Binnengliederungen ausgestattete Kontinent Europa die idealen Voraussetzungen mitbringt, derer ein kulturell hoch stehendes Gemeinwesen bedarf.²⁹

Aufschlussreich in methodischer Hinsicht ist allerdings die Verbindung, die Herder im 1785 erschienenen ersten Buch seiner *Ideen* zwischen geophysischen Bedingungen und geschichtlichen Prozessen herstellt,³⁰ ähnliche Überlegungen zum Einfluss geographischer Faktoren auf die Formen der Sittlichkeit und die kulturellen Differenzen im Leben der Völker hatte zuvor bereits Montesquieu vorgetragen. In der geographischen Grobgliederung, welche »die Natur mit den Bergreihen, die sie zog, wie mit den Strömen, die sie herunter rinnen ließ«, vornahm, habe sie, so Herder, »gleichsam den rohen aber festen Grundriß aller Menschengeschichte [...] entworfen.«³¹ Im Vergleich der geophysischen Struktur der Kontinente glaubte Herder nun die Determinanten der Kolonialgeschichte ablesen zu können. Über Amerika beispielsweise bemerkt er:

»Amerika ist vielleicht auch deswegen voll so viel kleiner Nationen, weil es nord- und südlich mit Flüssen, Seen und Bergen durchschnitten und zerhackt ist. Seiner Lage nach ist von außen das zugangbarste Land, da es aus zwei Halbinseln bestehet, die nur durch einen engen Isthmus zusammenhangen, an dem die tiefe Einbucht noch einen Archipelagus von Inseln bildet. Es ist also gleichsam ganz Ufer; und daher auch der Besitz fast aller Europäischen Seemächte, so wie im Kriege immer wieder Apfel des Spiels. Günstig ist diese Lage für uns europäische Räuber; ungünstig war seine innere Durchschnittenheit für die Bildung der alten Einwohner.«³²

Im Vergleich zu Amerika, dem zur Kolonisierung scheinbar naturwüchsig prädestinierten Kontinent, sieht Herder Afrika als den Protagonisten der großen Verweigerung unter den *Global Players*: »Bei Afrika ist offenbar, daß die Sitten seiner Einwohner weniger verschieden sind, weil diese durch keine Meere und Meerbusen, sondern vielleicht nur durch die Wüsten von einander getrennt werden. Auch fremde Nationen haben daher weniger auf dasselbe wirken können und uns, die wir alles *durchkrochen* haben, ist die-

29 | J.G. Herder: *Ideen*; zu Europa heißt es dort: »der vielgegliederte kleine Welttheil ward also der Markt und das Gedränge aller Erdvölker im Kleinen« (S. 47).

30 | »Meere, Bergketten und Ströme sind die natürlichsten Abscheidungen so der Länder, so auch der Völker, Lebensarten, Sprachen und Reiche«, sie seien stets »die Direktionslinien oder die Grenzen der Weltgeschichte gewesen« (J.G. Herder: *Ideen*, S. 45).

31 | Ebd., S. 44f.

32 | Ebd., S. 47.

ser ungeheure Erdteil so gut als unbekannt.«³³ Fast wörtlich ist in diesem Bild des alles durchkriechenden Europa der »scramble for Africa« vorweggenommen. Zwar sieht es aus heutiger Warte zunächst so aus, als habe die Geschichte der letzten zweihundert Jahre Herder Lügen gestraft, denn Afrika ist wesentlich stärker durch die Folgen des europäischen Kolonialismus gezeichnet als die beiden Amerika, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts politische Selbstständigkeit erlangt haben. Dennoch kann Herders spekulative These insofern eine gewisse Plausibilität beanspruchen, als die nachhaltige kulturelle Prägung Nord- und Lateinamerikas durch europäische Kolonialnationen zumindest in den zentralafrikanischen Gebieten kein vergleichbares historisches Pendant hat.

3. Die Suche nach den Nilquellen

Die geographische Struktur Afrikas erwies sich tatsächlich für eine Erschließung von außen, durch europäische Kolonisatoren, als höchst ungünstig. Der Umriss des Kontinents ist kaum gegliedert, und es gibt nur wenige Inseln, Halbinseln und Meeresbuchten. Hinzu kommt, dass das große Hochlanddreieck des südlichen Afrika von einem Gebirgswall umgeben ist, der wie eine riesige Schüssel an den Außenrändern die höchsten Erhebungen aufweist. So kommt es, dass jenseits einer schmalen Küstenzone der Rand des Hochlandes wie ein Gebirge aufsteigt und den Zugang zum Inneren erschwert. Aber gerade dieser Skandal der hartnäckigen Unerreichbarkeit, Unzugänglichkeit und Undurchdringlichkeit eines riesigen Kontinents stachelte das »colonial desire« im Sinne eines Begehrens der Raumerschließung, des Raumgewinns an.³⁴ Wenige Jahre nach Herders Schrift konstituierte sich in England die »African Association« (1788), die sich unter Vorsitz von Joseph Banks dezidiert der Erforschung des Inneren von Afrika verschrieb.³⁵ Im Laufe des 19. Jahrhunderts zogen Frankreich und das Deutsche Reich mit ähnlichen Institutionen nach.³⁶

33 | Ebd., S. 46f.

34 | Zu diesem Konzept vgl. Robert J.C. Young: *Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race*, London 1995.

35 | Der vollständige Name der Vereinigung lautete »Association for Promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa«.

36 | Die französische »Société de Géographie« (1821) und die »Gesellschaft für Erdkunde« (1828) in Berlin gaben ihrerseits wiederum Impulse zur Konstituierung der Londoner »Geographical Society«. Die deutsche »Afrikanische Gesellschaft« (1878) ging aus der »Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrika« hervor, die 1873 zur Finanzierung der Loango-Expedition gegründet worden war; Initiator war Adolf Bastian, der seit Ende der 60er Jahre den Vorsitz der Berliner »Gesellschaft für Erdkunde« innehatte.

Das Hauptproblem, das die von der »African Association« initiierten Exkursionen zu gewärtigen hatten, waren die mangelhaften Verbindungen zwischen den von der Seefahrt längst vermessenen Küstenlinien und dem noch weitgehend unbekanntem Hinterland. Zwar wiesen die breiten Mündungen großer Flüsse auf die wichtigsten Wasseradern des Kontinents hin, doch stellten diese Ströme den Forschungsreisen und Beutezügen keine so einfachen Zugänge bereit, wie dies etwa in Lateinamerika der Fall war, wo die Hafenzentren an den großen Flussmündungen als europäische Staubsauger fungierten, die den reibungslosen Abtransport der Reichtümer des Hinterlandes gewährleisteten. Die afrikanischen Ströme haben ihre schluchtenreichsten und verkehrsfeindlichsten Abschnitte gerade im Unterlauf, sodass Boote oder andere Lasten oftmals weite Strecken über Land transportiert werden mussten. So blieben Ursprung, Verlauf und zuweilen sogar die Fließrichtung der großen afrikanischen Ströme den Europäern bis ins 19. Jahrhundert hinein ein Mysterium, das zur Legende des dunklen, geheimnisvollen Kontinents beitrug.

Wenn – wie Michael Ondaatje seinen *englischen Patienten* sagen lässt – das 19. Jahrhundert »das Jahrhundert der Flußsucher« war, so hatte das im Falle Afrikas zuvörderst durchaus pragmatische Gründe. Wer den Verlauf und die Schiffbarkeit der großen Ströme bestimmen konnte, hatte den Schlüssel zum ganzen Kontinent. Mit Mungo Parks Exkursionen zum Niger, dem drittgrößten Strom Afrikas, nahm die »African Association« Ende des 18. Jahrhunderts ihre praktische Arbeit auf. Parks Erkundungen des Niger, die der amerikanische Bestsellerautor T.C. Boyle in seinem Abenteuerroman *Water Music* zu einer neobarocken Version des Herr-und-Knecht-Themas verarbeitet hat, bilden zusammen mit der 1770 von James Bruce unternommenen Erforschung der äthiopischen Ursprünge des Blauen Nil den Startschuss für die legendären Flußsucher auf dem afrikanischen Kontinent. Und schon an Mungo Parks Vorgehensweise lässt sich erkennen, welche Form des Wissens bei dieser Flußsuche eigentlich auf dem Spiel stand: Es ging um die Suche nach Kohärenz, um das Problem, den lückellosen Verlauf und Zusammenhang des Stromes nicht nur zu ermitteln, sondern durch eigenen Nachvollzug gleichsam unter Beweis zu stellen.

Die Mündung des Niger war schon den Portugiesen des 16. Jahrhunderts bekannt, und man hatte gleichfalls von einem bei Timbuktu fließenden Strom gehört, diese beiden geographischen Daten aber lange Zeit nicht miteinander in Verbindung gebracht. Vermutet wurde ein Konnex mit dem Gambia, dem Senegal oder dem Nil. Vom Gambia aus drang Mungo Park 1795-97 an den mittleren Niger vor und erbrachte durch seine Reise den Nachweis, dass der Niger im Sudan tatsächlich nach Osten fließt, also mit dem Senegal oder gar dem Gambia nichts zu tun hat. Die zweite Initiative zur Rekonstruktion des Niger-Verlaufs war die Expedition Friedrich Konrad

Hornemanns (1772-1801), des ersten deutschen Afrikaforschers,³⁷ der seit 1796 im Dienst der »African Association« stand. Hornemann sollte von Ägypten aus zum Niger vorstoßen, weil man noch an eine Verbindung mit dem Nil glaubte. 1798, während Napoleons Heer von Soldaten und Wissenschaftlern bei den Pyramiden stand, unternahm Hornemann seine »denkwürdige Erstdurchquerung« der Sahara und des Sudan. »Als moslimischer Kaufman verkleidet, schloss er sich einer Karawane an, die über die Oasen Siwa und Audschila auf noch nie von Europäern betretenen Wegen nach Mursuk im Fessan zog. [...] Hornemann, der dauernd fürchten musste, als Christ und Europäer entlarvt zu werden, führte unter schwierigsten Bedingungen seine Beobachtungen durch. Nach einem Abstecher von Mursuk nach Tripolis brach er 1800 mit Unterstützung des Paschas in Tripolis von Mursuk nach Bornu auf, um dann weiter zum Niger vorzudringen.« Seit dieser Zeit blieb er verschollen und hinterließ lediglich seine Reiseaufzeichnungen der ersten Teiletappen, die er nach England übersandt hatte.³⁸

Während die Expedition von Clapperton das Niger-Problem noch vor 1830 definitiv lösen konnte, erwies sich die schon früher begonnene, ja bereits im Altertum diskutierte Suche nach den Quellen des Nil als wesentlich langwieriger und komplizierter. Dass sich die Quelle eines der großen Kulturströme entzieht und verbirgt, ist seit jeher symbolisch gelesen worden; im Grunde präfiguriert sich in diesem Topos schon jener spätere des *heart of darkness*, des geheimen Herzens eines dunklen Kontinents. Das Rätsel erschien umso größer, als dieser Fluss, der von alters her als längster Strom der Erde galt, in seinem bekannten Verlauf fast keine Nebenflüsse aufweist, aber dennoch gewaltige Wassermassen führt, denen sich die altägyptische Hochkultur verdankte. Ptolemäus und Herodot hatten die Kunde von fernen, schneebedeckten Bergen im Inneren Afrikas kolportiert, den so genannten Mondbergen, welche die Quellen des Nil speisen sollten. An ihm, der sein Haupt (das »*caput Nili*«) verbarg, fand das Jahrhundert der Fluss-sucher seinen prominentesten Gegenspieler. Zunächst versuchten die Flussforscher, den Verlauf des Nil von Ägypten und dem Sudan aus fluss-

37 | Ein Schwerpunkt der deutschen Afrikaforscher sollte die Sahara- und Sudanforschung werden, die mit James Richardsons Expedition von 1849 begann und mit Heinrich Barths Durchquerung der Wüste und seiner Erforschung der Tschadländer und des Westsudan 1850-55 fortgesetzt wurde. Der ihm folgende Eduard Vogel drang 1856 (wie später Gustav Nachtigall) vom Tschad aus nach Wadai vor und fand dort den Tod. Gerhard Rohlfs durchwanderte 1861 das Atlasgebirge und durchquerte 1865-67 und 1869 die Lybische Wüste. Gustav Nachtigall erreichte 1869-74 das Saharahochland Tibesti.

38 | Walter Krämer (Hg.): Die Entdeckung und Erforschung der Erde. Mit einem ABC der Entdecker und Forscher, 6. Aufl., Leipzig 1970, S. 286; Hornemanns Aufzeichnungen wurden 1802 von C. König herausgegeben als Tagebuch seiner Reise von Cairo bis nach Murzuck in den Jahren 1797-98.

aufwärts zu erschließen: W.G. Browne nach Darfur (1793-1796), Burckhardt in Nubien (1813-14), Kinant de Bellefonds (1827) sowie d'Arnaud und Werne am Weißen Nil (1841). Angestrebt war damit zugleich ein Reiseweg, der einer natürlichen Ader des Kontinents folgen sollte. Dieser Weg entlang des von der Natur vorgezeichneten Flussbettes hatte im Verständnis der Flusssucher nicht die Gewaltbarkeit einer erst willkürlich zu bahnenden Schneise, und er gab den Einheitsvorstellungen Auftrieb, indem er eine lückenlose und permanente Verbindung quer durch den halben Kontinent im Nachvollzug zu zelebrieren unternahm.

Zum Erfolg führte die Suche nach der oder den Quellen freilich erst, als man diese Art von Kontinuitäts-Paradigma aufgab und nicht mehr auf den lückenlosen Verlauf fixiert blieb, sondern einen Quereinstieg suchte. Um die Jahrhundertmitte setzte sich die Idee durch, Nil-Expeditionen nicht vom Unterlauf, sondern von der afrikanischen Ostküste her anzubahnen, wodurch sich die strategische Bedeutung des englischen Stützpunktes auf Sansibar und vor allem die des gegenüberliegenden Festlandhafens Bagamoyo spürbar erhöhte.³⁹ Ausschlaggebend für den neuen Forschungsschub in Sachen Nilquelle waren die Berichte zweier deutscher Missionare, die das legendäre Wissen der Antike von den schneebedeckten Mondbergen plötzlich in den Rang einer Tatsache erhoben. Und an dieser Stelle beginnt sich das Thema der Flusssuche mit einem zweiten Szenario zu verbinden, dem der Berge und ihrer Exploration.

Johann Rebmann und Johann Ludwig Krapf wussten Unglaubliches von ihren Reisen zu berichten – sie waren 1848 zum Kilimandscharo und 1849 zum Mount Kenia vorgedrungen.⁴⁰ Schneebedeckte Berge im Inneren Afrikas – dies schien so sehr den Fabelberichten der Antike von sagenhaften Mondbergen am Ende der Welt zu gleichen, dass sich diese Neuigkeiten in der geographischen *community* nur schwer durchsetzen konnten. Aufgrund von detaillierten Befragungen der Eingeborenen gelang Krapf wenig später eine erstaunlich genaue Lokalisierung des Ukerewe-Sees, der seit Speke als Victoriasee firmiert, doch seine und auch Rebmanns Hinwei-

39 | Man kann das übrigens auch an der Konjunktur solch magischer Ortsnamen in literarischen Texten ablesen, die im Falle Bagamoyos in der zweiten Jahrhunderthälfte anhebt und bis in die Moderne reicht, etwa zu Hanns Henny Jahanns *Fluß ohne Ufer*.

40 | Vom 27. April bis 10. Juni 1848 unternahm Johann Rebmann eine Fahrt in das Dschagga-Land. Am 11. Mai 1848 erblickte er erstmals den höchsten Berg Afrikas. »Wir sahen diesen Morgen die Berge von Dschagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derselben, mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt, zu sehen glaubte. Mein Führer hieß das Weiße, das ich sah, schlechtweg ›Kälte‹ (beredi); es wurde mir aber eben so klar als gewiß, daß das nichts anderes sein könne als Schnee« (Johann Ludwig Krapf: *Reise in Ostafrika 1837-1855*, hg. von Hanno Beck, 2 Bde., Stuttgart 1964, Band II, S. 30f.).

se auf gewaltige Binnenseen, die dann in ›Petermanns Mitteilungen‹ publiziert wurden,⁴¹ stießen auf Skepsis; so trat etwa der englische Geograph William Desborough Cooley⁴² im selben Organ mit einer energischen Gegendarstellung hervor.⁴³ Der Berliner Geograph Carl Ritter indes würdigte ausdrücklich den Anteil, den die beiden Missionare an der Erforschung Afrikas hatten, und auch der Nestor der deutschen Geographie, Alexander von Humboldt, verfolgte interessiert die Diskussionen, die durch die ›Entdeckungen‹ des Kilimandscharo und Mount Kenia ausgelöst wurden.⁴⁴

Die Suche nach der oder den Nilquellen wurde nun hauptsächlich von englischen Initiativen vorangetrieben. Da dieses meist als heroische Phase der Afrika-Geographie erzählte Kapitel des Wettlaufs zu den Nilquellen weitgehend bekannt ist,⁴⁵ braucht es hier nur stichwortartig rekapituliert zu werden. Burton und Speke waren die Ersten, die nicht dem Flusslauf folgten, sondern besagten Quereinstieg über Sansibar wählten und so relativ rasch in das zentrale Hochlandgebiet vordringen konnten. 1858 entdeckten sie zusammen den Tanganjikasee, und Speke stieß auf den Victoriasee. In einer genialischen Extrapolation mutmaßte Speke sofort, beim Ausfluss dieses gewaltigen Wasserreservoirs müsse es sich um die gesuchte Nilquelle handeln, und nach dem Dissens mit Burton verbreitete er seine These im Alleingang. Bei einer zweiten Expedition 1860-63 folgte er diesem Wasserlauf nach Norden, während Baker, von Norden kommend, den vom Nil durchflossenen Albertsee entdeckte.

Ein riesiges Stück des fehlenden Flussverlaufs konnte damit rekonstruiert werden. Livingstone erweiterte dieses Wissen mit seinen Reisen zum Tanganjikasee (1871/72), was schließlich zu seiner spektakulären ›Rettung‹ durch Stanley führte – bekanntlich ein Coup jener Zeitungen, die Stanleys Hilfsexpedition finanziert hatten. Stanley, sein Retter und Nachfolger, setz-

41 | Zu Rebmanns Briefen und seiner Karte, die »das Herz Afrikas« enthüllen sollte, vgl. August Petermann: »Ukerewe, das große Binnenmeer von Inner-Afrika«, in: Petermanns Geographische Mitteilungen (1855), S. 233f.

42 | Cooley ging noch 1864 davon aus, dass der Njassa- und der Tanganjikasee ein großes Binnengewässer bildeten (vgl. Hanno Beck: Große Reisende. Entdecker und Erforscher unserer Welt, München 1971, S. 225).

43 | 1856 gab Petermann eine ergänzte Karte Rebmanns heraus und ließ auch die Gegenposition Cooleys zu Wort kommen; vgl. »J. Erhard's Mémoire zur Erläuterung der von ihm und J. Rebmann zusammengestellten Karte von Ost- und Central-Afrika. Nebst Bemerkungen von W. Desborough Cooley und A. Petermann«, in: Petermanns Geographische Mitteilungen (1856), S. 19-32; vgl. ebd. (1864), S. 449-456.

44 | Vgl. Alexander von Humboldt: Briefe an Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen, Leipzig 1869, S. 125f. und S. 173.

45 | Vgl. dazu Georg Brunold (Hg.): Nilfieber. Der Wettlauf zu den Quellen. Mit Beiträgen von Alan Moorehead, James Bruce, Richard Francis Burton, David Livingstone, Henry Morton Stanley und anderen, Frankfurt am Main 1993.

te die Quellensuche dort fort, wo schon Speke eine definitive Antwort gefunden zu haben glaubte, am Victoriasee. Gegen Spekes These ließ sich ja in der Tat einwenden, dass Flüsse für gewöhnlich nicht in Seen entspringen, sondern im Gebirge. Stanley gelang es in der Folge, als wichtigsten Zufluss des Victoriasees den Kagera zu ermitteln, und somit erwies sich jenes berühmte Telegramm Spekes an die »Royal Geographical Society« als voreilig, in dem er triumphiert hatte: »The Nile is settled!« Quasi »nebenbei« erschlossen all diese Exkursionen auch das bei der Anreise durchquerte Küstengebiet; bemerkenswert erscheint dabei insbesondere, dass die von den Expeditionstrecks gewählte Route genau die Linienführung der späteren Trasse der »Tanganyika Railway« beschreibt.⁴⁶

In den Jahren 1892/93 unternahm der Österreicher Oscar Baumann eine Exkursion, die zunächst ins Massailand, dann zum Victoriasee und schließlich ins Einzugsgebiet des Kagera führte. Ausgerüstet wurde seine Expedition vom »Deutschen Antisklaverei-Komitee«, das unter Vorsitz des Fürsten Wilhelm zu Wied stand; zu den Auftraggebern gehörten ferner die »Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft« und die »Eisenbahn-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika«, denn Baumanns Mission bestand unter anderem darin, von Tanga aus eine möglichst kurze Verbindung zum Victoriasee zu erkunden, die für einen Bahnbau geeignet wäre. Bereits 1888 hatte Baumann zusammen mit dem Leipziger Kolonialgeographen Hans Meyer eine Reise durch Ostafrika unternommen und die Usambara-Region erkundet, wo ein ausbrechender Araberaufstand weitere Forschungen verhinderte (insbesondere die geplante Erstbesteigung des Kilimandscharo, die Meyer dann im folgenden Jahr gelingen sollte). Die Reise von 1892/93, über die Baumann in seinem Buch *Durch Massailand zur Nilquelle* (1894) berichtet, verbindet den Einsatz für das Anti-Sklaverei-Komitee mit jenem für den Eisenbahnbau. Ausdrücklich dankt Baumann in seinem Reisebericht jenen, die von anderen Forschungsreisenden regelmäßig »mit vornehmem Stillschweigen übergangen zu werden« pflegten: den schwarzen Trägern und Soldaten seiner Expedition, die über Monate seine einzigen Gefährten waren.⁴⁷

Was die Frage der Nilquellen betrifft, so konnte Baumann den von Stanley als wichtigsten Zufluss des Victoriasees ermittelten Kagera bis in sein Quellgebiet zurückverfolgen; als erster Europäer drang er nach Ruanda vor und gelangte auf seiner Rückreise zum Nordende des Tanganjikasees. Baumann brachte kartographische Aufnahmen, geographische und völkerkundliche Studien mit, die er auf weiteren Expeditionen in Usambara und auf den Küsteninseln ergänzte. Nun sei sicher, resümiert er in seinem Be-

46 | G. Brunold: Nilfieber, S. 22.

47 | Oscar Baumann: *Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Erforschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Komitee in den Jahren 1891-1893*, Berlin 1894, S. VIII.

richt, dass »die letzten Schleier« des Nilproblems »gelüftet wurden« und »dass das ›Caput Nili Quererere‹ von nun an endgiltig der Vergangenheit angehört«. ⁴⁸ Ab 1896 war Baumann österreichischer Konsul in Sansibar, erlag aber schon Ende 1899 einer Infektionskrankheit. Seine Behauptung, die Nilquellenfrage definitiv gelöst zu haben, blieb naturgemäß nicht unwidersprochen. Im Jahre 1904 erschien Richard Kandts Reisebericht *Caput Nili*, eine kritische Auseinandersetzung mit Baumanns zum Teil fehlerhaften Übersetzungen und Zuschreibungen, vor allem aber mit seiner These, die Hauptquelle des Nil gefunden zu haben. Auch für Kandt führte die Spur nach Ruanda, und sein Reisebericht enthält die ersten ausführlichen Nachrichten über dieses Land, seine Ethnien und seine geographische Beschaffenheit.

Kandt hatte seine 1897 begonnene, mehrjährige Forschungsreise selbst finanziert und war ohne Auftraggeber, wohl aber mit Billigung und Unterstützung der Kolonialverwaltung von Deutsch-Ostafrika unterwegs; nach deren erfolgreichem Abschluss wurde ihm 1907 die Funktion des kaiserlichen Residenten in Ruanda übertragen. In seinem Bericht herrscht weder Chronologie noch Kontinuität des Schauplatzes, sondern eine fast aleatorische Mixtur aus Rückblenden, Tagebucheintragungen im Gegenwartsmodus und eingestreuten Exkursen, die der Autor schlichtweg als Sammlung von »Briefen« bezeichnet.

Die Disparität dieser Textelemente lässt eine Spannung erkennen zwischen dem protokolonialen Entdeckerfieber – jenem in der langen Geschichte geographischer Exploration so zählbaren Wunsch, »der Erste zu sein« – und der pragmatischen Forderung, innerhalb des kolonialen Terrains bestimmte Formen der Infrastruktur zu etablieren, die nicht auf Originalität, sondern auf Funktionalität ausgerichtet sein mussten. Im Rückblick Kandts auf das eigene Werk wird diese Spannung als ein Vorher-/Nachher-Doppelbild in Szene gesetzt. »Als dies Buch geschrieben wurde, gab es keine 50 Kilometer Bahn in Ostafrika, heute 2000, betrug der Handel keine 15 Millionen, heute über 80, lebten 1500 Europäer dort, heute über 6000, brauchte ein Brief zu mir nach Ruanda 3 Monate, heute 5 Wochen«, ⁴⁹ resümiert der Autor im Vorwort zur dritten Auflage, das im Juli 1914 entstand, dem letztmöglichen Zeitpunkt für solche melancholischen Erfolgsbilanzen. Ein prosperierendes, reibungslos funktionierendes deutsches Kolonialwesen, so die Botschaft dieses Rückblicks, habe jenen Pioniergeist, aus dem es einst hervorgegangen sei, weitgehend zum Verschwinden gebracht.

48 | O. Baumann: *Durch Massailand*, S. 148; vgl. auch S. 128, 145. Dieses Zitat findet sich auch bei Richard Kandt (*Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils*, 6. Aufl., Berlin 1921, S. 4), dem jenes apodiktische Fazit seines Vorgängers jedoch unhaltbar zu sein schien.

49 | Kandt: *Caput Nili*, XIV.

4. Trassen für die Eisenbahn

Gradmesser und Ausdruck dieser Desillusionierung ist insbesondere das die individuellen Pionierleistungen gleichsam absorbierende Vordringen der Eisenbahn. Die Eisenbahnbauer waren, wie der Fall Deutsch-Ostafrikas belegt, die legitimen Nachfolger der Pfadfinder, Spurensucher und Wegebahner. Auf eben den Routen, auf welchen zunächst die Flusssucher und Bergbesteiger das Land durchquerten, wird sich ab dem Ende des 19. Jahrhunderts dann die Eisenbahn fortbewegen. Die Baumaßnahmen in den deutschen Schutzgebieten wurden unter Federführung der Großbanken begonnen und hauptsächlich von dem Bauunternehmen Philipp Holzmann ausgeführt, das heißt vor allem: durch deutsche Ingenieure überwacht. In den britischen Kolonialgebieten hatten die Erschließungen für Eisenbahntassen bereits etwas früher begonnen, und auch hier standen die Planungen in unmittelbarer Kontinuität zur Terrainsondierung durch die Nilquellensucher. So hatte sich aus den Expeditionen rund um den Victoriasee eine englische Prädominanz ergeben, die 1896 in der Proklamation des Protektorats Uganda ihren Ausdruck fand. Fünf Jahre später standen die Arbeiten an der Uganda-Bahn von Mombasa nach Kampala bereits vor dem Abschluss. Winston Churchill, damals Unterstaatssekretär für die Kolonien, pries sie hymnisch als »Perle Afrikas«, auf die es alle Kräfte zu konzentrieren gelte.

Die menschlichen Pfadfinder »spurten« für das technische Vehikel. Das war auch in Deutsch-Ostafrika so, wo in den 90er Jahren zwei Eisenbahntassen in Angriff genommen wurden. 1891 hatte die »Eisenbahn-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika« die Konzession zum Bau einer Linie von Tanga nach Korogwe erhalten, also von der Küste ins Hochland, der klassischen kolonialen Erschließungsrichtung folgend (und fast parallel zur nicht weit entfernten britischen Linie Mombasa-Nairobi weiter nördlich). Dreizehn Jahre später erreichte die wegen ihrer Streckenführung auch Usambara-bahn genannte Trasse Moschi am Kilimandscharo und damit ihr Zielgebiet. Mit dem Bau einer zweiten Linie wurde 1905 begonnen; sie folgte der Route, die von den Nilquellensuchern Baumann und Kandt eingeschlagen worden war. Die Bahn sollte von Daressalam, dem etwas südlich von Bagamoyo gelegenen Regierungssitz Deutsch-Ostafrikas, über Tabora bis an den Tanganjikasee führen. Bereits 1911 waren zwei Drittel der Strecke fertig gestellt, und 1914 erreichte man Ujidji am Ufer des Tanganjika.

Aus der Sicht der europäischen Kolonialnationen ließen die geographischen Gegebenheiten in Afrika die Erschließung des Hinterlandes durch Eisenbahnen als besonders geeignet erscheinen. Auf den alten Karawanenpfaden konnte Personen- und Güterverkehr nur mit Trägern durchgeführt werden, was zeitraubend und kostspielig war. Bestimmend war bei diesen Projekten die Zielvorstellung einer möglichst direkten Streckenführung, die auf vorhandene Siedlungsstrukturen und soziale Gegebenheiten vermeint-

lich keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Die Einrichtung eines hindernislosen und reibungsfreien Transportverkehrs mithilfe eines technisch-institutionellen Beförderungsmittels schuf die bis dato effektivste Form der Territorialkontrolle. Verheerend waren bereits die Folgen der Bauphase unter den einheimischen Arbeitskräften.⁵⁰ Die meistens zwangsrekrutierte afrikanische Belegschaft wurde während der Bauarbeiten durch harte Arbeitsbedingungen und ausbrechende Krankheiten, hauptsächlich Malaria-Epidemien und Magen-Darm-Infektionen, enorm dezimiert.⁵¹

Entscheidend aber war der Schlag, den die Eisenbahn gegen das jahrhundertalte Karawanen-Prinzip führen sollte. Richard Kandts *Caput Nili* kann aus dieser Sicht als ein leidenschaftliches Plädoyer gegen die nomadischen Verkehrsformen gelesen werden. Von der afrikanischen Bevölkerung spricht Kandt als von jenem »Menschenmaterial«, »das in ständiger Bewegung zwischen dem Meere und den großen Seen die Landstraßen frequentiert und in den wenigen Städten von Küste und Hinterland sich zu größeren Mengen anhäuft«.⁵² »Jeder anderen Arbeit als dem Lastentragen abhold, bilden sie eine im Grunde sozial minderwertige Gesellschaft von Menschen, die in Ländern mit härterem *struggle for life* dem Untergang geweiht wären und zu einem afrikanischen Proletariat sich entwickeln würden, sobald ihnen die Lasten abgenommen und auf den eisernen Rücken von Dampfwagen gelegt würden.«⁵³

Mit dem Einsatz der Technik war dieser Daseinskampf entschieden; die Eisenbahntrasse hatte Lastenträger, reisende Händler und Kundschafter überflüssig gemacht. Das geschmeidige Gleiten auf eisernen Schienen führt, wie es die Pfadfinder in den scheinbar herrenlosen Gebieten der afrikanischen Weite bereits imaginiert hatten, durch ein Land ohne Menschen, durch einen Raum ohne Volk.

50 | Viele der afrikanischen Bauarbeiter waren unfreiwillig zum Bahnbau abgestellt worden und, wie es in einem Bericht über den »Gesundheitsdienst beim Bahnbau« von 1907 heißt, »durch die kriegerischen Unruhen und Hungersnöte sehr heruntergekommen« (zit. n. Wolfgang U. Eckart: *Medizin und Kolonialimperialismus. Deutschland 1884-1945*, Paderborn u.a. 1997, S. 351).

51 | Die beiden deutschen Eisenbahnbauprojekte in Ostafrika verzeichneten allein zwischen 1909 und 1912 mehr als tausend Todesfälle unter der afrikanischen Arbeiterschaft. »Eine solche Zahl wäre im Reich selbst bei vergleichbaren Bauprojekten undenkbar gewesen und hätte mit Sicherheit zur Einstellung solcher Vorhaben, wenn nicht zu Skandalen im Reichstag geführt« (Eckart: *Medizin*, S. 354).

52 | Kandt: *Caput Nili*, S. 119.

53 | Kandt: *Caput Nili*, S. 120.

Die Modernisierung des nordatlantischen Raumes. Cyrus Field, Taliaferro Shaffner und das submarine Telegraphennetz von 1858

CHRISTIAN HOLTORF

Wenn Kulturtheorien zu erklären versuchen, was das Internet ist, wird gerne auf Metaphern zurückgegriffen. Das beliebteste dieser Bilder ist das »globale Netz«: es vertraut darauf, dass wir eine räumliche Gestalt mit ihm verbinden, die aus verknüpften Fäden und Knoten besteht und etwas auffangen oder transportieren kann. Von Petrus zum Menschenfang gebraucht oder von Arachne gewebt, um die Götter herauszufordern, kann das »Netz« als eine Weltmetapher bezeichnet werden. Der semantische Kern des Begriffs ist dinglich.¹ Auch das »virtuelle Netz« des Internets hat einen solchen materiellen Charakter: Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts führten elektrische Telegraphendrähte aus gelötetem Kupfer und geschmiedetem Eisen um die halbe Welt. Bis heute sind die Glasfaserkabel, die an ihre Stelle getreten sind, ihren Konkurrenten, den Satelliten, an Datenkapazität, Übertragungsgeschwindigkeit und Lebensdauer überlegen.²

Am 5. August 1858 verbreitete sich eine Nachricht zum ersten Mal gleichzeitig in Europa und Amerika³ – sie hatte nur ihre eigene Ermögli-

1 | Zur Netzmetapher vgl. Hartmut Böhme: »Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion«, in: Zeitschrift für Germanistik 3 (2003), S. 590-604.

2 | Vgl. dazu Dirk Asendorpf: »Neue Kabel und viel Meer«, in: Die ZEIT vom 28.6.2001, S. 25; Gerhard Trey: »Das Seekabel als modernes Kommunikationsmedium. Aus der Vergangenheit direkt in die Zukunft«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24.10.2000, S. T5.

3 | Die Geschichte des ersten transatlantischen Telegraphenkabels wurde viel-

chung durch die Herstellung einer transatlantischen Kabelverbindung zum Inhalt. Die Londoner »Times« berichtete:

»By a chain of electric communication, extending from Trinity Bay, Newfoundland, to this metropolis, we are informed that the last attempt to lay the Atlantic Telegraph has succeeded, and that the Old and the New World are actually linked together by the magnetic wire.«⁴

Ebenso wie die gleichzeitige Meldung in der »New York Times« war diese Nachricht jedoch nicht durch zweitausend Seemeilen Ozean gesendet worden, sondern stammte von den beiden Schiffen, die das Kabel zwischen Neufundland und Irland verlegt und sich über die Telegraphenverbindung gegenseitig ihre Ankunft bestätigt hatten.

Das erfolgreiche Projekt gründete auf ökonomischen Erwartungen und Innovationen in der Kommunikations- und Schifffahrtstechnik. Zusammen mit den zahlreichen in Europa und Amerika bestehenden Landtelegraphenlinien und damals schon rund fünfzig Seeverbindungen⁵ – darunter alleine sechs durch den Ärmelkanal – ließ sich bereits von einem »Netz« sprechen. Der transatlantische Anschluss von 1858 – so das Argument des

fach beschrieben, zuletzt in einem literarischen Bestseller (John Griesemer: *Rausch*, Hamburg 2003). Zu neueren wissenschaftlichen Darstellungen vgl. Peter Bexte: »Kabel im Denkraum«, in: Arthur Engelbert/Manja Herlt (Hg.), *Updates. Visuelle Medienkompetenz*, Würzburg 2002, S. 17-43; Menahem Blondheim: *News over the Wires. The Telegraph and the Flow of Public Information in America, 1844-1897*, London 1994; Lewis Coe: *The Telegraph. A History of Morse's Invention and Its Predecessors in the United States*, Jefferson 1993; Dieter Daniels: *Kunst als Sendung. Von der Telegraphie zum Internet*, München 2002; John Steele Gordon: *A Thread Across the Ocean. The Heroic Story of the Transatlantic Cable*, New York 2002; Cornelius Neutsch: »Erste »Nervenstränge des Erdballs«: Interkontinentale Seekabelverbindungen vor dem Ersten Weltkrieg«, in: Hans-Jürgen Teuteberg/Cornelius Neutsch (Hg.), *Vom Flügeltelegraphen zum Internet. Geschichte der modernen Telekommunikation*, Stuttgart 1998, S. 47-66; Laura Otis: *Networking. Communicating with Bodies and Machines in the Nineteenth Century*, Ann Arbor 2001; Kenneth Silverman: *Lightning Man. The Accursed Life of Samuel F.B. Morse*, New York 2003; Tom Standage: *The Victorian Internet. The Remarkable Story of the Telegraph and the Nineteenth Century's Online Pioneers*, London 1998; Donald R. Tarrant: *Atlantic Sentinel. Newfoundland's Role in Transatlantic Cable Communication*, St. John's 1999.

4 | *The Times* vom 6.8.1858, S. 8.

5 | »Report of the Joint Committee, Appointed by the Lords of the Committee of Privy Council for Trade and the Atlantic Telegraph Company to inquire into the Construction of Submarine Telegraph Cables«, London 1861, S. XIII. Eine Liste aller Kabel findet sich dort in Appendix No. 18, S. 512-519.

vorliegenden Beitrages – gewann seine historische Bedeutung nicht, weil er ins »Paradies« oder nach »Indien« geführt hätte, sondern weil er den Raum technologisch neu geformt hat (Abschnitt 1). Insofern Raum als Teil der sozialen Ordnung der Welt und unserer Orientierung in ihr verstanden werden kann,⁶ lassen sich drei Beobachtungen machen:

- a) In einem geographischen Sinne von Raum hat die elektrische Telegraphie den Atlantik neu erschlossen. Das Atlantikkabel hat das Meer zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung und zum Objekt nationaler Begierden gemacht. Die neue Welt, die das Kabel entdeckte, war nicht Amerika, sondern der Meeresboden, der vor der Verlegung des Kabels erforscht und kartographiert wurde (Abschnitt 2).
- b) Der physikalische Raum wurde durch die exakte Messbarkeit der Zeit und ihre weltweite Normierung verändert. Globale Gleichzeitigkeit setzte präzise und wetterunabhängige Instrumente zur Zeitmessung, Ortsbestimmung und Geschwindigkeitskontrolle voraus, die die submarine Telegraphie für die Verlegung der Kabel benötigte und sich wiederum selbst über die Welt ausbreitete. Der Überwindung der Zeit kam die Telegraphie durch Vereinheitlichung und Beschleunigung nach – die Metaphysik des Kabels wurde physikalisch angetrieben (Abschnitt 3).
- c) Die Umspannung der Erde durch Kommunikationsverbindungen war die Sensation des Fern-Schreibens in einem logischen Sinne von Raum. Das Internet und seine Vorläufer entwarfen unsere Vorstellungswelt neu, indem sie Geometrien globalisiert und Kontakte zu Zeitfolgen umgeformt haben. Morse schlug den Takt, nach dem die Kontinente förmlich zusammenrückten (Abschnitt 4).

1. »The Atlantic is Dried Up«: Eine ozeanische Inlandsverbindung

Moderne Kommunikation und wirtschaftliche Globalisierung haben die Frage nach dem Raum neu aufgeworfen.⁷ Freilich hatte Michel Foucault

6 | Siehe dazu Dagmar Reichert: »Räumliches Denken als Ordnen von Dingen«, in: dies. (Hg.), *Räumliches Denken*, Zürich 1996, S. 15-45.

7 | Vgl. Christoph Conrad: »Vorbemerkung« in: ders. (Hg.), *Mental Maps*, Göttingen 2002, (= *Geschichte und Gesellschaft* 28.3), S. 339-342; David Gugerli/Daniel Speich: *Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert*, Zürich 2002; Jürgen Osterhammel/Niels P. Petersson: *Geschichte der Globalisierung*, München 2003; Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit*, München 2003; Rainer Sprengel: *Kritik der Geopolitik. Ein deutscher Diskurs 1914-1944*, Berlin 1996.

schon 1967 die Moderne als »Epoche des Raums« bezeichnet, weil die Ausdehnung zwischen Nähe und Ferne, Neben- und Auseinander an die Stelle lokaler Ortsbestimmung getreten sei.⁸ Die verschiedenen Elemente im Raum, so vermutete er, verteilten sich nicht mehr in der Abfolge des Nacheinanders, sondern eher in den Relationen eines Nebeneinanders.

In diesem Nebeneinander blieb der Raum auch mit Metaphern und Phantasmen besetzt. Der Überseedraht erschloss das Meer in neuer Weise für Unternehmer, Ingenieure und Offiziere, beförderte jedoch zugleich die aus der Seefahrt bekannten Hoffnungen, Verwunderungen und Ängste weiter. Seit jeher war die Metaphysik topologisch verfasst – ihre Versprechen lauteten: Verständigung zwischen den Völkern, Überwindung der Entfernungen, Entdeckung des Himmels.

Hatte Foucault noch befürchtet, »in den Zivilisationen ohne Schiff versieg[t]en die Träume«,⁹ so hat das World-Wide-Web gezeigt, dass die Ersetzung der Ozeandampfer durch elektrische Kabel die »Träume« zwar verändert, aber nicht abgeschafft hat. Carl Schmitt hat sogar gemeint, dass die englische Insel mithilfe ihrer telekommunikationsgestützten Seeherrschaft selbst wie ein Schiff die Weltmeere befahre.¹⁰

Weil das Internet die Wege der Informationsübertragung gewissermaßen elektrisiert hat, wird häufig gesagt, es habe Raum und Zeit überwunden. Doch physische Realität und Vorstellungen von Raum und Zeit unterliegen Prozessen historischen Wandels. Wenn der Raum selbst eine Geschichte hat, stellen sich vermeintlich einfache Fragen in historischem Kontext neu: Was ist eine Verbindung? Wie funktionieren Kontakte? Wie entsteht Globalität? Und was bedeutet virtuell? Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erweiterte und beschleunigte die elektrische Telegraphie die Informationswege.¹¹ Mit der Botschaft »What hath God wrought!« hatte der Maler und Erfinder Samuel B. Morse 1844 die erste Telegraphenleitung der Welt zwischen einem Eisenbahndepot in Baltimore und dem Capitol in Washington eröffnet. An dem Schauspiel nahm auch ein 26jähriger Anwalt aus Kentucky namens Taliaferro Preston (»Tal«) Shaffner teil. Der vielseitige junge Jurist begann in diesem Moment, sich für die Telegraphie und ihre Ausbreitung in den Westen der Vereinigten Staaten zu begeistern.¹²

8 | Foucaults Vortrag wurde erst sehr viel später auf deutsch veröffentlicht: Michel Foucault: »Andere Räume«, in: Karlheinz Barck u.a. (Hg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig 1991, S. 34-46, hier S. 34

9 | Ebd., S. 46.

10 | Carl Schmitt: *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung*, Köln 1981 [Leipzig 1942], S. 95.

11 | Vgl. dazu T. Standage: *Victorian Internet*; L. Otis: *Networking*.

12 | So Shaffner in einem Leserbrief, in: *The Missouri Republican* vom 9.9. 1858.

Abbildung 1: Porträt Taliaffero P. Shaffner, Ambrotype by Brady, Engraved by J.C. Buttre.



Quelle: Shaffner: Manual, gegenüber der Titelseite; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Cable & Wireless Archive, Porthcurno.

Als 1858 das erste Atlantikkabel verlegt wurde, war Shaffner vierzig Jahre alt (Abb. 1) und bereits Geschäftsführer oder Präsident verschiedener Telegraphengesellschaften im Süden und Westen der Vereinigten Staaten gewesen. Er hatte Aufsätze und Bücher über die Telegraphie geschrieben, Zeitschriften herausgegeben und hielt nach eigenen Angaben die höchsten Finanzanteile an Telegraphengesellschaften im Lande.¹³

Shaffner warnte die Politiker davor, die Errichtung einer transatlantischen Verbindung den Engländern zu überlassen, denn Amerika, so lautete sein populäres Argument, müsse seine Unabhängigkeit wahren.¹⁴ Deshalb sei es falsch, die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen ganz auf Großbritannien zu konzentrieren. Shaffner erwog sogar den Kriegsfall, in dem den Amerikanern bei einer Streckenführung ausschließlich über britische Gebiete keine eigenen Kabel zur Verfügung stehen würden.¹⁵ »Allowed to flood both houses of Congress with a mass of unsupported charges against the Atlantic Telegraph Co.«, erhielt er dennoch keinerlei Reaktion des Kongresses, weil er, wie die »New York Times« herausfand,¹⁶ nur von einem einzigen Senator unterstützt wurde – jedoch versuchte, die Öffentlichkeit über diesen geringen Erfolg zu täuschen.

Genau genommen handelte es sich bei der transatlantischen Verbindung um eine Inlandsverbindung zwischen dem zum Vereinigten Königreich gehörenden Irland und der britischen Kronkolonie Neufundland. Und die »New York, Newfoundland and London Telegraph Company« hatte ein Amerikaner gegründet, der Millionär Cyrus West Field, der in den USA nicht genügend Investoren finden konnte und so nach England gereist war, um Kapital zu beschaffen. Zusammen mit den britischen Ingenieuren John Brett und Charles Bright gründete er dort die »Atlantic Telegraph Company« – mit tatsächlich nur noch geringer amerikanischer Beteiligung.

Den Antrieb zur Globalisierung von Wirtschaft und Kommunikation bildeten nationalstaatliche Motoren – der Atlantik wurde zur Bühne der

13 | Vgl. Tal P. Shaffner: *The Telegraph Manual*, New York 1859, Appendix: Biographical Sketches of eminent telegrapher's: Taliaferro P. Shaffner, S. 840-844, hier S. 842.

14 | Vgl. Tal P. Shaffner: »Memorial of Tal. P. Shaffner, of Kentucky, praying for an amendment of the act of Congress approved March 3, 1857, entitled »An act to expedite telegraphic communication for the uses of the government in its foreign intercourse«, so that the subsidy granted by the said act shall be general in its application to all Atlantic ocean telegraph lines«, 35th CONGRESS, 1st Session, Senate Mis. Doc. No. 263, 1858 (Quelle: <http://www.atlantic-cable.com/Shaffner/35th-congress.htm>), Kap. 4: »Violation of the Act of Congress by the Atlantic Telegraph Company«.

15 | Brief Shaffners an die Herausgeber der *Evening Post* (2.2.1855), in: Shaffner: *Memorial*, Appendix; vgl. auch Shaffner: »Mr. T.A. Masey's Paper on the Submarine Telegraphy«, in: *The Electrician* vom 13.2.1863, S. 171-175, hier S. 173.

16 | *The New York Times* vom 9. 6.1858, S. 1.

Weltinnenpolitik.¹⁷ Die Amerikaner hatten erlebt, wie die Telegraphie die weit entfernten Bundesstaaten zwischen Ost- und Westküste verbinden und zur Nation einen konnte – über den Atlantik sollte, so die romantische Vorstellung, der gleiche Effekt für die ganze Welt eintreten. Die geopolitischen Vorstellungen der Briten waren ähnlich, in Bezug auf die Vereinigten Staaten aber konkreter. Die »Times« schrieb:

»Distance as a ground of uncertainty will be eliminated from the calculation of the statesman and the merchant [...] For the purposes of mutual communication and of good understanding the Atlantic is dried up and we become in reality as well as in wish one country [...] the Atlantic telegraph [...] has half undone the declaration of 1776.«¹⁸

Das Kalkül der Briten ging dahin, ein Stück ihres Weltreiches wiederzubegeben, denn wäre der Ozean überwunden, könnte die Unabhängigkeitserklärung »zur Hälfte« rückgängig gemacht werden. »It is only with America«, drohte die »Times« kurz darauf, »that we have placed ourselves in these intimate relations – only with New England that Old England is united«.¹⁹ Schnell erkannte die britische Admiralität die strategische Bedeutung der Kommunikationsnetze, um auch ihre Macht über die Kolonien zu sichern. Sie stellte daraufhin nicht nur Begleitschiffe und diplomatische Kanäle zur Verfügung, sondern ließ auch Seevermessungen durchführen, um kabelgeeignete Strecken zu finden. Als Gegenleistung für die risikoreichen Investitionen verlangten die britischen Telegraphengesellschaften nicht mehr und nicht weniger als die exklusiven Landrechte an den jeweiligen Küsten.

England, damals wichtigste Handelsmacht der Welt, nahm in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine dominante Position in der Telekommunikation ein.²⁰ Seine machtpolitischen Voraussetzungen waren nahezu ideal:

- hohe Auswandererzahlen nach Übersee, die ein allgemeines Interesse begründeten,

17 | Vgl. dazu Holger Afflerbach: *Das entfesselte Meer. Die Geschichte des Atlantik*, München 2002.

18 | *The Times* vom 6.8.1858, S. 8.

19 | *The Times* vom 26.8.1858, S. 8.

20 | Charles Bright: *Submarine Telegraphs. Their History, Construction, and Working*, London 1898, S. 170-173; *Atlantic Telegraph Company: Minutes of Proceedings at an Extraordinary General Meeting*, London 15.12.1858, S. 19-20; vgl. auch Robert Boyce: »Submarine Cables as a Factor in Britain's Ascendancy as a World Power 1850-1914«, in: Michael North (Hg.), *Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts*, Köln, Weimar, Wien 1995, S. 81-99.

- bewährte und rentable Landtelegraphen,
- große Schiffe für Transport und Verlegung von Seekabeln sowie
- exklusiver Zugang zum Rohstoff Gutta Percha, der zur Isolierung der Unterwasserkabel verwendet und in der britischen Kolonie Malakka, dem heutigen Malaysia, gewonnen wurde.

Auch wenn die britische Regierung auf diese Weise den Einfluss auf ihre Kolonien zu sichern versuchte, führten Wirtschaftsinteressen, Internationalisierung und Verflechtung der Kommunikationswege letztlich doch zur Dezentralisierung und damit zur Schwächung des Empires.

2. »Eine merkwürdige Vorliebe für entlegene Gegenden«: Die neue Welt des Meeres

Mit dem ersten Draht zur Neuen Welt war die Geographie in Bewegung und die Geschichte ein wenig außer Fassung geraten. Die Kommentatoren überschlugen sich in Vergleichen mit Columbus, dem Entdecker der Neuen Welt, oder Xerxes, der das Meer in Ketten legen und auspeitschen lassen hatte.²¹ Die Phantasie über neue Strecken und bessere Verbindungen kannte fast keine Grenzen, und manch »abenteuerliches Project« zeugte »von einer merkwürdigen Vorliebe für unbewohnte und von den Mittelpunkten der Cultur entlegene Gegenden«.²² Überlegt, geplant und verworfen wurden nicht nur Streckenführungen über Neufundland und Irland, sondern zum Beispiel auch über Island und Grönland, über Portugal und die Azoren und sogar über die Kanarischen Inseln nach Südamerika.²³ England war nicht die einzige interessierte Nation in Europa – die Kabelverlegung hatte eine geopolitische Vorgeschichte.

1857 war Frankreich mit dem Amerikaner William Glower einen Vertrag über eine Verbindung zwischen Frankreich und Boston (über Spanien, Portugal und die Azoren) eingegangen, in dem dieser sich verpflichtete, »alle nach dem europäischen Continent bestimmten Depeschen über die fran-

21 | The New York Times vom 7.8.1858, S. 5 – dort wird die Washington Union zitiert.

22 | »Telegraphen-Linie um die Erde«, in: Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins 1 (1854), S. 302.

23 | Zu den verschiedenen Vorschlägen vgl. etwa Charles Bright: *The Story of the Atlantic Cable*, London 1903, S. 157-165; S.F. van Choate: *Ocean Telegraphing*, Cambridge 1865, S. 26-36; T.A. Masey: *The Submarine Telegraph* (paper read before the Society of Arts), in: *The Electrician* vom 6.2.1863, S. 157-163; die anschließende Diskussion ist dokumentiert in: *The Electrician* vom 13.2.1863, S. 171-175; Anonymus: *The Atlantic and South Atlantic Telegraphs*, London 1859.

zösischen Linien zu dirigieren«. ²⁴ Zuvor hatte im Januar 1849 Horatio Hubbell, ein Anwalt aus Philadelphia, dem amerikanischen Kongress vorgeschlagen, zwischen Neufundland und Irland 380 Bojen im Abstand von je 5 Meilen zu verankern und daran ein Telegraphenkabel zu befestigen. ²⁵ Im Dezember des gleichen Jahres beantragte der deutschstämmige Arzt und Direktor einer Telegraphengesellschaft im amerikanischen Süden, Joseph H. Pulte, ein Kabel nach London über Alaska, die Behring-Straße, Moskau, St. Petersburg, Preußen (das bereits über ein vergleichsweise dichtes Telegraphennetz verfügte) und Frankreich zu verlegen. Auch diese Leitung sollte »the main channel of all the telegraphic systems of the world« werden, denn, so behauptete Pulte, »to reach London telegraphically by way of the Atlantic, is clearly impossible«. ²⁶ Einen ähnlichen Plan stellten die Brüder Harrison auf, »nach welchem möglichst viel Landgrund zum Theil auf weiten Umwegen und durch die ödesten Gegenden aufgesucht werden sollte«. ²⁷

Aufgrund seiner Erfahrungen als Pionier des Telegraphenbaus im Süden und Westen der USA war Shaffner 1854 für kurze Zeit Chief Director der »Newfoundland Electric Telegraph Company«. Die von ihm angeworbenen Investoren erwiesen sich jedoch, wie er sagte, als Spekulanten ohne Sachkenntnis. Sie setzten Shaffner vor die Tür, als er seine Ansicht über die Streckenführung änderte: Elektrotechnische Untersuchungen hatten ihn zu der Überzeugung gebracht, dass mehrere kürzere Unterwasserabschnitte praktikabler seien als ein einziges langes Kabel. Noch kurz vor der erfolgreichen Kabelverlegung durch Cyrus Field prognostizierte er, »not as a matter of prophecy, but as a certain result springing from the fixed laws in electric science – that the cable will be laid perhaps 1,000 or more miles, and it will be found unavailable for telegraphing«. ²⁸

Shaffner begann deshalb, an einer nördlichen Streckenführung zu arbeiten. Sein Plan beschreibt exemplarisch die Erweiterung der transatlantischen Geographie: die Strecke von Amerika nach Europa sollte über die dänischen Territorien Grönland, Island und die Färöer Inseln führen (Abb. 2).

24 | »Neues Project einer Telegraphenverbindung zwischen Europa und Amerika«, in: Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins 4 (1857), S. 279.

25 | Memorial of Horatio Hubbell and John Henry Sherburne to the Senate and House of Representatives of the United States, 1849 [vgl. Senate Journal for the Second Session of the Thirtieth Congress (29.1.1849), S. 157].

26 | J.H. Pulte: »Proposing a plan for extending the magnetic telegraph around the globe, 31st Congress, 1st Session, Miscellaneous No. 109«, in: Journal of the Senate of the United States of America (15.3.1850).

27 | Karl Knies: Der Telegraph als Verkehrsmittel, Tübingen 1857, S. 141.

28 | Shaffner in einem Brief vom 18. Juni 1858 an die Washington Union, den die New York Times am 10.7.1858 auf S. 4 veröffentlichte.

Shaffner behauptete, dass dies für alle europäischen Staaten die kürzeste Verbindung sei. Weil er das Hauptproblem in Herstellung und Betrieb eines ausreichend langen Kabels sah,²⁹ listete er umfangreiche Entfernungsschätzungen und -vergleiche zwischen verschiedenen Telegraphenrouten auf. Shaffner musste dabei von Luftlinien ausgehen, denn er verfügte über keine genauen Seeberechnungen. Dabei kam er zu dem Ergebnis, dass für die Verbindung von New York nach London die Route über Grönland 762 Meilen kürzer sei und sich zudem in mehrere Etappen unterteilen ließe. Im Falle einer Verbindung von New York nach St. Petersburg betrage die Verkürzung sogar mehr als ein Viertel.

Shaffner reiste daraufhin über den Ozean, um Unterstützung zu suchen. In ganz Europa, so berichtete er, sei er freundlich aufgenommen, in Russland sogar auf Geheiß des Zaren von einem außerordentlichen Minister empfangen worden. Auf die internationale Bühne trat er endgültig im August 1854, als ihm der dänische König Frederick VII. auf hundert Jahre das alleinige Recht zu Bau und Betrieb einer Telegraphenlinie verlieh.³⁰ Die Aussicht, Kopenhagen zur Drehscheibe der internationalen Kommunikation zu machen, Shaffner das alleinige unternehmerische Risiko übertragen und ihn sogar noch verpflichten zu können, 100.000 US-Dollar in dänischer Währung zu investieren,³¹ macht die schnelle Zustimmung des dänischen Königs verständlich. Später erzählte Shaffner, dieser hätte ihm das Angebot nicht gemacht, wäre er nicht Amerikaner gewesen. Der König sei nämlich der Überzeugung gewesen, dass keine Hindernisse der Natur die Amerikaner in ihren Vorhaben aufhalten könnten.³²

Als der amerikanische Kongress 1857 über eine Unterstützung für die »Atlantic Telegraph Company« von Cyrus Field beriet, verschaffte sich Shaffner Gelegenheit, seinen Alternativplan darzustellen, indem er einen umfangreichen Änderungsantrag einreichte.³³ Darin verlangte er, dass die in Aussicht gestellte jährliche Unterstützung des Staates in Höhe von 70.000 Dollar allen Telegraphengesellschaften offen stehen müsse, Fields

29 | Shaffner: Manual, S. 622. Er verweist auch auf Zweifel der Wissenschaftler Faraday (S. 843) und Maury (S. 656).

30 | Shaffner: Memorial, Kap. 1: »History of Atlantic Ocean Telegraphs«.

31 | »The Royal Danish Concession for an Electric Telegraph between Europe and America, via Faerøe Isles, Iceland, and Greenland«, Kopenhagen 1854, in: The North Atlantic Telegraph. Proceedings of the Royal Geographical Society of Great Britain, January 28th and February 11th, 1861. Reports of the Surveying Expeditions, etc., etc., London 1861, S. 95-104.

32 | »Shaffner's World-Girdle Telegraph«, from the New York Post, in: Shaffner: Memorial, Appendix.

33 | Shaffner: Memorial. Der Senat veröffentlichte den Antrag (Records of the 35th Congress, 1st Session, Mis. Doc. No. 263) am 18.5.1858; der Antrag hatte keinen Erfolg.

britisch finanzierte Gesellschaft jedoch nicht berücksichtigt werden solle, weil sie bloß aus Spekulanten bestehe. Er selbst hingegen bringe bereits Erfahrungen mit unterseeischen Telegraphenleitungen mit und setze sich schon seit vielen Jahren für die transatlantische Verbindung ein.³⁴ Er betonte auch die Machbarkeit seines Vorhabens: Es sei »not a scheme only, but a practical plan.«³⁵

Hierbei stellten sich jedoch mindestens zwei geographische Fragen: Ist der Meeresboden so beschaffen, dass er die Verlegung eines Kabels erlaubt? Und im Falle der nördlichen Route: Wie lässt sich das Kabel durch das Eis führen? Joseph Pulte hatte sich noch 1850 so geäußert: »If one constructed, it never would have to fear any other interruptions than those from physical causes, which can be more easily controlled than those occasioned by political events.«³⁶ Bei der Umsetzung schrieb die Londoner »Times« dann aber von einem »race of man against the elements«³⁷ und jubelte: »over what jagged mountain ranges is that slender thread folded; in what deep oceanic valleys does it rest, when the flash which carries the thought of man from one Continent to another darts along the wire.«³⁸

Shaffner, der als Vater der Idee zu Optimismus verpflichtet war, blieb unbesorgt, wenngleich ihm noch nicht klar war, wie die Verlegung trotz des Packeises und der treibenden Eisberge des Nordmeers gelingen sollte. Er habe bereits viel Zeit damit zugebracht, die offiziellen Landvermessungen zu prüfen und sich bei den Einheimischen umzuhören, was ihn glauben lasse, dass die Verlegung möglich sei. Shaffner wusste auch, dass Grönland Bodenschätze besaß, die durch den Bau einer Telegraphenlinie erschlossen werden könnten.³⁹ Schließlich führte er selbst die ersten provisorischen Tiefenmessungen und eigenartige Klimauntersuchungen durch. Dazu mietete er im Sommer 1859 ein Segelboot und bereiste mit seiner Familie und einigen Freunden die geplante Telegraphenroute: »Das Klima wurde zwar kalt«, so ward berichtet, »aber immerhin erträglich gefunden, so dass die Gesellschaft zum Beispiel an der Küste von Labrador unter einfachen Hütten von Baumzweigen im Freien campieren konnte.«⁴⁰

34 | Shaffner: Memorial, Kap. 1: »History of Atlantic Ocean Telegraphs«.

35 | »A World Girdle«, from the New Orleans Crescent, in: Shaffner: Memorial, Appendix; vgl. »The Transatlantic Submarine Telegraph«, from Shaffner's Telegraph Companion, Vol. II, 1855, in: Shaffner: Memorial, Appendix.

36 | Pulte, Proposing.

37 | The Times vom 26.8.1858, S. 8.

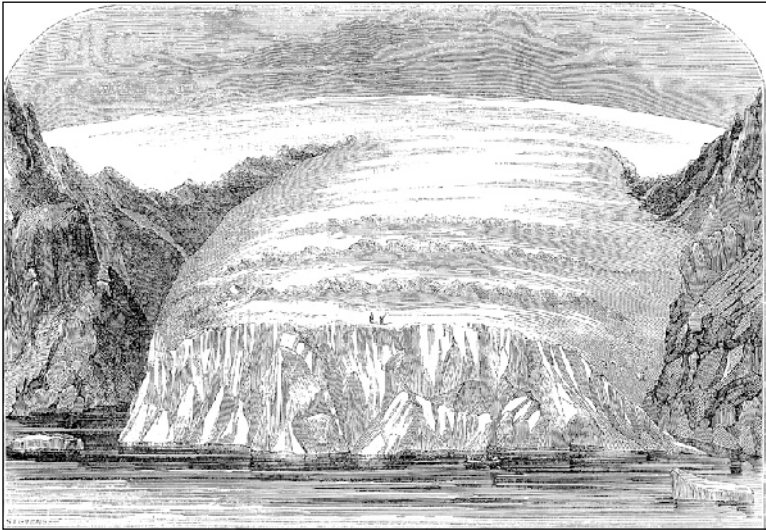
38 | The Times vom 6.8.1858, S. 8.

39 | »Shaffner's World-Girdle Telegraph«, from the New York Post, in: Shaffner: Memorial, Appendix.

40 | »Der nordatlantische Telegraph« (ohne Verfasserangabe), in: Polytechnisches Journal 159 (1861), S. 154-156.

Shaffners spätere Befragung vor einer Kommission zur Untersuchung der technischen Fehler des Unterseekabels machte aber deutlich, dass die meisten seiner geographischen Kenntnisse äußerst vage geblieben waren.⁴¹ 1860 beauftragte die englische Regierung deshalb eigene Untersuchungen mit der H.M.S. »Bulldog«, an der wiederum Shaffner und zwei dänische Gesandte teilnahmen (Abb. 3 und 4).⁴² Die wichtigsten Ergebnisse wurden

Abbildung 3: Grönländischer Gletscher mit zwei Personen und einem Boot.



Quelle: Die Abbildungen 3 und 4 beruhen auf Skizzen des damals auf Grönland lebenden Mineralogen J.W. Tayler, in: *The Mechanics Magazine* 5 (II.I.1861); Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Universitätsbibliothek Chemnitz.

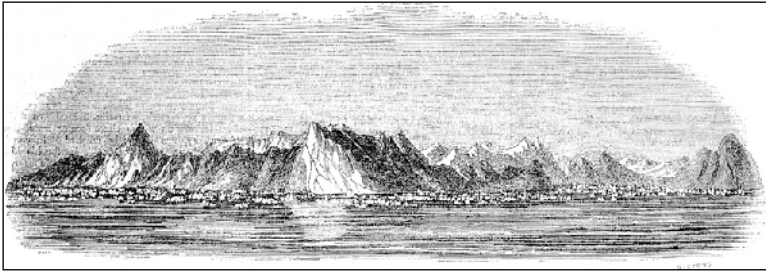
am 28. Januar 1861 vor der »Royal Geographical Society« in London vorgestellt: Eisberge und Packeis stellten nirgends eine unüberwindbare Gefahr dar, und die auf Färöer, Island, Grönland und Labrador anzutreffenden Völker seien zumeist gebildet, gläubig und zivilisiert, würden das Kabel also nicht zerstören.⁴³

41 | Report of the Joint Committee, Minutes of Evidence: Colonel T.P. Shaffner, S. 220-238; zum gleichen Urteil kommt auch George Saward, ebd. S. 179; siehe auch Shaffners Bericht vor der Royal Geographical Society am 28. Januar 1861, in: *The North Atlantic Telegraph*, S. 67-74.

42 | *The North Atlantic Telegraph*, S. 9f.; fast wortgleich in Bright (1903), S. 161f.

43 | Ebd., S. 18, 23, 34f., 66. *The North Atlantic Telegraph*, S. 19, 22, 46, 57f.

Abbildung 4: »A sketch of H.M.S. Bulldog passing through the Floe ice on the East coast of Greenland, on the 8th of October, 1860«.



Bezüglich der Beschaffenheit des Meeresbodens gab Shaffner zu, nicht informiert zu sein, doch sei es wichtig, die Tiefe des Wassers zu kennen.⁴⁴ Zu diesem Zeitpunkt waren ihm offenbar die Meereskartographien von US-Marine-Lieutenant Matthew F. Maury noch nicht bekannt. Dieser hatte bereits 1854 den Meeresboden zwischen Irland und Neufundland untersucht und »ein sandiges Plateau ohne Felsen und ohne schroffe Hebungen und Senkungen«⁴⁵ gefunden, das für das Kabel wie geschaffen wäre. Es scheinete, so schrieb er, »to have been placed there especially for the purposes of holding the wires of a Submarine Telegraph, and of keeping them out of harm's way«.⁴⁶

Maury hatte ein neues System der Tiefsee-Erkundung eingeführt, das daraus bestand, dass jedes Schiff der Navy mit reichlich Schnur ausgestattet wurde, die alle hundert Faden (182,9 Meter) sorgsam markiert und auf große Rollen gewickelt war. Wann immer der Kapitän eine Messung für erforderlich hielt, unterbrach er die Fahrt, band an das Ende des Fadens eine Kanonenkugel und warf sie als Gewicht über Bord. Die Zeitintervalle zwischen dem Ablaufen von je hundert Faden wurden sorgfältig notiert. Wenn die Kugel den Grund erreichte, löste sie sich mittels einer speziellen Mechanik vom Faden. Sofort hörte der Faden auf, sich von der Rolle abzuwi-

44 | Shaffner: Memorial, Kap. 8: »Telegraph Distances of the Transatlantic Telegraph Line. New York to London«.

45 | »Die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Amerika«, in: Polytechnisches Journal 143 (1857), S. 393-395, hier S. 394.

46 | Brief an den Secretary of the Navy vom 22. Februar 1854, zit. n. Charles Briggs/Augustus Maverick: The Story of the Telegraph and a History of the Great Atlantic Cable, New York 1858, S. 222; W.H. Russell: The Atlantic Telegraph, London 1866, S. 7.

ckeln, und anhand der verbliebenen Markierungen an Deck ließ sich die Tiefe bestimmen.⁴⁷

Das System war insofern ein kartographischer Fortschritt, als bis dahin zwar eine große Menge von Log- und Seetagebüchern zur Verfügung gestanden hatte, eine bestimmte Meeresstelle aber je nach Schiffstyp, Jahreszeit, Wetter oder Strömung immer unterschiedlich beschrieben worden war. Maury forderte, dass jedes Schiff, das sich an der Erforschung des Meeresbodens beteiligte, als »schwimmendes Observatorium« und »Tempel der Wissenschaft« nach einheitlichen Standards arbeiten sollte. Die Beobachtungen müssten sehr sorgfältig sein: Jeder Schiffseigner sollte ein genaues Logbuch führen und die mitgeführten Barometer und Thermometer mit den Standards an Land abgeglichen haben. Alle Abweichungen müssten notiert, die Instrumente nummeriert und ihre jeweilige Verwendung verzeichnet werden.⁴⁸

3. »No Time for Details«? Telegraphie als Zeittechnologie

Die elektrische Telegraphie wirkte wie Eisenbahn und Dampfmotor als Geschwindigkeitstechnologie – die freilich selbst in größter Eile entwickelt worden war. Schon in ihren ersten Briefen an Cyrus Field hatten der Ozeanologe Maury (»no time for details«) und der Erfinder Morse Zeitknappheit vermittelt (»having passed the whole night with my active and agreeable collaborators [...] without sleep«). Sie drängten Field zur Eile.⁴⁹ 1858 bekannte er daraufhin, kaum noch Zeit zum Essen, Trinken oder Schlafen zu haben.⁵⁰ Auch Herstellung des Kabels, Finanzierung und Testserien zwischen 1856 und 1858 waren dadurch gekennzeichnet, dass, wie hinterher beklagt wurde,⁵¹ nie genügend Zeit zur Vorbereitung blieb. Das Raum-Zeit-Projekt des späteren Internets begann, so der umstrittene Elektriker der »Atlantic

47 | Matthew F. Maury: *The Physical Geography of the Sea*, 3. Aufl., New York, 1855, S. 204f.

48 | Ebd., S. 273.

49 | Dokumentiert bei Cyrus Field: *The Atlantic Telegraph*, London 1856, S. 14-16.

50 | Field erwähnt dies zum Abschluss der ersten Jahresversammlung der Atlantic Telegraph Company am 18.2.1858, in: *Atlantic Telegraph Company: Verbatim Report of Proceedings, First Ordinary Annual Meeting*, (18.2.1858) S. 12.

51 | *Atlantic Telegraph Company: Verbatim Report*, S. 4, 7f. Im »Report of the Joint Committee« kommen beispielsweise Bright (S. 49), Whitehouse (S. 71) und Thomson (S. 113) darauf zu sprechen.

Telegraph Company«, Edward Whitehouse, »under every possible disadvantage of time, place and circumstance«. ⁵²

Geschwindigkeit und Beschleunigung, Messung und Kontrolle kennzeichneten die Unterseetelegraphie von Anfang an. Wie eine Uhr erst durch die so genannte Hemmung funktionieren konnte, verlangte auch das Abrollen des Kabels eine eigene Maschinerie, mit der die Geschwindigkeit reguliert wurde: Zu große Spannung hätte das Kabel zum Reißen gebracht, zu geringe Spannung das gleichmäßige Abrollen unkontrollierbar werden lassen. ⁵³ Das Kabel wurde deshalb über Trommeln geführt, deren Drehgeschwindigkeiten durch starke Bremsen reguliert werden konnten. Die Kraft, mit der die Bremsen angezogen wurden, richtete sich nach der Tiefe des Meeres und der Geschwindigkeit, mit der das Kabel ablief. Fortwährende Widerstandsmessungen am Kabel gaben Aufschluss über seinen Zustand, ⁵⁴ zugleich wurden in genau festgelegten Rhythmen Signaltests durchgeführt, um Isolierung und elektrische Leitfähigkeit sicherzustellen. ⁵⁵

Die Orientierung auf See mit Uhr und Kompass war für die Verlegung eines Kabels ebenso entscheidend wie sicheres Manövrieren, um den kürzesten Weg zwischen den Kontinenten einhalten, beschädigte Kabel wieder auffinden und den vorgesehenen Landeplatz treffen zu können. Der Telegraph wurde auch eingesetzt, um Uhren in bestimmten Abständen elektrisch zu stellen. Die als Erleichterung für Seefahrer gedachte Information verschärfte das Regelungsbedürfnis bei der internationalen Standardisierung der Zeitangaben. Im Herbst 1855 wurde in New York die erste Weltzeituhr aufgestellt, die in der Mitte die Ortszeit, auf zwanzig weiteren Zifferblättern die Zeiten anderer Städte anzeigte. Weil eine einheitliche Weltzeit jedoch noch nicht existierte, zeigte die Uhr, wenn es in New York 12.21 Uhr mittags war, für Konstantinopel 6.51 Uhr, für London 4.55 Uhr, für Paris 5.05 Uhr und für Mexiko 10.20 Uhr an. ⁵⁶

Zwar ließ sich mit dieser Uhr der Effekt darstellen, dass Nachrichten in Richtung Westen vor dem Zeitpunkt ihrer Absendung eintreffen konnten, doch führten die vielen lokalen Zeiten mit zunehmendem Verkehr zu immer größerer Verwirrung. In den USA wurde deshalb 1883 eine Standardzeit für Eisenbahnlinien eingeführt, die das Land in nur noch vier Zeitzonen im Stundenabstand einteilte und sich schnell in allen Lebensbereichen durchsetzte. ⁵⁷ Ein Jahr später einigten sich 25 Nationen auf der Meridian-

52 | Edward O.W. Whitehouse: Electricians Report to the Directors of the Atlantic Telegraph Company, Keyham Dockyard, 4.1.1858.

53 | Briggs/Maverick: Story, S. 126.

54 | Russell: Atlantic, S. 19.

55 | Ebd., S. 51-54.

56 | Knies: Telegraph, S. 195f.

57 | Clark Blaise: Die Zähmung der Zeit. Sir Sandford Fleming und die Erfindung der Weltzeit, Frankfurt am Main 2001, S. 135f.

Konferenz von Washington, die Lage des Königlichen Observatoriums im englischen Greenwich als »nullten« Längengrad anzusehen und von dort aus jeweils 180 Längengrade nach Osten und Westen und 24 Zeitzonen um die Welt zu zählen. Das Vereinigte Königreich hatte sich mit dem Argument durchgesetzt, dass sich die meisten Schiffe bereits mithilfe der Greenwichzeit orientierten.⁵⁸ Doch viele Länder zögerten mit der Einführung der Weltzeit, darunter Frankreich bis 1911, Russland – das den Gregorianischen Kalender erst 1918 einführt – bis 1924 und Holland sogar bis 1940.⁵⁹

Ein eigenes Kapitel seines Kongress-Antrages widmete Shaffner den zeitlichen Versprechungen seines großen Konkurrenten. Im Juli 1857 veröffentlichten die Direktoren der »Atlantic Telegraph Company«, dass ihr Seekabel ungefähr zehn Worte pro Minute übertragen könne. Im April 1858 erreichte es nur noch sechs Worte pro Minute. Kurz zuvor hatte die Übertragung bei Experimenten des Chefelektrikers sogar nur bei einem Wort pro Minute gelegen.⁶⁰ Diese Zweifel an der Übertragungstechnik waren, wie sich herausstellte, nur allzu berechtigt. Die enttäuschend geringe Übertragungsgeschwindigkeit sorgte sogar für einen politischen Eklat: Als Queen Victoria dem amerikanischen Präsidenten James Buchanan am 16. August eine Botschaft übermittelte, die ohne anerkennende Worte lediglich das Funktionieren der Verbindung zu bestätigen schien, brachte dies die Leute auf den amerikanischen Straßen gegen sie auf.⁶¹ Doch tatsächlich war nur der erste Teil der Botschaft in Neufundland angekommen, noch dazu in einem äußerst schlechten Zustand, und keiner der Elektriker der Telegraphenstationen hatte gemeldet, ob die Nachricht vollständig gewesen war. Während der Übermittlung hatte Valentia die Sendung unterbrochen, um kleinere Reparaturen am Kabel durchzuführen. Und womöglich war die Leitung zwischen New York und Neufundland auch kommentarlos für die Nacht geschlossen worden, wie dies bereits in anderen Nächten geschehen war.⁶² Die Botschaft der Queen traf erst gegen 5 Uhr am folgenden Morgen vollständig ein – über sechseinhalb Stunden nach Erhalt des ersten Teils.

Als sich die Nachricht von der schließlich doch noch vollständigen Übermittlung in Washington verbreitete, liefen die Leute trotz strömenden Regens vor Freude auf die Straße, läuteten die Glocken, hissten Flaggen

58 | Blaise: Zählung, S. 125.; Derek Howse: Greenwich Time and the Discovery of the Longitude, Oxford 1980, 134f.

59 | Howse: Greenwich Time, S. 154f.

60 | Shaffner: Memorial, Kap. 12: »Celerity of the electric current on submarine Telegraphs«.

61 | The New York Times vom 18.8.1858, S. 1.

62 | The New York Times vom 11.8.1858, S. 1.

und zündeten Feuerwerke – »New York [...] went cable-mad«. ⁶³ Die ganze Nacht blieben die meisten amerikanischen Telegraphenstationen und öffentlichen Gebäude beleuchtet. Die Freude hielt über Tage und Wochen an und glich der Erleichterung nach einem Friedensschluss ⁶⁴ – oder, wie andere vorschnell meinten, der Verwirklichung des Friedens auf Erden. ⁶⁵ Sogar die Nachrichtentechniker zielten ausdrücklich auf das religiöse Motiv, Zeit und Raum zu überwinden. ⁶⁶ Und als die amerikanische Verbindung gelungen war, glaubten viele ernsthaft: »The Problem of universal communication is solved.« ⁶⁷

Die Leute staunten, dass die Geschwindigkeit der elektrischen Nachrichten schneller als der Sonnenlauf war. ⁶⁸ »Scientific American« bezeichnete den Draht 1852 als »spiritual circle«, ⁶⁹ und zeitgenössische Autoren nannten die Telegraphie ein »perpetual miracle [...] more properly be called a spiritual than a material force«. ⁷⁰ Dieser Spiritismus war keineswegs ungewöhnlich, sondern eine zeittypische Reaktion auf den technischen Fortschritt. Shaffner sprach aus, was sich viele von dem Kabel versprachen:

»one, that will endure all time; one, that will never fail, and be the means of advancing the interest of the people of all nations. We hope to see its management liberal and international. [...] We hope to see it beyond the possibility of interruption through the power of the elements of nature; and also free from that most dreadful destroyer the god of war.« ⁷¹

Wie jung das elektrische Zeitalter noch war, zeigten die Kerzen und Fackeln, die zur Festbeleuchtung verwendet wurden. ⁷² Nicht von ungefähr geriet um kurz nach Mitternacht des 17. August die Kuppel des New Yorker Rathauses in Brand. Das Feuer, berichtete die »New York Times«, hätte

63 | The New York Times vom 18.8.1858, S. 4.

64 | Ebd.

65 | Scientific American vom 11.9.1858, S. 5.

66 | Knies: Telegraph, S. 2 u. 4; siehe auch Wolfgang Schivelbusch: Die Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, München 1977, S. 16 und 35-45.

67 | The Times vom 26.8.1858, S. 8.

68 | Dies ist ein häufiges Motiv, u.a. zu finden in der New York Times vom 11.8.1858, bei Knies: Telegraph, S. 190, oder in einer Rede des Earl of Carlisle, Lord-Lieutenant of Ireland, am 29. July 1857 in Valentia (zit. n. Russell: Atlantic, S. 21).

69 | Scientific American vom 9.10.1852, S. 26.

70 | Briggs/Maverick: Story, S. 13.

71 | »The Transatlantic Submarine Telegraph«, from Shaffner's Telegraph Companion, Vol. II, 1855, in: Shaffner: Memorial, Appendix.

72 | The New York Times vom 10.8.1858, S. 6.

sich jedoch nicht nach unten ausgebreitet, so dass keine Dokumente verloren gegangen wären, es sei denn durch Löschwasser.⁷³ Weil das Alarmsystem ausgefallen war, blieb die Telegraphenstation im Keller die einzige Möglichkeit, Hilfe zu holen: Der Operator blieb auf seinem Posten, bis der Raum von Löschwasser gefüllt war. So begann das Zeitalter der elektrischen Telegraphie zwar mit Feuer und Wasser, doch ohne größere Schäden. Man sieht daran, wie praktisch die elektrischen Ströme bereits sein konnten – aber auch, wie sie in der Anfangszeit mit den Naturelementen zu kämpfen hatten.

Allerdings zeichnete sich das Atlantikkabel von Anfang an durch flüchtige und inkorrekte Wiedergaben, durch lange Übermittlungszeiten und geringen kommerziellen Nutzen aus.⁷⁴ Am 9. August hieß es: »Newfoundland still answered, but only voltaic currents.«⁷⁵ Am folgenden Tag wurden »the usual letters for adjustment of instruments« sowie die Botschaften »Repeat, please« and »Please send slower for present«⁷⁶ übertragen, und am 12. August folgten wieder »usual adjustment signals«.⁷⁷ Signaldeutung, Maschinenjustierung und deren häufige Wiederholungen überwinden bei diesem Kabel die Zeit auf eigene Art – die beschleunigte Kommunikation war allenfalls Nebeneffekt. Die Qualität der Übermittlungen, so lässt sich vermuten, blieb gleichbleibend schlecht, denn »it often took hours to get through a single despatch, if of any length«.⁷⁸ Insgesamt sollen innerhalb der 23 Tage, die das Kabel funktioniert hat, 271 Nachrichten aus Amerika und 129 Nachrichten aus Irland gesendet worden sein.⁷⁹

Am 1. September 1858, dem Tag erneuter organisierter Telegraphenfeste, wurde der letzte Satz übermittelt – fast im selben Moment, in dem die »Atlantic Telegraph Company« die Verbindung für die Öffentlichkeit öffnen wollte. Die letzte Nachricht wurde von Valentia nach Neufundland geschickt und lautete: »C.W. Field, New York, please inform American government we are now in position to do best to forward« – der letzte Teil des Satzes blieb unübermittelt: »[...] their government messages to England. Saward. London.«⁸⁰ Angesichts der vielen Pannen und kurzen Lebensdauer vermuteten manche sogar, dass das Atlantikkabel niemals Botschaften von West nach Ost übertragen habe, sondern dass seine Betreiber mit Tricks gearbeitet hätten, um die Investoren zu übervorteilen.⁸¹ Henry Field

73 | The New York Times vom 18.8.1858, S. 4.

74 | Scientific American 14 vom 11.9.1858, S. 5.

75 | Russell: Atlantic, S. 26.

76 | The Times vom 11.8.1858, S. 6.

77 | The Times vom 12.8.1858, S. 8.

78 | Field: History, S. 252.

79 | Russell: Atlantic, S. 102; Field: Atlantic, S. 250.

80 | Report of the Joint Committee, S. 237.

81 | Field: History, S. 247-261.

hielt rückblickend fest: »The wonder is, not that the cable failed after a month, but that it ever worked at all.«⁸² Dazu passt, dass das Kabel im Wesentlichen Nachrichten über sich selbst transportierte: Gratulationen und Glückwünsche – und im Übrigen die Dokumentation seiner Übertragungsschwierigkeiten.

Über die Ursachen der Kontaktunterbrechungen, die nur noch unzusammenhängende Signale von einer Seite auf die andere gelangen ließen, wurde viel spekuliert. Wahrscheinlich spielten mehrere Faktoren eine Rolle: die Sorglosigkeit und mangelnde Vorbereitung bei der Herstellung und Lagerung des Kabels, die dessen Isolierung schon an Land beeinträchtigt haben dürfte; die unvollkommene Verlegungstechnik, durch die starke Kräfte auf das ins Wasser gleitende Kabel ausgeübt wurden; und schließlich der fatale Versuch des Elektrikers Whitehouse, das schwächer werdende Kabel durch extrem hohe Spannungen zu retten. Nach dem Scheitern war das Kapital der Betreibergesellschaft aufgebraucht und der Glaube vieler Investoren erschüttert. Als dann in Amerika auch noch der Bürgerkrieg ausbrach, gab es keinerlei Aussicht auf eine schnelle Wiederholung des Versuchs.

4. »Like a New Equator«: Geographie der Netze

So kam denn die nördliche Route wieder in die Diskussion. Mit Rücksicht auf die englischen Unternehmer ließ sich Shaffner von den Dänen die Erlaubnis geben, das Kabel zunächst nach Schottland zu führen.⁸³ Dies fand zwar breite Beachtung in den Zeitungen, aber Shaffners Projekt wurde dennoch nicht realisiert. Während es Cyrus Field gelungen war, die Summe für die Kabelverlegung durch den Verkauf von Anteilsscheinen einzuwerben, scheiterte Shaffner, weil er die Vorbehalte gegenüber dem schwierigen Klima Nordeuropas nicht ausräumen konnte. Es war erneut Field, dem es 1865 gelang, einen zweiten Versuch zu unternehmen. Obwohl dieses Kabel kurz vor dem Ziel riss, reichten seine Mittel im folgenden Sommer für einen dritten Versuch, der schließlich zum Erfolg führte.

Nachdem 1866 eine dauerhafte Atlantikverbindung hergestellt war und die konkurrierende Idee eines Landkabels durch Russland und Alaska aus dem Rennen geworfen hatte, baute Russland seine Linie stattdessen nach Wladiwostok und beauftragte 1870 die dänisch dominierte »Great Northern Telegraph Company« mit den Seeverbindungen nach China, Japan und Hongkong.⁸⁴ Dort verlegte Dänemark die ersten vollständig von England

82 | Ebd., S. 252.

83 | The North Atlantic Telegraph, S. 101-104.

84 | Bill Glove: The Great Northern Telegraph Company, in: <http://www.atlantic-cable.com/CableCos/GreatNorthern>, gesehen am 17. Mai 2004.

unabhängigen Unterseekabel.⁸⁵ Auch Shaffner blieb den Dänen verbunden und beteiligte sich 1864 am Krieg gegen Preußen. Er wurde Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften in Europa und trat als Erfinder von Explosionsverfahren mit Nitroglycerin hervor. Er starb am 11. Dezember 1881 in Troy im US-Bundesstaat New York.

Wegen der spärlichen Erfolge kann die Faszination des Kabels kaum in den tatsächlich übertragenen Mitteilungen gelegen haben. Die Kommunikationsverbindung hatte vielmehr »einen Vorhang aus Wasser« hochgezogen »to reveal the true magnitude of the globe; and to unite the distant hemispheres by ties such as the great discoverers never knew.«⁸⁶ Es war diese Aussicht auf eine neue Geographie, die ökonomisches Vorteilsstreben und Sozialutopie miteinander verband und, wie wir gesehen haben, schon in den ersten Meldungen vom 5. August 1858 gefeiert wurde.

Zwar hatten die Europäer den Atlantik schon im 15. Jahrhundert durch die Beschiffung in südlicher und westlicher Richtung von einer uniformen Meeres- zur Verkehrsfläche geformt,⁸⁷ doch blieben viele Gefahren bestehen. Die Risiken damaliger Seepassagen dokumentiert bereits die zeitgenössische Statistik, nach der allein zwischen 1838 und 1856 auf neun verschiedenen Transatlantikklinien acht Dampfschiffe untergegangen waren – wobei von dreien nie wieder etwas gehört ward.⁸⁸

Erst mithilfe der telegraphischen Amerikaverbindung konnten neben den Breitengraden auch die Längengrade berechnet werden. Längengrade beschreiben nichts anderes als den zeitlichen Abstand zwischen zwei Orten im Sonnenlauf eines Tages. Die Schwierigkeit ihrer Messung lag darin, auch auf schwankender See den Standort zu ermitteln. Zunächst wurden deshalb zwei astronomisch gestellte Uhren an entfernten Telegraphenstationen akustisch verglichen.⁸⁹ 1866 diente ein Atlantikkabel zur Bestimmung des Abstands zwischen den Observatorien im englischen Greenwich und im amerikanischen Harvard – das Telegraphenkabel konnte tatsächlich, wie Shaffner prophezeit hatte, »girdle the world like a new equator, and make cancer and Capricorn mere figments of a fool's brain.«⁹⁰

Sloterdijks Interpretation der Neuzeit als Übergang »von der metaphysischen Kugelspekulation zur realen Kugelerfassungspraxis der Seefahrer und Geographen«⁹¹ im Rahmen einer »Geschichte von Sphärenweite-

85 | Bright: *Submarine*, S. 115.

86 | Field: *History*, S. 9.

87 | Vgl. Afflerbach: *Meer*.

88 | Petermann's geographische Mittheilungen 2 (1856), S. 296.

89 | Briggs/Maverick: *Story*, S. 235-238.

90 | Shaffner: *Memorial*, Appendix: »A World Girdle«, from the *New Orleans Crescent*.

91 | Peter Sloterdijk: *Sphären*, Band II: »Globen«, Frankfurt am Main 1999, S. 809, 824.

rungskämpfen«⁹² scheint sich zu bestätigen. Waren politische und militärische Überlegungen in der Anfangszeit der Telekommunikation noch auf territoriale Strategien konzentriert – wie sich am Beispiel Englands, aber auch Dänemarks zeigen ließ –, so veränderte sich die Aufmerksamkeit der Politik durch die Beschleunigungseffekte der Telegraphie und die Erschließung der ozeanischen Handlungsräume. Neue Kommunikationsmöglichkeiten schufen neue Raumvorstellungen. Die Erde erschien als telekommunikatives Verbindungswerk erneuerbar, und im gleichen Augenblick rückten Netz-Metaphern ins Zentrum der Episteme.⁹³

Foucault nannte solche neuen Räume »Heterotopien« – »Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können«.⁹⁴ Sie funktionierten durch ein System von Öffnungen und Schließungen, brächten Menschen dazu, mit ihrer herkömmlichen Zeit zu brechen⁹⁵ und dienten als »Imaginationsarsenal«. Das Schiff sei »die Heterotopie schlechthin«:⁹⁶ wie in einem Netz zugleich in sich geschlossen und dem Unendlichen des Meeres ausgeliefert, verbindet es Häfen und befördert die unterschiedlichsten Menschen und Ladungen. Auch Shaffner, der ja einst dem Telegraphenkabel im Segelboot nach Labrador vorausgefahren war, wies interessanterweise darauf hin, dass er sein »Telegraph Manual« 1859 vor allem an solchen »anderen« Orten und in zeitlicher Eile verfasst habe: »I have been compelled to write this volume piecemeal, on the steamboat, on the railway, at various hotels, and at places thousands of miles apart. All this I have had to do within the last six months.«⁹⁷

Das telegraphische Unterseekabel entstand auf und mit Schiffen, nahm den heterotopen Charakter eines »Netzes« an und modernisierte den Raum: Es funktionierte in der Tiefe und galt als virtuelle Himmelserscheinung, es verband Kontinente, indem es Meere trennte, es transportierte die Zeit und gliederte sie in Kontakten, es verbreitete globale Visionen durch nationale Interessen. Die Geschichte des ersten transatlantischen Unterseekabels beschreibt den Traum der Telegraphie, denn nur sie erforderte so aufwändige Kommunikationstechniken, dass sie die Erdkugel unterhalb ihrer Oberfläche förmlich umwölben konnte. Die Idee dazu war wiederum auf einem Schiff entstanden. Samuel Morse befand sich auf einer Transatlantikpassage von Le Havre nach New York an Bord des Postschiffes »Sully«, als er 1832 die ersten Skizzen des elektrischen Telegraphen anfertigte – die neue Welt, ohne es zu ahnen, direkt unter sich.

92 | Ebd., S. 160.

93 | Böhme: Netzwerke, S. 600.

94 | Foucault: Räume, S. 39.

95 | Ebd., S. 43.

96 | Ebd., S. 46.

97 | Shaffner: Manual, S. 6.

Telefonieren als besondere Form gedehnter Äußerung und die Veränderung von Raumbegriffen im frühen 20. Jahrhundert

WERNER KONITZER

1. Eigenarten gedehnter Äußerungen

Wohl die meisten derjenigen Besonderheiten unserer Konzeptualisierungen räumlicher Gegebenheit, von denen man vermuten könnte, dass sie erst mit der »leichten Möglichkeit des Telefonierens« in die Welt gekommen sind, lassen sich wahrscheinlich angemessener in Verbindung bringen mit der bereits viel früher ausgebildeten Fähigkeit, Äußerungen über räumliche und zeitliche Entfernungen hin zu dehnen.¹ Bereits Tiere können Spuren lesen und »setzen«; aber die für den Menschen charakteristische

1 | Konrad Ehlich hat, um die Besonderheit der brieflichen, der telegrafischen, der schriftlichen Kommunikation in pragmatischer Hinsicht zu beschreiben, den Begriff der zerdehnten Sprechsituation eingeführt. Ich ändere hier den Terminus deshalb ein wenig ab, weil der Begriff, so wie Ehlich ihn vorschlagen hat, allzu sehr die Auffassung einer vorgegebenen Situation suggeriert. Gewiss, wenn die Leitungen einmal gelegt, die Postwege eingerichtet sind, dann erscheinen die Formen gedehnter Äußerung allein als Mittel, in einer bestimmten Situation, die durch die raumzeitliche Abwesenheit anderer Kommunikationspartner charakterisiert ist, eine Verbindung herzustellen. Andererseits aber ist diese Situation, in der die gedehnte Äußerung als bloßes Mittel zur Herstellung einer durch raumzeitliche Entfernung zerrissenen Verbindung erscheint, nicht schlicht vorgegeben, sondern von der Äußerungsform mit bestimmt. Vgl. dazu Konrad Ehlich: »Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation«, in: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.), *Handbuch Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, Berlin, New York 1994, Band I, S. VIII.

Art, Äußerungen zu dehnen, ist von strukturell anderer Beschaffenheit. Menschliches Sprechen, so verschieden es auch sein und welche Verästelungen es auch annehmen mag, geschieht immer vor dem Hintergrund der Möglichkeit, Sätze, *Propositionen* zu gebrauchen.² Wir sagen von etwas aus, dass es ist oder nicht ist, dass es sein oder nicht sein soll.³ Allein das zeigt an, dass wir nicht wie Tiere oder sehr kleine Kinder in Wahrnehmungssituationen eingesponnen sind. Vielmehr ist die Wahrnehmungssituation, in der wir uns jeweils gerade befinden, für uns Sprechende immer eine unter möglichen anderen: Wer von einer Sache sagt, sie sei grün, rund oder wässrig, *muss* diese nicht wahrnehmen, um sie als so oder so beschaffen beschreiben zu können.

Dass wir Abwesendes auf diese Weise charakterisieren oder klassifizieren können, hängt mit der Funktionsweise derjenigen sprachlichen Zeichen zusammen, durch die wir auf etwas als Einzelnes, Besonderes, von anderem Unterschiedenes Bezug nehmen können. Wir verwenden dabei nicht einzelne Zeichen, sondern ganze Gruppen verschiedener Symbole, die auf verschiedene Art fungieren und in der Verwendung spezifisch miteinander verbunden sind: Wir sagen »dies«, um etwas, das vor unseren Augen steht, unmittelbar für die Wahrnehmung anderer hervorzuheben; wir übersetzen das »dies« in ein »dort«, wenn wir den Platz wechseln, oder in ein »soeben«, wenn hinreichend und signifikant Zeit vergangen ist. Und wir müssen, wenn wir aus einer Situation heraus sprechen, die mit der ersten nicht mehr unmittelbar verbunden ist, diese subjektiv lokalisierenden oder temporalisierenden Ausdrücke wiederum durch objektiv lokalisierende oder temporalisierende Kennzeichnungen ersetzen: Wir sagen »x befindet sich etwa 200 Schritte von y in der und der Richtung«. Diese objektiv lokalisierenden Ausdrücke bringen das Gemeinte in ein System von zueinander in festen Relationen stehenden Raum- bzw. Zeitstellen, die wir wiederum

2 | Zum Folgenden vgl. Ernst Tugendhat: Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie, Frankfurt am Main 1976; ders./Ursula Wolff: Logisch-semantische Propädeutik, Stuttgart 1983. Ein anthropologisches Konzept, das die Bedeutung der Situationsenthabenheit der menschlichen Existenz in den Mittelpunkt stellt, hat bereits Plessner entwickelt. Vgl. Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie, Berlin, New York 1975. Plessner geht jedoch von der Untersuchung der Schicht des Verhaltens aus und thematisiert die Besonderheiten der menschlichen Sprache nicht eigens. Daher tritt bei ihm vor allem die Situationsenthabenheit hervor; die korrelative Situationsbezogenheit vermag er hingegen nicht angemessen zu fassen. Hier bleibt sein Ansatz an den Gegenstandsbegriff gebunden; die Eigentümlichkeit der Verwendung von räumlich und zeitlich lokalisierenden singulären deiktischen Termini kann er so nicht beschreiben.

3 | Auch die Möglichkeit dieser Unterscheidung ist an den Satzgebrauch gebunden.

nicht als solche, sondern nur indirekt, durch die Zuordnung von Ereignissen oder in irgendeiner Form wahrnehmbaren Raumgestalten zueinander bezeichnen können – Gestalten, die wir durch eine besondere Art von Prädikaten, Sortale (ein Tag, ein Berg, ein Fluss) genannt, klassifizieren.⁴ Für die Verwendung von solchen Sortalen ist charakteristisch, dass sie sich nur auf das Ganze, nicht aber auf die Teile einer räumlichen Konfiguration oder einer zeitlichen Gestalt anwenden lassen. Diese wiederum werden Koordinatensystemen zugeordnet, in denen wir hervorgehobene Punkte durch Eigennamen benennen – Ausdrücke wie *Die Französische Revolution* oder *Christi Geburt* in zeitlicher Hinsicht, *der Mount Everest*, *der Rhein* oder *die Nordsee* in räumlicher Hinsicht.

Die grundlegende Struktur unserer Sprache bringt also bereits mit sich, dass »der Raum«, »in« dem wir uns als Sprecher der menschlichen Sprache befinden, nicht der unmittelbare Wahrnehmungsraum ist, sondern der Bereich möglicher räumlicher Bezugnahme überhaupt. Anders ausgedrückt: Sprache ermöglicht es, dass wir immer zugleich situationsenthooben und situationsbezogen existieren, dass wir uns also aus der jeweiligen Wahrnehmungssituation heraus auf andere Wahrnehmungssituationen beziehen können, in denen wir uns gerade nicht befinden, dass wir diesen Bezug jedoch auch verfehlen oder außer Kraft setzen können.

Das System raumzeitlicher Bezugnahme, das in diesem Gebrauch von Sätzen impliziert ist, setzt zunächst einmal nur Wesen voraus, die sich in verschiedene Richtungen bewegen und dabei eine Anlage zum Gedächtnis haben; es verlangt nicht notwendig auch die Fähigkeit, sich in raumzeitliche Ferne hinein zu äußern und sich über raumzeitliche Entfernungen hinweg zu verständigen, also Äußerungen räumlich und zeitlich zu *dehnen* oder sie durch die Zeit hindurch andauern zu lassen (wozu wir tatsächlich in der Lage sind). Daher erscheint es angemessen, beide Strukturen voneinander zu trennen: auf der einen Seite die des Ineinanderwirkens von subjektiv-lokalisierenden und objektiv-lokalisierenden Ausdrücken, die auf der geregelten Wiederholung von Zeichenäußerungen beruht und ohne die wir Sätze weder verstehen noch gebrauchen könnten, und auf der anderen Seite die der besonderen Formen der Dehnung bzw. des Andauernlassens von Äußerungen. Ich befasse mich im Folgenden nur mit der Struktur der Dehnung, nicht mit der des Andauernlassens von Äußerungen.

Eine Äußerung zu dehnen, ist nicht gleichbedeutend damit, sie einem anderen gegenüber zu wiederholen. Wer etwas weitersagt, ohne anzugeben, woher das Gesagte stammt, sagt etwas, als sei es seine eigene Aussage. Und auch wer sagt, wo und von wem er es vernommen hat, *berichtet* vielleicht von einer Äußerung, ist dadurch aber nicht ihr »Überbringer« in dem Sinne, wie es für Botenkommunikation charakteristisch ist. Erst dann, wenn jemand etwas einem anderen mit dem Geheiß sagt, es einem Dritten wei-

4 | Zum Begriff des Sortals vgl. E. Tugendhat: Vorlesungen, S. 453f.

terzusagen, erstreckt sich ein- und dieselbe Äußerung in Raum und Zeit. Sie geht von einem Sender aus, legt einen verfolgbaren Weg in einer angebbaren Zeit zurück, um schließlich an einem anderen Ort und/oder zu einer anderen Zeit einen Empfänger zu erreichen, der sie entgegennimmt und auf sie und keine andere antwortet. Aus diesem Grunde erfordert die gedehnte Äußerung eine *ausdrückliche* Bezugnahme auf Raumzeitstellen: Der Bote muss wissen, *wo* derjenige, dem er die Botschaft bringen soll, zu finden ist. Sie setzt damit die geschilderte Verwendung von lokalisierenden Ausdrücken voraus; es wäre falsch anzunehmen, dass diese erst mit der spezifischen Form der Äußerungsdehnung erworben werden können.

Die Praxis gedehnter Äußerung bewirkt eine Ablösung des Mitteilungshandelns vom Handeln in der unmittelbar-leiblichen Umgebung: Wer sich der Botenkommunikation bedient, kann an dem Ort bleiben, an dem er ist, und zugleich einem anderen, weit entfernten Menschen etwas mitteilen; der Weg, den die Äußerung nimmt, verschwindet aus seinem Blickfeld.⁵ Durch diese Praxis wird das Sichäußern zu jemandem hin zugleich zu einem eigenen und leicht identifizierbaren Handlungstyp, der aus dem Überbringen oder Übertragen einer Sache zum Zweck der Mitteilung besteht;⁶ meist wird eine Zeichenkette übertragen; und es ist natürlich möglich, dass diese Zeichenkette auch Zeichen enthält, die einen Raumbezug herstellen – etwa sprachliche Ausdrücke wie »hier« und »dort drüben« –, die ihren Sinn in der Übertragung verlieren und im Verstehensvorgang dann durch andere ersetzt, also kontextualisiert werden müssen.

Bringt schon die Praxis der Verwendung von Aussagesätzen und Imperativen mit sich, dass wir uns auf den besonderen Ort, an dem wir uns gerade befinden, aus der Perspektive anderer Orte heraus beziehen, so ermöglicht schon die Praxis gedehnter Äußerung ganz allgemein, dass Menschen die Erfahrung machen können, dass und wie individuelle sprachliche Äußerungen als raumzeitliche Ereignisse an einem von dem Ort erster Aussage weit entfernten räumlichen Ort verstanden werden können; sie verlangt, das Mitgeteilte auf dieses Verstehen hin zu entwerfen und anhand der besonderen Missverständnisse zu korrigieren, die sich aus der Veränderung des räumlichen Kontextes ergeben. Und schließlich ist auch schon mit einer besonderen Form dieser Praxis, nämlich dem Telegraphieren, die Möglichkeit geschaffen, dass sprachliche Äußerungen sich innerhalb eines *sehr kurzen und vernachlässigenswerten* Zeitraumes von einem an einen anderen Ort versenden lassen, um dort entgegengenommen und eventuell verstan-

5 | Im Fall des Telegraphen legt dann auch kein Bote mehr den Weg zurück, sondern durch eine Leitung wird ein Signal weitergegeben; der durchmessene Raum wird also gewissermaßen unsichtbar.

6 | Beim Telegraphen ist es ein wenig anders; die Telegraphencodes zerlegen den Mitteilungsvorgang in Einheiten, die gewissermaßen quer zu den Klassifizierungen und Zerteilungen liegen, die durch die schriftliche Darstellung gegeben sind.

den zu werden, sodass der zurückgelegte Weg sich nicht mehr in der Erfahrung längerer Wartezeit darstellen muss; und auch die Möglichkeit, auf das Gesendete sofort und ohne nennenswerten Zeitverlust zu antworten, gibt es bereits mit dem Telegraphen.

2. Einige Überlegungen zu einer Phänomenologie des Telefons

Die wenigen Worte, auf die Proust seine Darstellung der ersten Erfahrungen mit dem Telefon, das 1876 auf der Weltausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt worden war, zulaufen lässt: *wirkliche Gegenwart einer nahen Stimme – bei tatsächlicher Trennung*⁷ geben bereits einen Eindruck von der Besonderheit des Telefons gegenüber den vielen hergebrachten Formen gedehnter Äußerung vom Botenstab über den Brief bis hin zum elektrischen Telegraphen. Sie werfen ein erstes Licht auf die besondere Art, in der das Telefonieren unsere Einbindung in eine räumliche Ordnung verändert und damit auf neue Weise zum Erscheinen gebracht hat. Tatsächlich ist das, was wir am Telefon hören, eine bis zu uns hin reichende physikalische Wirkung der Stimme des Anderen. Von der Bewegung der Stimmorgane über die Bewegung der Teilchen der Luft, der Bewegung der Membranen, den elektromagnetischen Wellen, die durch die Leitung weitergegeben werden, bis hin zu den Schwingungen unseres Trommelfells reicht eine lückenlose Kausalkette. Aber weitaus mehr als um die technische Konstruktion geht es Proust um die phänomenalen Gegebenheiten. Das Telefon erweckt – und das tritt besonders deutlich heraus, wenn wir es mit der ansonsten recht ähnlichen Form einer telegraphischen Verbindung vergleichen – durch die Erfahrung der Nähe der Stimme zugleich den Eindruck der Erfahrung von großer Nähe des anderen Menschen, die mit dem gleichzeitigen Wissen von räumlicher Entferntheit eigentümlich verquickt ist.

Proust nennt das, was hier von der Umgebung des Anderen gegenwärtig ist, »Stimme«. Seine Ausdrucksweise ist an dieser Stelle nicht ganz präzise, denn auf unserer Seite des Telefons hören wir ja die Wiedergabe all jener Geräusche, die in der Umgebung des anderen Fernsprechers auftreten, und nicht allein die derjenigen Geräusche, die von den Stimmorganen erzeugt werden. Der Unterschied ist gravierend. Wenn wir hier McLuhans Gedanken zu Hilfe nehmen und die technischen Medien so betrachten, als seien sie Erweiterungen menschlicher Organe, tritt er deutlicher hervor: Das Modell, das auf das Telefon passt, sind gerade nicht die Sprechorgane, sondern das Ohr; wäre es anders, dann hätte die Konstruktion des Appara-

7 | Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Die Welt der Guermantes I, Frankfurt am Main 1978, S. 175. Zur Beschreibung des Erlebens des Anderen am Telefon vgl. die gesamte Passage ebd., S. 173-179.

tes, so wie Reis es vorhatte, auf einer Analyse der Bewegung der Stimmorgane beruht, und man hätte einen Apparat konstruiert, der deren Bewegung nachahmt und ihre Wirkung an einen räumlich entfernten Punkt überträgt. Der Apparat jedoch, der dann tatsächlich entwickelt wurde und sich im Gebrauch durchgesetzt hat, funktioniert anders: Er besteht aus einer Membran, die die Bewegung im Medium der Luft aufzufangen und anzuzeigen in der Lage ist, dazu einer Vorrichtung, die die Bewegung dieser Membran in elektromagnetische Wellen umformt, einer Leitung, die sie weitergibt, und schließlich am anderen Ende einer weiteren Vorrichtung, die die elektromagnetischen Wellen wieder in die Bewegung einer Membran umsetzt und so Schallwellen erzeugt, die denjenigen am Senderort ähneln. Wir haben es (um ein letztes Mal McLuhans Metapher zu benutzen) also eher mit zwei Ohren zu tun, die in gegensinniger Richtung auf die akustische Umgebung des jeweils anderen, an einem räumlich entfernten Ort liegenden Ohres gerichtet sind. Und wir sehen nun auch, an welcher Stelle die Metapher der *extensions of men* nicht mehr trägt: Wir haben es nicht mit einer einfachen, sondern mit einer gewissermaßen gebrochenen Erweiterung zu tun. Es werden nicht *unmittelbar* die Hörorgane der beiden Vernehmenden verlängert, denn im Unterschied zum Ohr besteht das Telefon ja gewissermaßen aus zwei Verbindungen *je zweier* Membranen (wie immer dann die tatsächliche technische Konstruktion aussehen mag). Das heißt, wie man mit einem Ausdruck von Fritz Heider⁸ sagen kann, dass am Empfängerort ein *mediales Abbild* des am Senderort Hörbaren erzeugt wird. Dieses Abbild ist, anders als das vom Ohr unmittelbar Vernommene, die *Hörempfindung*, jedem zugänglich, der sich in der Nähe des anderen Telefonhörers befindet.

Diese Form der medialen Abbildlichkeit teilt das Telefon mit einem anderen technischen Medium, das kurz nach ihm entstanden ist und dessen Funktionen es eine kurze Zeit vorwegnahm: dem Radio. Beide übertragen mediale Abbilder. Bezogen auf die Sprecherseite am Telefon bedeutet das: Der Telefonteilnehmer ist nicht einfach Sprecher. Er kann auch Geräusche machen und Geräusche seiner Umgebung übertragen lassen. In dieser Hinsicht verbindet der Telefonteilnehmer die Rollen von Aufnahmeleiter und Rundfunksprecher, ohne ganz in die eine oder andere zu verfallen. Bezogen auf die Hörerseite am Telefon bedeutet das: Der telefonische Zuhörer ist nicht einfach ein gewöhnlicher Zuhörer bei einer sprachlichen Äußerung. Er hört in einen »akustischen Raum« hinein, der abbildlich strukturiert und fern von ihm ist und bedeutende Unterschiede zum gewöhnlichen akustischen Raum aufweist.

Geradezu eine Revolution gegenüber den hergebrachten Formen gedehnter Äußerungen stellt das Telefon aber deshalb dar, weil es die Form

8 | Zum Begriff der medialen Abbildlichkeit vgl. Fritz Heider: »Ding und Medium«, in: *Symposion* 1 (1927), 109-157.

medialer Abbildlichkeit mit der der wechselseitigen Übertragung verbindet und sie so auf eine außerordentliche direkte Form in unsere Kommunikation einfügt. Das ist vielleicht der Grund dafür, dass die Frage, *wo* und *an welchem Ort* das Telefongespräch *eigentlich* stattfindet, bei vielen Menschen leicht Verwirrung auslöst. Ein Beobachter nämlich, dessen Augen scharf genug wären, um auch die Bewegungen der Membran wahrzunehmen, und der ein so gutes Gehör hätte, dass er aus dem Lärm der Welt das akustische Material des Telefongesprächs herausfiltern könnte, würde gleichsam *zwei* Gespräche wahrnehmen, die an zwei verschiedenen, voneinander mehr oder weniger weit entfernten Orten stattfinden. Diese Gespräche, so würde er wahrnehmen, ereignen sich gleichzeitig und haben einen hohen Ähnlichkeitsgrad. Sie finden jeweils zwischen einem Teilnehmer und einer sich bewegenden Membran statt, und der eine Teil eines Gesprächs ist jeweils ein akustisches Abbild einer Hälfte des anderen Gesprächs. Als Gesprächsteilnehmer aber sehen wir es anders: Weil wir auf das, was wir hören, zugleich antworten können, und während wir noch antworten, zugleich das Hören des Anderen zu vernehmen glauben, nehmen wir nur ein einziges Gespräch wahr; einen geteilten Wahrnehmungsraum, der sich gewissermaßen in der Leitung, irgendwo in dem dunklen Raum etwa zwischen Hamburg und Berlin befindet, während die Personen, die ihn miteinander teilen, sich zugleich an Orten befinden, die räumlich voneinander getrennt sind, und ihren konkret-anschaulichen Umgebungsraum nicht miteinander teilen.

3. Verschiedene Möglichkeiten der Veränderung von Raumbegriffen

Wir können den Ausdruck »Raumbegriff« in einer so weiten Bedeutung gebrauchen, dass wir von jemandem, der räumlich lokalisierende Ausdrücke wie »hier«, »dort« und »in dieser Stadt« verwendet, sagen, er habe einen bestimmten Raumbegriff – in diesem Sinne spricht etwa Piaget von der Herausbildung des Raumbegriffs beim Kinde. Auch viele Praktiken des Dehnens von Äußerungen könnte man in diesem weiten Sinne als Momente eines elementaren Raumbegriffs ansehen. Von Raumbegriffen in einem engeren Sinne sprechen wir, wenn wir die wissenschaftlichen Erklärungen und philosophischen Deutungen dieser Begriffe und der in sie eingebundenen Erfahrungen betrachten; etwa wenn wir den Raumbegriff der euklidischen Geometrie mit dem der nacheuklidischen Mathematik oder die Erörterungen Kants über den Raum als äußere Form der Sinnlichkeit mit der Darstellung der »Räumlichkeit« der Welt in den entsprechenden Paragraphen von Heideggers »Sein und Zeit« vergleichen. Mit der Veränderung von Raumbegriffen, die das Telefon mit sich gebracht hat, können also einmal Veränderungen in diesem elementaren Bereich gemeint sein: Die

Entwicklung des Telefons und seine Implementierung in die gesellschaftliche Kommunikation *ist ja* unmittelbar eine Modifizierung der Praxis gedehnter Äußerungen. Wir können aber auch danach fragen, welche Veränderungen das Telefon für unser *Verständnis* von räumlichen Zusammenhängen und Ordnungen des Weiteren mit sich gebracht hat. Wir fragen dann nach dem Wandel der »theoretischen« Begriffe »vom Raum«, seien sie alltäglich, wissenschaftlich oder philosophisch, und danach, in welcher Beziehung dieser Wandel zu der Entwicklung der Praktiken gedehnter Äußerungen steht. Ich werde zwei Veränderungen im Bereich der theoretischen Begrifflichkeit untersuchen und sie mit jeweils einer Eigenheit der telefonischen Kommunikation in Verbindung bringen, indem ich frage, ob und in welcher Form diese Eigenart der telefonischen Kommunikation eine Bedingung für die Verwendung dieser neuartigen Begriffe bereitstellt. Die eine Veränderung im begrifflichen Bereich ist das Heraustreten des »gelebten Raumes« als einem »dritten Bereich« zwischen homogenem Raum und Raumempfindung; dabei werde ich mich auf den Zusammenhang mit der Praxis medialer akustischer Abbildlichkeit überhaupt konzentrieren. Die andere Veränderung ist das Verschwinden des Raumes aus dem Kommunikationsbegriff in der Soziologie Luhmanns. »Kommunikation« wandelt sich von der theoretisch gefassten Beschreibung der Übertragung eines gegebenen Inhaltes von einer Raumstelle zur anderen zum Konzept des Prozessierens eines Unterschiedes zwischen Information, Mitteilung und Verstehen. Diese Veränderung werde ich im Hinblick auf die Eigenheit des Telefons betrachten, wechselsinnige und gleichzeitige Übertragung medialer Abbildung zu sein.

4. Der Begriff des gelebten Raumes und die mediale Abbildlichkeit von Geräuschen

In der philosophischen Diskussion der Raum- und Zeitbegriffe kommt im beginnenden 20. Jahrhundert eine neue Dimension zur Sprache. Ihre Erfassung ermöglicht es einer Reihe von Autoren, die vormalig grundlegende Unterscheidung von Subjekt und Objekt zu unterlaufen und schließlich unsere symbolische, enger dann sprachliche Bezugnahme auf den Raum als konstitutives Moment von Räumlichkeit zu betrachten. Diese methodische Operation ist von so weit reichender Bedeutung, dass man wohl sagen kann, dass auch noch die sprachanalytischen Zugriffe, die sich auf den wittgensteinschen Ansatz bei der Verwendung sprachlicher Ausdrücke beziehen, ohne einen solchen vorbereitenden Schritt nicht denkbar gewesen wären. Ganz allgemein kann man ihn so beschreiben, dass zu den beiden Begriffsfeldern, die sich um die Pole der Raumerfahrung herum gebildet hatten, denen des homogenen und objektiven Raumes einerseits und des

empfundenen andererseits, ein drittes hinzugefügt wurde: das des »gelebten« und »erlebten« Raumes.

Dem homogenen Raum ist eigentümlich, dass »kein Punkt« vor einem anderen bzw. »keine Richtung« vor einer anderen »ausgezeichnet« ist; er hat »keinen natürlichen Koordinaten-Mittelpunkt« und ist »in sich ungegliedert und durch und durch gleichmäßig«. ⁹ Auf den empfundenen Raum, der diesem homogenen Raum als unmittelbares Korrelat gegenübersteht, nehmen wir dann Bezug, wenn sich das, was wir empfinden und als Empfundenes ausdrücken, am tatsächlich Gegebenen, das heißt Messbaren und Gemessenen korrigiert, etwa wenn man sagt: »Heute kommt mir der Weg nach Hamburg viel weiter vor als sonst« – oder wenn man darüber spricht, dass das menschliche Gesichtsfeld eine räumliche Tiefenstaffelung aufweist, die mit der Zentralperspektive nur annähernd, aber nicht vollkommen übereinstimmt. »Empfunden« in dieser Weise ist ein Raum, der »als solcher schon unabhängig von der Weise seines Erlebtwerdens da ist, wo sich der Zusatz »erlebt« also nur auf die subjektive Färbung bezieht, die sich dem Raum überlagert«. ¹⁰

Für den gelebten Raum, den von den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts an viele Autoren ¹¹ zu beschreiben beginnen und den manche zu einem »ursprünglichen« oder »primären« Raum erklären, gelten weder diese Bestimmungen des »empfundenen« noch die des homogenen Raumes. Von dem empfundenen unterscheidet er sich, weil er dessen unmittelbare Bezogenheit auf den homogenen Raum nicht teilt, von dem homogenen dadurch, dass er dennoch subjektiv strukturiert ist, allerdings in besonderer Weise. Es gibt in ihm nämlich durchaus einen »ausgezeichneten« Mittelpunkt; die Gegenden und Orte in ihm sind »qualitativ unterschieden und inhaltlich gegliedert«; er weist »scharfe Grenzen« und »ausgesprochene Unstetigkeiten« ¹² auf. Auch wird er als »nicht wertneutral« verstanden, sondern durch »Lebensbeziehungen fördernder wie hemmender Art auf den Menschen bezogen«. ¹³

Bekannt sind vor allem die Beschreibungen Heideggers, der seine Analyse der »Räumlichkeit des Daseins« von der Analyse der Räumlichkeit des »innerweltlich Zuhandenen« her entfaltete. Deren Beschreibung ist inso-

9 | Vgl. Otto Friedrich Bollnow: Mensch und Raum, Stuttgart 1963.

10 | Ebd., S. 18.

11 | Vgl. etwa Edmund Husserl: Ding und Raum, Vorlesungen 1907, Hamburg 1991; Eugene Minkowski: Le Temps vecu. Études phénoménologiques et psychopathologiques [1933], Brionne 1988; Maurice Merleau-Ponty: Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1974; sowie Martin Heidegger, Sein und Zeit, 15. Aufl., Tübingen 1979, S. 101ff.

12 | Vgl. O.F. Bollnow: Mensch und Raum, S. 17.

13 | Ebd., S. 18.

fern »subjektiv« gehalten, als die Kategorien, die sie verwendet, deiktische Ausdrücke wie »nah« und »fern« sind. Sie ist jedoch zugleich so verfasst, dass sie diese Ausdrücke nicht als unvollkommene Übersetzung der Bezeichnung von Raumpunkten in einem homogenen, für alle vorgegebenen Raum erscheinen lässt.¹⁴ Vielmehr sind die subjektiv-lokalisierenden Ausdrücke wie »nah« (von mir) oder »fern« (von mir) auf »objektive« wie »in der Gegend von« oder »oben an der Decke« bezogen, sodass sich insgesamt eine Sprache räumlicher Bezugnahme erschließt, die der wissenschaftlichen Beschreibung vorgelagert scheint. Schließlich sind sie bezogen auf ein bewegliches Zentrum, sodass die Bewegung des Sprechers oder der Sprecher in Raum und Zeit in die Darstellung dieser Struktur von Räumlichkeit einbezogen ist.

Diese Erfassung eines »gelebten Raumes« erfordert nicht nur ein schlichtes Aufmerken auf die Bedeutung der raumhaften Beschaffenheit der konkret-anschaulichen Umgebung, sondern etwas qualitativ anderes: Sie verlangt eine neuartige Beschreibung des Verhältnisses von Symbolgebrauch, Verhalten und Umgebungsraum und eine veränderte Zuordnung geometrischen und physikalischen Wissens zu dieser vermeintlich »ursprünglicheren« Raumerfahrung. Wer sie beherrschen will, muss lernen, auf die Zuordnung der Dinge zu einem »objektiven« Raum zu verzichten, um dann den eigenen Raumsinn zu erfassen, der ihnen – abgelöst von ihrer Position in diesem Raum – allein durch ihre Bezogenheit auf eine bestimmte Lebenspraxis, auf ein besonderes Verstehen zukommt.

Wie weit zeichnet die medial-abbildliche Aufzeichnung und Übertragung die Verwendung von Begriffen vor, die für diese Art von Beschreibungen erforderlich sind? Wie weit macht sie Unterscheidungen möglich, die in diesen vorausgesetzt werden? Eine Geräuschaufzeichnung ist so etwas wie eine akustische Fotografie oder ein akustischer Film. Strukturell gleicht die Erfahrung der Geräuschaufzeichner nämlich derjenigen der Fotografen bzw. Filmtechniker und -regisseure, und zwar in zumindest einer Hinsicht: Ihr Ausgangsmaterial ist die – visuelle oder akustische – Beschaffenheit einer Wahrnehmungssituation, ihr Produkt ein Abbild, das aus dieser Situation erzeugt, im einfachsten Fall gleichsam aus ihr »herausgeschnitten« wurde. Geräuschaufzeichner, Fotografen und Filmhersteller haben in dem erzeugten Bild ein Kriterium für ihre Erinnerung an die aufgezeichnete Situation.¹⁵ Dieses hilft ihnen, Situationen als Ausgangspunkt möglicher Aufzeichnungen sehen oder hören zu lernen, also in einer Umkehr das künftige (oder gegenwärtig übertragene) Bild in die gesehene oder gehörte Situation »hineinzusehen«. So wird es ihnen möglich, in der jeweiligen Wahrnehmungssituation zu unterscheiden zwischen dem, was sie »tatsäch-

14 | Vgl. M. Heidegger: *Sein und Zeit*, § 22, S. 102f.

15 | Genauer dazu: Werner Konitzer: *Sprachkrise und Verbildlichung*, Würzburg 1995, S. 146f.

lich« oder »rein« gehört oder gesehen, und dem, was sie durch Deutung, Erwartung und Erinnerung hinzugefügt haben.

Im Bereich des Akustischen wird diese Erfahrung von Hörspielautoren, Tontechnikern und Rundfunksprechern theoretisch reflektiert. In Bezug auf den räumlichen Aspekt kann man sie etwa so beschreiben: Weil ein akustisch-abbildlich übertragenes Geräusch zwar räumlichen Sinn hat, aber seine Einbettung in den visuell erfassbaren Raum ebenso wie sein unmittelbarer Bezug auf einen Raum unmittelbarer Greifbarkeit und Zugänglichkeit fehlt, erscheint den Autoren der übertragene akustische Raum zunächst als unvollständig oder ergänzungsbedürftig. Daher versuchen sie, das Nicht-Gesehene oder -Erfahrene irgendwie akustisch zu repräsentieren: Auftritte von Hörspielern werden angesagt und Orte durch Beschreibungen ausführlich charakterisiert. Das wirkt klobig und unverständlich. Dann aber zeigt sich in einem zweiten Schritt etwas, das man den räumlichen Eigensinn des Gehörten nennen kann: Man erfährt, dass ein Geräusch aus sich heraus seinen eigenen Raumsinn und seine eigene Atmosphäre erzeugt. *Seine eigene Atmosphäre*: Ein Geräusch, das dadurch einen »objektiven« Sinn hat, dass es eine bestimmte Stelle in einem Raum hat, in dem alle Ereignisse in einem allen Hörenden gemeinsamen Koordinatensystem eingezeichnet sind, verwandelt sich in ein Geräusch mit einem »rein subjektiven« Sinn, weil es sich um ein Gehörtes handelt, dem man sich nicht von einem anderen Ort aus nähern kann. *Seinen Raumsinn*: Wir wissen nicht mehr, wo sich die Person aufhält, deren Schritte wir hören, aber es sind *Schritte auf einer Straße*, sie *nähern sich*, und das Hundegebell in der Ferne fügt zu diesem Naheindruck den der Weite eines Raumes hinzu. So erzeugt jedes Geräusch aus sich selbst heraus einen neuen, »inneren« Raumsinn und im Zusammenspiel mit anderen ein eigenes phänomenales Raumerleben.

Weil das akustisch-medial Abgebildete aber nicht nur Abbild, sondern zugleich Spur des Gewesenen ist, lernen die, die mit dieser Technik umgehen, diese Abbildlichkeit am Ausgangsprodukt, nämlich dem tatsächlich Gehörten, der tatsächlich gegebenen akustischen Situation wahrzunehmen. Ganz ähnlich wie die Form des Briefeschreibens eine Analyse des Geäußerten vor dem Hintergrund einer Kontextänderung verlangt, so verlangt die medial-abbildliche Aufzeichnung eine bestimmte Form der Analyse des akustisch Gegebenen: die Zerlegung des »tatsächlich Erlebten« in das »Gehörte« und das »Gedeutete«. Die sprachliche Äußerung ist ein – wenn auch hervorragendes – Moment dessen, was auf diese Weise analysiert wird.

Wie diese Operation die Sichtweise auf die Logik der Raumbegriffe verändern kann, wird deutlich, wenn man darüber nachdenkt, wie sich die Übersetzungslogik der singulären deiktischen Termini im Falle von geschriebenen und medial-akustisch aufgezeichneten Äußerungen voneinander unterscheidet. Wie wir oben gesehen haben, weist der Ausdruck »hier« immer auf den jeweiligen Standpunkt des Sprechers hin; und immer wird der Ausdruck durch »dort« oder »da« ersetzt, wenn man denselben Ort von

einer anderen Perspektive aus bezeichnen will. Nun unterscheidet sich die akustisch-mediale Aufzeichnung von einer geschriebenen Äußerung dadurch, dass mit dem gesprochenen Laut zugleich ein »hörbarer Umgebungsraum« übertragen wird. Damit bieten sich in diesem Fall zwei deutlich verschiedene Übersetzungsfelder für das »Hier« an: die auf den »Entstehungsort« und die in Bezug auf den »phänomenalen Ort« des Sprechers. Man kann den Lernvorgang, den Hörspielautoren und Regisseure durchmachen, so beschreiben, dass sie lernen, von der einen Übersetzung auf die andere umzustellen: an die Stelle der Übersetzung in den objektiven Raum die Übersetzung in den phänomenalen Raum treten zu lassen. Dass dieser Raum nun als gelebter und nicht einfach als eine Komponente des empfundenen Raumes erscheint, liegt wohl daran, dass es sich um das Bild einer Bewegung handelt, das medial-abbildlich übertragen werden kann.

Was bei den Hörspielautoren und Rundfunksprechern ein reflektierter Erfahrungsschritt war, ist beim Telefonteilnehmer unreflektierte Erfahrung; unreflektiert deshalb, weil der medial-abbildliche Raum beim Telefon, anders als etwa beim Rundfunk, nicht unmittelbar thematisch ist. Und das wiederum liegt daran, dass die medial-abbildliche Übertragung beim Telefon zweisinnig ist: dass wir nicht in einen anderen Raum hineinzuhören meinen, sondern den Eindruck haben, uns mit dem jeweils anderen Telefonteilnehmer in einem geteilten und gemeinsam wahrgenommenen Raum zu befinden.

5. Wechselseitige und gleichzeitige Übertragung und die Veränderung des Kommunikationsbegriffs

5.1 Der luhmannsche Kommunikationsbegriff

Das Telefonieren ist aber nicht nur medial-abbildliche Übertragung wie beim Radio oder Phonographen, sondern es ist *wechselseitige* und *gleichzeitige* Übertragung. Durch diese spezifische Form der Koppelung zweier einsinniger Äußerungen wird der Richtungssinn der gedehnten Äußerung so sehr verdeckt, dass er für das Bewusstsein der Teilnehmer in der Erfahrung des Gesprächs gänzlich verloren geht. Für diese eigenartige Erfahrung des Verschwindens des Raumes in der Kommunikation über räumliche Entfernungen hinweg finden wir eine Analogie in der Entwicklung des Nachdenkens über menschliche Verständigung, nämlich in der Genese von Luhmanns Kommunikationsbegriff.¹⁶ Handelt es sich um eine bloße Analo-

16 | Zum Folgenden vgl. Niklas Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1990, S. 11ff.; ders.: Soziale Systeme, Frankfurt am Main 1984, S. 148ff.; ders.: Soziologische Aufklärung, Band 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975.

gie? Oder besteht ein engerer Zusammenhang zwischen diesen beiden Phänomenen – der Entstehung und Entwicklung einer Form des Kommunizierens, dem Telefonieren, auf der einen Seite und der Konzeption einer soziologischen Theorie darüber, wie uns menschliche Gesellschaft oder Mitmenschlichkeit im Allgemeinen gegeben ist?

Luhmann stellt Kommunikation als einen Prozess fortschreitender Differenzierung dar. Eine Differenz ist ein Unterschied. Ein Prozess der Differenzierung ist also ein Prozess zunehmender Unterscheidung. Grundlegend für Kommunikation ist nach Luhmann eine einzige, und zwar immer dieselbe Form des Unterscheidens, nämlich die von Information, Mitteilung und Verstehen. Aus ihr heraus sollen dann die wesentlich entwickelteren Formen des Sozialen zu begreifen sein.

Die Bedeutung der Begriffe »Information«, »Mitteilung« und »Verstehen« lässt sich an einem Beispiel erklären: Stellt man sich einen Mann vor, der sehr eilig seines Weges geht, so kann man sein Verhalten als Anzeichen dafür nehmen, dass er dringend irgendwohin will – aber er teilt das eben nicht unbedingt mit. Versteht ein anderer die Eile nun aber als Demonstration von Unansprechbarkeit, so sind in seinem *Verstehen* die ersten beiden Differenzen, die von *Information* und *Mitteilung*, schon gegeben. Die drei Unterscheidungen sind also: einmal *dass er so und so geht* – das ist die *Information*; dann *dass er nicht »einfach so« geht, sondern dass diese Handlung »etwas besagt«*, dass sich *Information* und *Mitteilung* also voneinander unterscheiden lassen; und schließlich *dass einer da ist, der diesen Unterschied beobachtet*. Aus diesen drei Momenten besteht die elementare Operation *Kommunikation*, durch die sich das soziale System erzeugt und erhält.

Die Begriffe *Information*, *Mitteilung* und *Verstehen* lassen sich als solche auch in den Rahmen einer traditionellen Theorie der Kommunikation stellen. Der Begriff der *Information* erscheint dann als moderne Fassung der Begriffe des Vorstellungs- oder Ausdrucksinhaltes oder der Empfindung. *Mitteilung* ließe sich als Vorgang der zeichenhaften Übermittlung eines Inhaltes erklären, der einem anderen nicht unmittelbar zugänglich ist. Und was *Verstehen* heißt, würde man darstellen, indem man sagt: Es handelt sich um das richtige Zuordnen von Erlebnissen zu einem wahrgenommenen Zeichenträger nach einer wie auch immer gegebenen Regel.

Von allen drei Erklärungen setzt Luhmann sich ab. *Verstehen* ist für ihn kein geistiger Akt der geregelten Zuordnung eines Erlebnisses zu einem gehörten oder gesehenen Zeichenträger, sondern ein Vorgang des Unterscheidens zwischen zwei Momenten: *Mitteilung* und *Information*. Beschrieben wird hier also ein Verhaltensmoment und kein Zustand eines Bewusstseins oder Ereignis innerhalb eines Bewusstseins. Der Vorgang der *Mitteilung* wird nicht als ein Akt der Übertragung gedacht, sondern als Setzung einer Unterscheidung zwischen dem, was mitgeteilt wird, und der Tatsache, dass etwas mitgeteilt wird. Und *Information* wird nicht als das Identische einer Aussage oder einer »Vorstellung« gedacht, sondern als

Gewahrung eines Unterschiedes interpretiert: Es ist, wie Luhmann im Anschluss an Bateson sagt, ein Unterschied, der einen Unterschied macht. Diese Bestimmung ist daher für das Verständnis des Kommunikationsprozesses vorrangig.

Wir gebrauchen den Ausdruck »Information« in der Alltagssprache gewöhnlich unterterminologisch. Das gilt auch dort, wo er Spuren seiner Herkunft aus der mathematischen Informationstheorie trägt.¹⁷ Wir bezeichnen durch ihn *entweder* einen *Vorgang* – die Tatsache, dass jemand etwas Neues erfährt, dass er eine Einsicht, ein Wissen gewinnt, dass ihm etwas mitgeteilt wird – oder einen *Gegenstand*: dasjenige, *was* ihm mitgeteilt wird, die Information als der Inhalt der Mitteilung, als das Mitgeteilte. Würde man uns weiter darum bitten, den Vorgang der Benachrichtigung genauer zu beschreiben, so würden wir davon sprechen, dass etwas jemanden (einen Empfänger) erreicht oder von ihm verstanden wird. Und würde man uns fragen, was das ist, die Nachricht, so würden wir vermutlich zwei Kandidaten nennen, die aber nur gemeinsam auftreten können: den materiellen Träger der Nachricht und das, was dieser irgendwie enthält, nämlich ein Wissen.

In dieser alltäglichen Redeweise lassen sich somit drei Momente unterscheiden, die im Begriff der Information als irgendwie zusammenwirkend gedacht werden: die Nachricht (der erfahrene oder mitgeteilte Inhalt), der Vorgang der Übertragung, und schließlich Sender und Empfänger der Nachricht. Die Nachricht wird als ein »Inhalt«, der Vorgang der Benachrichtigung als eine Übertragung oder Übermittlung von Wissen durch einen materiellen Träger dieses Wissens verstanden, und Sender und Empfänger der Nachricht stellt man sich normalerweise als menschliche Personen vor. In Luhmanns Gebrauch von »Information« gehen diese drei Bedeutungskomponenten mit ein. Sie werden aber auf spezifische Weise abgewandelt.¹⁸ Erstens gibt Luhmann den Begriff des mitgeteilten Inhaltes gänzlich auf. Damit ändert sich die Darstellung desjenigen, was derjenige, der informiert wird, erhält oder wovon er erreicht wird. Zudem weist er die Charakterisierung des Informationsprozesses als einem Prozess von Übertragung zurück, sodass insgesamt nicht mehr zwischen dem Übertragenen und dem Vorgang der Übertragung unterschieden werden kann. Auf diese Weise verknüpft er die beiden Aspekte von Information, die gewöhnlich voneinander unterschieden werden – die Nachricht einerseits und den Vorgang der Benachrichtigung andererseits. Und schließlich ist bei ihm auch nicht mehr von »Sender« oder »Empfänger« die Rede. An ihre Stelle tritt das Modell zweier – psychischer oder sozialer – Systeme, die einander beobach-

17 | So etwa, wenn wir von unserer Gesellschaft als der »Informationsgesellschaft« sprechen oder wenn wir diejenigen Technologien, die für die gegenwärtige Entwicklung bestimmend sein sollen, als »Informationstechnologien« bezeichnen.

18 | Vgl. N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 193f.

ten und in dem Sinne füreinander undurchsichtig und unberechenbar sind, dass jede Erwartung des einen von dem anderen erwartet (und getäuscht) werden kann: die Situation der doppelten Kontingenz.

5.2 Die doppelte Kontingenz und die Telefonkommunikation

Luhmann charakterisiert die Situation der doppelten Kontingenz als eine »sozial vollkommen unbestimmte«. Unbestimmt ist sie in zweierlei Hinsicht: Erstens ist für beide Beteiligte sowohl das eigene Verhalten wie auch das des Anderen vollkommen unbestimmt. Zweitens ist auch die Kommunikation insgesamt noch nicht festgelegt – sie hat noch keine Geschichte, an die sie anschließen kann. Zum Begriff der doppelten Kontingenz gehört nicht nur, dass Wissen und Unwissen des Einzelnen derart in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden können, dass die Unbestimmtheit als positiv charakterisiert werden kann. Es gehört auch dazu, dass es sich um eine Situation handelt, in der die Unbestimmtheit des Wissens jedes Einzelnen über den jeweils Anderen in der Situation der Begegnung mit dessen Unbestimmtheit beschrieben werden kann. Doppelte Kontingenz ist mehr als bloß die Kontingenz Einzelner, die sich verdoppelt. Doppelte Kontingenz ist eine Kommunikationssituation, und auch als Ausgangspunkt von Kommunikation soll sie als Kommunikationssituation gedacht werden können.

Wie können wir in der Anwesenheitssituation den Ausdruck »unbestimmt« erklären? Wir können getrennt über die Erwartungen Alters und Egos sprechen, wir können über geteilte Erwartungen beider in Bezug auf die Zukunft sprechen oder auch die Angelegenheiten aufzählen, von denen sie sagen, dass sie nichts oder nur Ungenaues von ihnen wissen. Sehen wir uns nur die Komponente der wechselseitigen Erwartungen an: Sowohl für Alter als auch für Ego drückt sich das, was der Andere erwartet und worauf er hinauswill, in dessen gegenwärtigem Verhalten aus. Dazu können wir auch das sprachliche Verhalten rechnen. Das Verstehen solchen Verhaltens in der Anwesenheitssituation können wir als Handlungsverstehen und Ausdrucksverstehen charakterisieren. Sowohl Handlungsverstehen als auch Ausdrucksverstehen haben eine zeitliche Dimension. Es handelt sich immer um ein Verstehen zeitlicher Gestalten, ein Verstehen von Bewegungsformen. Das Verstandene hat einen Zeithorizont. Es ist nicht »momenthaft«, sondern Verlauf. Auch das Verstehen selbst hat zeitliche Gestalt; es ist selbst wiederum ein Verhalten.

Dementsprechend sind die Möglichkeiten, Unbestimmtheiterfahrungen auszudrücken und zur Sprache zu bringen, Momente einer gegebenen Situation. Ich kann mir, während ich jemandem gegenüber sitze, Gedanken darüber machen, wie er sich verhalten wird, wenn ich aus dem Zimmer gehe. Ich kann überlegen, ob der, der eine drohende Haltung einnimmt, mich tatsächlich schlagen wird. Ich kann diese Gedanken ausdrücken, indem ich sage: Ich weiß nicht, was er tun wird. Es lässt sich nicht bestimmen. Aber

immer wird diese Erwartung eine Erwartung sein, die aus der gegebenen Situation erwächst. Immer handelt es sich um eine Situation, in der die Erwartungen derer, die sich begegnen, schon Anhaltspunkte im gegenwärtigen oder gerade vergangenen Verhalten des Anderen haben. Sie bestimmen die Erwartungen in Bezug auf das zukünftige Verhalten mit. In der Anwesenheitssituation kann also erklärt werden, was es heißt, dass die Situation unbestimmt ist. Ebenso kann erklärt werden, was es heißt, dass unbestimmt ist, was mit Gründen erwartet werden kann. Es kann aber nicht die doppelte Unbestimmtheit – als Zusammenspiel der Unbestimmtheit der Erwartungen jedes Einzelnen – gedacht werden. Denn um diese zu erklären, muss die Erwartung und die Erfahrung der Unbestimmtheit von ihrer Bestimmung durch die Antworterwartung des Anderen abgelöst gedacht werden können.

Die gedehnte Äußerung dagegen ermöglicht es, zwischen zwei Arten von Unbestimmtheit zu unterscheiden. Auf der einen Seite die Unbestimmtheit der eigenen Äußerung: Daran, dass und wie ich überlege, wie der Andere auf meine zukünftigen Äußerungen wohl reagieren wird, merke ich, wie die Ungewissheit über seine Antwort meine Äußerungen bestimmt. Auf der anderen Seite die Ungewissheit über das Verhalten des Anderen: Ich merke, dass ich nicht weiß, wie er reagieren wird, und meine Spekulationen darüber haben in seinem Verhalten keinen Anhaltspunkt. Sie ermöglicht zudem die Unterscheidung zweier Zeitdimensionen von Unbestimmtheit: Es kann ungewiss sein, ob ein Brief deshalb nicht eintrifft, weil sich die Übertragungszeit verlängert hat oder weil er verloren gegangen ist. Dies ist für die Kommunikation auch unbedeutend. Die Zeit, die ein Brief gewöhnlich braucht, bis er ankommt, und die Zeit, die die Antwort braucht, sind daher, solange alles normal verläuft, unbedeutend. Die so erwartete Zeit ist gewissermaßen kommunikativ tote Zeit. Es kann aber auch ungewiss sein, ob der Andere überhaupt antwortet. Die Zeit, die dadurch vergeht, dass er seine Antwort verzögert oder dass nicht klar ist, ob er seine Antwort verzögert, ist kommunikativ bedeutsame Zeit – Wartezeit, in der Geduld oder Ungeduld etwas über meine Beziehung zum Anderen sagen.

Wie verändert sich nun die Situation, wenn wir die telefonische Kommunikation in Betracht ziehen? Wir können hier zwei Situationen unterscheiden: einmal die Situation, in der wir mit dem Anderen zwar telefonisch verbunden sind (also über eine Leitung verfügen, die wir jederzeit aktivieren können), aber nicht miteinander sprechen. Der Andere kann jederzeit anrufen. Das ist die für uns alltägliche Situation. In dieser Form sind uns nahezu alle Menschen »gegenwärtig«. Darauf werde ich später eingehen. Die zweite Situation ist die des eigentlichen Gesprächs, die ich zunächst betrachte.

Beim Telefongespräch ist wie in der Anwesenheitssituation das Ausdrucksverhalten des jeweils anderen zeitlich gegenwärtig; aber anders als in

der Anwesenheitssituation ist es medial-abbildlich gegeben und so auf den Bereich des Akustischen reduziert. Die Trennung der eigenen Äußerung vom Ausdrucksverhalten (und damit vom Antwortverhalten) des Anderen bleibt damit erhalten, wenn auch modifiziert. Denn am Telefon (wie beim Briefeschreiben und anders als in der Anwesenheitssituation) ist das Antwortverhalten insgesamt intentional. Ich kann mich, während ich dem Anderen zuhöre, auch nicht verhalten, indem ich etwa nur zuhöre und keine bestätigenden, fragenden oder verneinenden Laute von mir gebe. Das ermöglicht es mir zu hören, ohne an meine Antwort zu denken: Es wird so möglich (wenn auch immer nur für eine begrenzte Zeit), die Rede des Anderen zu hören, als spräche er zu sich selbst oder zu einem imaginären Dritten. Ich kann also mein Zuhören über eine kurze Zeitspanne hinweg der Wahrnehmung des Anderen entziehen, mich im Zuhören ausruhen, ohne von der Erwartung des Anderen, die sich auf mein Zuhören bezieht, gehemmt oder bestätigt zu werden. Das Schweigen am Telefon ist ein anderes als in der Anwesenheitssituation. Es kann Unbestimmtheit andauern lassen.

Man kann nicht nicht kommunizieren, schreibt Watzlawick, und darin pflichtet Luhmann ihm bei. Aber um zu bestimmen, was Kommunikation ist, gehen beide von einer Situation aus, in der noch nicht kommuniziert wurde. Diese Situation gleicht insofern dem telefonischen Schweigen, als dort das Schweigen tatsächlich ein Schweigen des Ausdrucksverhaltens insgesamt ist – ein Schweigen des Ausdrucksverhaltens, das nicht in irgendeinem Ausdruck erfüllt und von ihm unterlaufen wird. Anders als das Denken an jemanden oder das Schweigen, das durch die Wartezeit in der brieflichen Kommunikation entsteht, ist es ein Schweigen in gemeinsam erlebter Gegenwart – in der Gegenwart einer gleichsam angehaltenen Äußerungsmöglichkeit, die Gegenstand einer gemeinsamen und geteilten Erfahrung wird.

5.3 Das Telefonieren und die Erklärung der Verwendung der Begriffe »Kommunikation« und »Doppelte Kontingenz«

Für die Erklärung der Situation der doppelten Kontingenz ist erforderlich, dass das eigene Verhalten als unbestimmt in Bezug auf das ebenso unbestimmte Verhalten des Anderen erfahren oder gedacht werden kann. Das erfordert, dass sich die Unbestimmterfahrung speziell auf das Verhalten des Anderen und nicht etwa auf die Unbestimmtheit der Zukunft allgemein bezieht. Gegenüber der zeitlich gedehnten Äußerung ist beim Telefonieren nicht unbestimmt, wie sich der Andere verhalten wird; unbestimmt ist vielmehr sein gegenwärtiges Verhalten, während er zuhört. Die telefonische Kommunikationsform lässt die tote Zeit zusammenschmelzen, ganz gleich, ob wir sie innerhalb oder außerhalb des Telefongesprächs betrachten. Die Ungewissheit bezieht sich damit allein auf das Verhalten des

Anderen, auf das, was er gegenwärtig tut und was seine Nichtäußerung meiner Rede gegenüber bedeutet.

Eine Situation ist charakterisiert durch die in ihr gegebenen Möglichkeiten: Möglichkeiten, etwas zu tun, oder Möglichkeiten, dass etwas geschehen kann. Der Raum, in dem sich das Telefon befindet, ist durch die Möglichkeit, das Telefon zu benutzen, ein besonderer Raum. Man kann angerufen werden oder auch nicht. Beschreiben wir die Veränderung der Möglichkeitsstrukturen, die eine Lebenssituation durch das Telefon erfährt, allein von den Verhaltensmöglichkeiten eines Einzelnen her, so bekommen wir die Veränderung der »Stimmung«, die diese Situation erfährt, nicht in den Blick. In dieser Perspektive ist »jemanden anrufen« etwa gleichbedeutend mit: die Schublade öffnen, einen Tee kochen, ein Buch aus dem Regal nehmen und lesen. All das sind Möglichkeiten, sich zu beschäftigen oder etwas zu tun, und sie alle liegen gewissermaßen gleichberechtigt nebeneinander; zwischen ihnen hat man zu wählen. Durch diese Möglichkeiten erfahren wir die Dinge als in einem spezifischen Sinne »gegenwärtig«; sie sind nicht einfach raum-zeitlich nahe, sondern bedeuten vielmehr »Handlungsmöglichkeiten«, die unsere Situation bestimmen.

Es ist eine alltägliche Erfahrung im menschlichen Leben, dass Verhalten Auswirkungen hat, die über den eigenen Erfahrungsbereich hinausreichen. Ich werfe einen Stein, der jenseits einer Mauer auftrifft; ich sehe nicht, was er anrichtet. Ich schalte die Waschmaschine an; zwei Stunden später platzt der Schlauch, und während ich nicht da bin, läuft das Wasser in die Wohnung des Nachbarn, der unter mir wohnt. Ich habe jemandem ein Geheimnis verraten, und während ich zu Hause sitze, sagt der, dem ich es verraten habe, mein Geheimnis einer anderen Person an einem anderen Ort weiter; ich weiß, dass das geschehen wird, und denke daran. In diesen Beispielen fallen raumzeitliche Gegenwart und Verhaltensgegenwart zusammen. Die Handlung hat Wirkungen in eine Zukunft hinein, die unbestimmt ist. Der Steinwurf geht von mir aus, und wie weit mein Handlungsraum reicht, hängt davon ab, wie weit ich werfen kann. Es ist kein Zufall, dass die Wirkung der Handlung »in der Ferne« als gleichzeitig, die Handlung selbst aber als vergangen erfahren wird. Die Handlungswirkung, die nicht in der raumzeitlichen Gegenwart erfahren wird, ist zwar »gleichzeitig«, aber eben nicht gegenwärtig. Dagegen ist der Andere, den ich anrufen kann, auf eine hervorgehobene, unmittelbar relevante Weise »gegenwärtig«. Er ist »gleichzeitig« mit mir, aber eben nicht in dem Sinne, dass er zum gleichen Zeitpunkt wie ich dieses oder jenes tut, sondern insofern, als sein Verhalten jederzeit auch auf mich hin als bedeutsam verstanden werden kann – und umgekehrt gilt dies auch.

Diese Situation gleicht folglich weniger der Situation voneinander entfernter Menschen, die einander besuchen oder Briefe zuschicken können, als vielmehr einer Situation, in der verschiedene Personen in einem Raum anwesend sind, sich aber auf verschiedene Tätigkeiten konzentrieren und

so einander nicht ansprechen, aber andauernd füreinander ansprechbar sind. Das heißt aber, dass nicht nur das Ansprechen, sondern auch das Nichtansprechen affektiv bedeutsam werden kann; und das wiederum bedeutet, dass die, die so »mit« gegenwärtig sind, mein Leben affektiv mit rhythmisieren können. Die Zeit, die ich erlebe, ohne dass Anrufe kommen, ist also nicht allein erlebte oder allein verbrachte Zeit; die Anderen sind in ihr bedeutsam, und sie sind in diesem Gestalten oder Nichtgestalten der Zeit gegenwärtig.

Wie bereits erwähnt, hat Watzlawick darauf aufmerksam gemacht, dass zwei Menschen, die in einem Bereich geteilter Wahrnehmung zusammen sind, nicht nicht kommunizieren können. Die telefonische Ausgangssituation bietet nun zwei Möglichkeiten des Verständnisses. Wir können sie so beschreiben, dass Kommunikation durch das Klingeln des Telefons eröffnet und dass sie beendet wird, wenn die Hörer aufgelegt werden. Wir können aber auch das Klingeln oder Nichtklingeln selbst zur Kommunikation zählen. In diesem Fall ist nun auch die Situation, in der nicht telefoniert wird und nur die Möglichkeit des Telefonierens besteht, eine kommunikative Situation. Gewöhnlich neigen wir zu dem ersten Verständnis. Aber auch die zweite Möglichkeit ist nicht nur eine theoretische. Das zeigt sich nicht nur an den Erfahrungen, die wir machen, wenn wir auf Anrufe warten und das Telefon daraufhin beobachten, ob es klingelt oder nicht (und so durch dessen Verhalten das Verhalten des Anderen beobachten). Es zeigt sich auch nicht allein in den Situationen, in denen wir uns dadurch gedrängt fühlen, dass wir wissen, dass der Andere auf unseren Anruf wartet. Es zeigt sich vor allem an der Sinnesänderung, die eine Umgebung dadurch erfährt, dass uns die Möglichkeit genommen wird, andere telefonisch zu erreichen.

Nun könnte man einwenden, dass wir abwesende Andere auch dann beobachten, wenn wir auf ihre Briefe warten oder wenn wir vermuten, dass sie auf unsere Briefe warten. Aber hier bezieht sich das Warten doch immer auch auf eine vergangene Handlung des Anderen. Auch wenn sich hier, je mehr die gedehnten Äußerungen institutionalisierte Form haben, die (semantisierte und affektiv besetzte) Wartezeit von jener »toten« Zeit trennt, die die Äußerung benötigt, um ihren Weg zum Empfänger zurückzulegen, wird der Andere in seinem Verhalten nicht unmittelbar wahrgenommen. Diese wechselseitige Wahrnehmung, die sich auch zuträgt, wenn die Hörer aufgelegt bleiben, wirkt im Vergleich zur Anwesenheitssituation oder unmittelbaren Gesprächssituation am Telefon doch eigentümlich reduziert. Denn wahrgenommen wird der Andere hier allein auf eine einzige Verhaltensalternative hin: entweder anzurufen oder nicht anzurufen. Gewöhnlich wird diese Alternative als Alternative zwischen der Aufnahme und dem Abbruch von Kommunikation beschrieben. Sie ist jedoch Beschreibung der Gegebenheitsweise aller Personen, die telefonisch erreichbar sind. Erreichbar sind sie in jedem Moment – und es ist die Nichterreichbarkeit, die nun nach einer Erklärung verlangt. Insofern wird mit der Implementierung der

telefonischen Kommunikation die Unterscheidung von Sender und Empfänger universalisiert, denn jeder kann jederzeit Sender und Empfänger sein. Sie wird aber zugleich obsolet, weil bereits die Situation, dass jemand nicht anruft, gegenwärtiges Verhalten zu allen anderen hin ist. Sie verschwindet also gewissermaßen gerade durch ihre Universalisierung. Mit ihr kann jeder Kommunikationsabbruch noch als Kommunikation verstanden werden, und Kommunikation ist das einzige Ereignis, das seine Grenzen selbst setzt.

6. Sprachphilosophie als Medienphilosophie

In allen hier dargestellten Fällen ging es um das Verhältnis zweier Bereiche: Auf der einen Seite um die Praktiken der Dehnung von Äußerungen, auf deren Geflecht sich zurückführen lässt, was wir gewöhnlich als »technische Medien« beschreiben; und auf der anderen Seite um Theorien, in denen elementare Strukturen unserer Erfahrung beschrieben werden: Sätze und Zusammenhänge von Sätzen, in denen wir zum Ausdruck bringen, was es bedeutet, dass und wie wir Gegenstände – zu denen wir selbst auch gehören – in einer besonderen »räumlichen« Art von Zuordnung zueinander erfahren.

Meine Erklärung zielte auf einen bestimmten Zusammenhang zwischen diesen beiden Bereichen. Ich habe zu skizzieren versucht, dass verschiedene Begriffe, die für das Verständnis des Verhältnisses von Raum und Kommunikation maßgeblich geworden sind, in ihrer Verwendung auf die Praktiken gedehnter Äußerungen zurückweisen. Zu den Voraussetzungen für die Erklärung des Begriffs des »phänomenalen Raumes«, wie er von Bollnow und Heidegger entwickelt wurde, gehören die Praktiken des Übertragens akustischer Abbildlichkeit, also Radio, Phonograph und Telefon; und zu den Voraussetzungen für die Erklärung des luhmannschen Kommunikationsbegriffs gehören das Telefon und die Praktiken, die sich im Zusammenhang mit dieser Technik entwickelt haben: etwa die Übersetzung von medialen Abbildern in Informationen und die Erzeugung der Erfahrung absoluter Unbestimmtheit in der Wahrnehmung der Gegenwart einer Person, wie sie erst durch die telefonische Kommunikation bereitgestellt wird.

Was ist hier mit »Voraussetzungen« gemeint? Um was für einen Zusammenhang handelt es sich? Einmal handelt es sich um einen historischen Zusammenhang, um eine Art von kausalem Zusammenhang zwischen der Entstehung bestimmter Theorien und einer Reihe von Voraussetzungen, ohne die diese Theorien nicht hätten formuliert werden können, ohne die sie nicht hätten verständlich und plausibel gemacht werden können.

Wenn wir diese Erklärung akzeptieren, werden wir durch sie aber auf einen weiteren und zumindest für die Philosophie interessanteren Aspekt aufmerksam: auf einen engen Zusammenhang zwischen unseren Begriffen von Sprache und Kommunikation und den Formen des Andauernlassens und Dehnens von Äußerungen. Dies muss uns zu einem neuen Nachdenken darüber führen, was Sprache ist und was es heißt, sich sprachlich zu äußern. Die Frage, ob die Dehnung oder das Andauernlassen von Äußerungen ein äußerliches Moment dieser Äußerungen ist oder auf eine Weise, die noch näher bestimmt werden müsste, zu ihrem Sinn gehört, weist nicht nur über die gegenstandstheoretischen und mentalistischen Bedeutungstheorien hinaus, sondern auch über die verwendungstheoretischen, strukturalistischen und dekonstruktivistischen. Hier liegt eine der wesentlichen Herausforderungen für die gegenwärtige Medienphilosophie – die Frage danach, was Sprache ist, was »Satz« oder »Bedeutung« heißt, im Lichte des Nachdenkens über die Formen des Andauerns und Dehnens von Äußerungen neu zu stellen. Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Veränderung der Raumbegriffe und der Entwicklung der Kommunikationstechniken führt uns somit zu der Aufgabe, die Raumzeitlichkeit sprachlicher Äußerungen selbst auf eine neue Weise in Betracht zu ziehen.

Urbane Topographien der Kommunikation

Promenadenmischungen.

Raum und Kommunikation in Hydropolen, 1830-1880

ALEXA GEISTHÖVEL

In den europäischen Kurorten florierte in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von Mai bis Oktober eine unverwechselbare Form lokaler öffentlicher Kommunikation: Ein begütertes bis reiches, oft ständisch ausgezeichnetes, dabei stark fluktuierendes Publikum kam in großer Zahl auf kleiner Fläche zusammen, um sich in und an der »Natur« zu kurieren, sich zu erholen, zu amüsieren, Verwandte zu treffen oder einen Heiratspartner zu finden. Die sommerliche Interaktionskultur zwischen Unterhaltung und Gesundung entfaltete sich unter großer Beachtung vor allem in den »Hydropolen«,¹ jenen Bädern, die durch ihre große, distinguierte und internationale Gästeschar sowie ihr luxuriöses Ambiente aus der Masse mittelgroßer Kurorte mit provinzieller Klientel herausragten. Der folgende Beitrag konzentriert sich auf deutsche, österreichische und böhmische Kurorte, ohne damit nahe zu legen, dass ähnliche Promenadenmischungen nicht auch in Spa, Vichy oder Aix-les-Bains, Ostende oder Nizza stattfanden.

Was einen Kurort zur Hydropole machte, lässt sich nicht eindeutig bestimmen.² Sie hatte Exzeptionelles zu bieten, was Heilmittel und/oder

1 | Paul Gerbod: »Le Loisir aristocratique dans les villes d'eaux françaises et allemandes au XIX^e siècle (1840-1870)«, in: Karl Ferdinand Werner (Hg.), Hof, Kultur und Politik im 19. Jahrhundert, Bonn 1982, S. 139-154, hier S. 140. Der vorliegende Beitrag geht hervor aus dem Projekt »Inszenierung der Macht vor wechselndem Publikum: Hochadelige Selbstdarstellung in Kurorten als Form politischer Kommunikation«, das Teil der ersten Förderungsphase des Bielefelder Sonderforschungsbereichs 584: »Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte« war.

2 | Zu einem Überblick vgl. David Blackburn: »Taking the Waters«. Meeting

Zerstreuungen, Ausstattung, Besucherzahlen und gesellschaftliches Renommee anging. Dabei waren die zeitgenössischen Qualitätsmaßstäbe schillernd. »Mondän«, »elegant«, »vornehm« – solche Zuschreibungen konnten Ähnliches bedeuten, aber auch den Unterschied zwischen Spielerparadies und erlesener Geselligkeit, zwischen Geschmack und Vermögen bezeichnen. Dass ein Kurort als »Luxus-«, »Mode-« oder »Weltbad« durchging, erlaubt nur ungefähre Rückschlüsse auf Zahl und Herkunft seiner Gäste oder die Qualität des Unterhaltungsprogramms und der Kurmittel.

Das böhmische Bäderdreieck vereinte in nächster Nachbarschaft das legendäre Karlsbad, das erst Anfang des 19. Jahrhunderts gegründete Marienbad und Teplitz, das vor allem in der ersten Jahrhunderthälfte Konjunktur als »Modebad« hatte.³ Wie in allen Bädern der Habsburgermonarchie herrschte hier striktes Spielverbot, und auch Theater und Tanz wurden klein geschrieben. Abseits der Metropolen bildeten die böhmischen Bäder aus Prager, Wiener und Berliner Perspektive ein attraktives Ziel, obwohl (oder weil) sie erst in den 70er Jahren ans Eisenbahnnetz angeschlossen wurden.

Eine ähnliche regionale Verdichtung bedeutender Kurorte fand sich im Rhein-Main-Lahn-Gebiet, begünstigt vom Handels- und Finanzplatz Frankfurt, als Sitz des Deutschen Bundes bis 1866 auch ein diplomatisches Zentrum. Dampfschiffahrt und Eisenbahn auf oder längs der Rheinachse machten die Taunusbäder relativ früh leicht erreichbar. Mit der nassauischen Landeshauptstadt Wiesbaden und Bad Homburg lagen hier auch zwei der drei deutschen »Luxusbäder«, in denen die Spielbanken den Kurbetrieb prägten.⁴ Hinzu kamen Ems – trotz seiner Spielbank auf den Ruf eines Gesundheitsbades bedacht – und kleinere Kurorte wie Schwalbach und das Dorf Schlangenbad, die gelegentlich Zaren und Kaiserinnen beherbergten, ohne in die Liga der ganz Großen aufzusteigen.⁵

Places of the Fashionable World«, in: Martin H. Geyer/Johannes Paulmann (Hg.), *The Mechanics of Internationalism. Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War*, Oxford 2001, S. 435-457.

3 | Vgl. die entsprechenden Abschnitte in Sigrid Canz (Bearb.): *Große Welt reist ins Bad. 1800-1914. Baden bei Wien. Badgastein. Bad Ischl. Franzensbad. Karlsbad. Marienbad. Teplitz, Passau 1980* [Ausstellungskatalog].

4 | Vgl. Burkhard Fuhs: *Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft. Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700-1900*, Hildesheim, Zürich, New York 1992; Walter Czysz: *Vom Römerbad zur Weltkurstadt. Geschichte der heißen Quellen und Bäder in Wiesbaden*, Wiesbaden 1997; Martina Bley-mehl-Eiler: »Die gepflegte Atmosphäre. Wiesbaden in der Kaiserzeit«, in: Ulrich Eisenbach/Gerd Hardach (Hg.), *Reisebilder aus Hessen. Fremdenverkehr, Kur und Tourismus seit dem 18. Jahrhundert*, Darmstadt 2001, S. 73-84; Heinz Grosche: *Geschichte der Stadt Bad Homburg vor der Höhe*, Bände 2 und 3, Frankfurt am Main 1986.

5 | Vgl. Hermann Sommer: *Zur Kur nach Ems. Ein Beitrag zur Geschichte*

Zur Trias der deutschen »Luxusbäder« gehörte wiederum Baden-Baden, das nicht nur sehr viele Gäste hatte, sondern wegen seiner Anziehungskraft auf das internationale politische Führungspersonal häufig als »Sommerhauptstadt Europas« apostrophiert wurde.⁶ Weniger durch raffinierte Vergnügungen als durch erholungsbedürftige distinguierte Besucher zeichneten sich dagegen Kissingen in Bayern und Wildbad im württembergischen Schwarzwald aus, während Bad Ischl am Wolfgangsee vor allem als Sommeraufenthalt der österreichischen Herrscherfamilie zu den Hydropolen gezählt werden kann.⁷ Einen Grenzfall stellt Badgastein im österreichischen Salzkammergut dar, ein entlegener Alpenort ohne jedes Unterhaltungsangebot, der als eines der bevorzugten Bäder Wilhelms I. von Preußen-Deutschland zeitweise durchaus eine hydropolitane Klientel anzog.⁸ Unter den Küstenorten konnte sich nur das mecklenburgische Doberan-Heiligendamm bis in die 60er Jahre mit westeuropäischen Seebädern wie Ostende, Scheveningen oder Nizza vergleichen.⁹

An all diesen Orten der Elitengeselligkeit wiederholten sich einerseits die kommunikativen Verhältnisse der Zentren politischer, ökonomischer und sozialer Macht; andererseits können Kurorte als deren Gegenwelt verstanden werden. Der Aufbruch in die Kur erforderte einen vorübergehenden Abschied vom Gewohnten; den Wasseranwendungen wurden zwar nicht unbedingt erlösende, aber doch transformatorische Qualitäten zugeschrieben.¹⁰ Zudem assoziierten die Zeitgenossen mit der Kur eine gewis-

der Badereise von 1830 bis 1914, Stuttgart 1999; Ute Mayer: »Die Bäder Langenschwalbach und Schlangenbad im Taunus. Vom Luxusbad zum Kassenbad«, in: U. Eisenbach/G. Hardach (Hg.), Reisebilder aus Hessen, S. 23-36.

6 | Vgl. Monika Steinhauser: »Das europäische Modebad des 19. Jahrhunderts. Baden-Baden – eine Residenz des Glücks«, in: Ludwig Grote (Hg.), Die deutsche Stadt im 19. Jahrhundert. Stadtplanung und Baugestaltung im industriellen Zeitalter, München 1974, S. 95-128; Michael Bollé/Thomas Föhl: »Baden-Baden«, in: Rolf Bothe (Hg.), Kurstädte in Deutschland. Zur Geschichte eine Baugattung, Berlin 1984, S. 185-232.

7 | Vgl. Ernst Günther Krenig: Bad Kissingen. Bilder aus seiner Geschichte, Würzburg 1964; Thomas E. Föhl: »Wildbad«, in: R. Bothe (Hg.), Kurstädte, S. 473-512; S. Canz (Bearb.): Große Welt, S. 94-114.

8 | Vgl. Heinrich von Zimburg: Die Geschichte Gasteins und des Gasteiner Tals, Wien 1948, S. 293-306.

9 | Vgl. Wolf Karge: Heiligendamm. Ein deutsches Seebad. Gegründet 1793, Schwerin 1993, S. 50-54.

10 | Vgl. Jill Steward: »The Culture of the Water Cure in Nineteenth-century Austria, 1800-1914«, in: Susan C. Anderson/Bruce H. Tabb (Hg.), Water, Leisure and Culture. European Historical Perspectives, Oxford, New York 2002, S. 23-35, hier S. 23f.

se Zwanglosigkeit, die den geselligen Verkehr offener gestaltete, als dies in konventionalisierteren Zusammenhängen der Fall war.

Dem Anliegen dieses Bandes gemäß wird im Folgenden versucht, kurörtliche Interaktionen als Ergebnis des Zusammenwirkens von materieller Räumlichkeit, vorgestelltem und im kommunikativen Verhalten angeeignetem Raum zu beschreiben. Der Beitrag behandelt im ersten Abschnitt die Mengen- und Mischungsverhältnisse der Kommunizierenden, die im Rahmen einer gleichzeitig exklusiven und heterosozialen Geselligkeit miteinander umgingen. Zweitens werden die Raumbezüge vorgestellt, die Imagination, Repräsentation und Gestaltung von Kurorten prägten. Diese changierten zwischen urbaner Verdichtung und ländlicher Kommunikationsenthaltung. Schließlich wird gezeigt, wie im materiell relativ offenen Raum der Promenade ein auf Abwechslung eingestelltes Bewegungsprogramm im Verlauf des 19. Jahrhunderts unterschiedliche Wahrnehmungs- und Interaktionspraktiken hervorrief.

1. Exklusive Promiskuität: Geselligkeit in Kurorten

Kaum ein Autor eines Badeführers oder Zeitungsartikels verzichtete im 19. Jahrhundert darauf, das Publikum der Kurorte in seiner anregend-verwirrenden Vielgestaltigkeit mit pointierten Kontrasten zu beschreiben. Dass sich auf der Promenade und am Brunnen Sprachen und Dialekte, Konfessionen, Generationen, Stände, Berufe und Charaktere, Kranke und Vergnüungssüchtige auf faszinierende Weise mischten, gehörte zu jenen Topoi des Kur-Diskurses, die sich über das 19. Jahrhundert hinweg kaum veränderten.

Beispielsweise fanden sich in den Kurlisten, die neu angekommene Gäste mit Beruf und Herkunftsort verzeichneten, »neben unsern deutschen Namen die befremdlichsten von der Welt, aus Bombach und Brasilien, den canarischen Inseln und von der persischen Gränze«. ¹¹ Das weit Entlegene fesselte die Aufmerksamkeit, jedoch waren Gäste aus Übersee, Asien oder der europäischen Peripherie die Ausnahme. Mitteleuropäische Bäder zogen vor allem Franzosen, Engländer und Russen in großer Zahl an. ¹² Ein wie-

11 | [August Lewald]: »† * Kissingen, Anfangs Jul.«, in: Allgemeine Zeitung vom 9.7.1862.

12 | Angaben zu Gästezahlen stammen in der Badeliteratur in der Regel aus den jeweiligen Kurlisten. Allerdings variierten die Erhebungen von Ort zu Ort und Jahr zu Jahr beträchtlich, da neben den Kurenden deren Mitreisende, Kinder, Dienstboten, die Insassen von Armen- und Militärbädern sowie Gäste, die sich nur für einige Tage am Ort aufhielten (Passanten), mitgezählt werden konnten. Vgl. Juliane Mikoletzky: »Zur Sozialgeschichte des österreichischen Kurorts im 19. Jahrhundert. Kurlisten und Kurtaxanordnungen als sozialhistorische Quelle«, in: MIÖG 99

derkehrendes Thema der Beobachtung des Kurlebens war zudem die Frage, wie sich Sachsen, Preußen und Österreicher, Nord- und Süddeutsche oder die Einwohner verschiedener Teile des Habsburgerreiches vertrugen.

Die Hydropolen blieben bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein Hochburgen der Eliten aus Politik und Staatsdienst, Landbesitz, Handel, Industrie und Kunst. Die Trennlinien nach unten waren scharf gezogen. Das weniger bemittelte und anspruchsvolle Bürgertum suchte vor allem nahe gelegene, bescheidene Gesundheitsbäder auf. Klein- und unterbürgerliche sowie bäuerliche Schichten traten in den Hydropolen als Dienstleister in Erscheinung. Namenlose »Landleute« aus der Umgebung, die in manchen Bädern zahlenmäßig sehr präsent waren, zählten nicht zur »Kurgesellschaft«,¹³ und auch die Patienten der Armenbäder figurierten lediglich als Adressaten von Wohltätigkeit.

Oberhalb dieser Grenze jedoch entfaltete sich in den Bädern eine Dynamik des Kontakts, der Mischung und Distanzierung zwischen aufstrebenden neuen und auf ihr Obenbleiben bedachten alten Eliten.¹⁴ Gemischte Exklusivität an Kurorten hatte seit der Frühen Neuzeit ihre Vorläufer in den Kuren von Fürsten, Adligen, Patriziern und Bürgern. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden Bath und Brighton, Spa, Karlsbad und Pyrmont – häufig im Gefolge königlicher Badereisen – zu Treffpunkten für adlige und bürgerliche Gäste, die in der Kur soziale Beziehungen knüpfen oder pflegen wollten.¹⁵ Wo punktuell Hunderte, in Bath und Brighton gar

(1991), S. 393-433. In Ems betrug der Anteil nichtdeutscher Gäste seit Mitte der 40er Jahre über 45 Prozent, 1858 sogar über 60 Prozent; vgl. Sommer: *Zur Kur*, Tab. 3, S. 713. Wiesbaden besuchten 1860 etwa 60 Prozent Nichtdeutsche; vgl. »ψ Wiesbaden«, in: *Balneologische Zeitung* 9 (1860/1861), S. 253. 1865 lag die Quote in Karlsbad bei etwa 76 Prozent Ausländern (wobei mit Inländern vermutlich alle Einwohner der Habsburgermonarchie gemeint waren); vgl. *Allgemeine Balneologische Zeitung* 1 (1867/68), S. 213. Zu englischen und französischen Gästen vgl. Phyllis Hembry: *British Spas from 1815 to the Present. A Social History*, Madison, Teaneck 1997, S. 147f.; Anne Martin-Fugier: *La Vie élégante ou la formation du Tout-Paris 1815-1848*, Paris 1990, S. 121.

13 | Vgl. Wilhelm Mehrdorf: »Geschichte des Bades Pyrmont«, in: *Chronik von Bad Pyrmont*, Bad Pyrmont 1967, S. 9-287, hier S. 107.

14 | Vgl. B. Fuhs: *Mondäne Orte*, S. 227ff.; Wolfgang Kos: »Zwischen Amusement und Therapie. Der Kurort als soziales Ensemble«, in: Herbert Lachmayer/Sylvia Mattl-Wurm/Christian Gargerle (Hg.), *Das Bad. Eine Geschichte der Badekultur im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien, Salzburg 1991, S. 220-236, hier S. 220f.

15 | Vgl. Peter Borsay: »Bath. An Enlightenment City?«, in: ders./Gunther Hirschfelder/Ruth-E. Mohrmann (Hg.), *New Directions in Urban History. Aspects of Art, Health, Tourism and Leisure since the Enlightenment*, Münster u.a. 2000, S. 3-18; Reinhold P. Kuhnert: *Urbanität auf dem Lande. Badereisen nach Pyrmont im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1984, S. 38.

Tausende für einige Wochen zusammenkamen, entstanden bereits jene Formen öffentlicher Geselligkeit, die in den Kurorten später nicht nur verallgemeinert, sondern darüber hinaus einer kontinuierlichen Beobachtung in der Presse unterzogen wurden.

Aufschlussreich für die Veränderungen im 19. Jahrhundert ist der zeitgenössische Begriff des »Publikums«. Damit war einerseits eine signifikante Anzahl jährlicher Gäste gemeint, mit denen die Errichtung und Unterhaltung eines eigenständigen Kurbetriebs samt Bade- und Trinkanlagen, Hotels, Gesellschafts- und Unterhaltungsetablissemments rentabel wurde. Vor 1820 konnte sich die Kur in den meisten Gemeinden kaum zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor entwickeln, denn die Gästezahlen überstiegen in den oft nur notdürftig ausgestatteten Badeeinrichtungen selten einige Hundert pro Saison. Erst die wechselseitige Dynamik von Besuchernachfrage und Steigerung des Komforts führte ab 1840 zu deutlichen Zuwächsen. Während bekannte Badeorte des 18. Jahrhunderts an Renommee und Gästen einbüßten, ging aus dem Erweiterungs- und Neugründungsboom des Vormärz ein breites Spektrum hunderter Kurorte, »klimatischer« Kurorte und Seebäder hervor. Sie alle stellten sich medizinisch, infrastrukturell und administrativ auf ein wachsendes Publikum potenzieller Gäste ein, das sich zu Beginn eines jeden Frühjahrs nicht fragte, ob, sondern wohin es zur Kur fahren solle. 1860 frequentierten 5.000 bis 10.000 Personen die größeren Kurorte, während Wiesbaden und Baden-Baden bereits über 25.000 bzw. knapp 47.000 Gäste zählten.¹⁶

Zum anderen konstituierten die zahlreicher werdenden Badegäste vor Ort ein »Kurpublikum« der Anwesenden: Sie nahmen die Kureinrichtungen in Anspruch und gleichzeitig einander zur Kenntnis. Die auf relativ begrenztem Raum zusammentreffende Masse an Besuchern sorgte für eine Verdichtung der Kommunikation, die in vielen Quellen als städtisch bezeichnet wurde. Tatsächlich ist die Interaktionskultur an Kurorten mit dem vergleichbar, was David Scobey über das gesellige Promenieren auf dem New Yorker Broadway herausgearbeitet hat.¹⁷ Die in Europa mehr oder weniger zaghafte Vermischung der alten adligen mit neuen bürgerlichen Eliten fand in geselligen Interaktionen statt, also in sozialen Konfigurationen, die aufgrund ihrer Instabilität Spielraum für Experimente ließen. Als deren Terrain bildeten sich zugängliche Orte wie Promenade und Park, Theater, Café und Salon heraus. Um 1830 hatten sich wichtige Gesell-

16 | 1860 hatte Baden-Baden 46.842, Wiesbaden 25.490, Karlsbad 12.546, Homburg 9570, Ems ohne Passanten 6452, Ischl 7516 und Marienbad 5131 Gäste. Vgl. dazu die Frequenztabellen in: *Balneologische Zeitung* 9 (1860/1861), *passim*; H. Sommer: *Zur Kur*, Tab. 1, S. 711.

17 | David Scobey: »Anatomy of the Promenade. The Politics of Bourgeois Sociability in Nineteenth-Century New York«, in: *Social History* 17 (1992), S. 203-227, hier 207f.

schaftsrituale in den stadttöffentlichen Begegnungsraum verlagert. Wo man aufmerksam aneinander vorbeipromenierte, entfaltete sich in der Regel zwar kein »Habermasian space«¹⁸, denn dazu fehlte der Interaktion der motivierte Diskurs über soziale und politische Konflikte. Aber ihre Zeig- und Sichtbarkeit entsprach doch dem Ideal der »Öffentlichkeit«, die das Publikum als *Entität* und eine damit verbundene *Qualität* der Kommunikation auf *einen* Begriff brachte.¹⁹ Diese Querverbindung zeigte sich auch daran, dass sich mit »Geschmack« und Mode ein alternatives Inklusionsmuster zur ständischen Demarkation ausbildete, das den demonstrativen Konsum zum Gegenstand öffentlicher Erörterung machte.²⁰

Die sichtbar gemischte Elitenkultur hatte an Kurorten einen Platz, weil hier die Voraussetzungen für ein promiskuitives Publikum besonders günstig waren. Die Notwendigkeit, sich tagtäglich zu mischen, konnte eine größere Akzeptanz solcher Überschreitungen bewirken, andererseits aber auch nach gesteigerten Distinktionsanstrengungen verlangen.²¹ Den Ton des öffentlichen Diskurses gaben dabei bürgerliche Kurgäste, Ärzte und Berichterstatter vor, die Kurorte für prädestinierte Arenen ständeübergreifender Geselligkeit hielten, da sich das Publikum dort unter dem egalisierenden Vorzeichen leiblicher Hinfälligkeit versammelte. In einer typischen Passage heißt es in einem Karlsbader Badeführer, die Kurgesellschaft bestehe

»aus den durch Stand, Gesinnung, Charakter, Bildung, Religion u.s.w. mannigfaltigst nüancierten Elementen, welche aber hier alle durch den gemeinschaftlichen Zweck, nämlich den *der Gesundheit* gleichsam verbrüdet sind. Der während der Saison herrschende Ton ist daher ein ziemlich *ungenirter* und ungezwungener, denn nichts vermag die Menschen, wie verschiedenartig auch ihre Stellung in der Gesellschaft sei, so leicht zu gegenseitiger Mittheilung, als gemeinschaftliches *Leiden*.«²²

Wo ständische Segregation zeitweilig suspendiert war, wurden Angehörige des Adels und besonders Fürsten daraufhin beobachtet, ob sie Luxus und

18 | Ebd., S. 219.

19 | Vgl. Lucian Hölscher: »Die Öffentlichkeit begegnet sich selbst. Zur Struktur des öffentlichen Redens im 18. Jahrhundert zwischen Diskurs- und Strukturgeschichte«, in: Hans-Wolf Jäger (Hg.), »Öffentlichkeit« im 18. Jahrhundert, Göttingen 1997, S. 11-31.

20 | Vgl. Daniel L. Purdy: *The Tyranny of Elegance. Consumer Cosmopolitanism in the Era of Goethe*, Baltimore 1998, S. 22, 49, 68; zur Emanzipation der »zweiten Gesellschaft« von der höfischen Kultur vgl. A. Martin-Fugier: *La Vie élégante*; Heinz Reif: *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1999, S. 36f.

21 | Vgl. R. Kuhnert: *Urbanität*, S. 18.

22 | Eduard Hlawaček: *Karlsbad*, Karlsbad 1847, S. 304.

Absonderung gegen eine »bürgerliche« Lebensweise und Zugänglichkeit eintauschten.

Sollten am Kurort aus bürgerlicher Sicht Standesschranken keine Rolle spielen, so bedeutete dies keinen Verzicht auf die Forderung nach ausschließlich »guter« Gesellschaft. Wer damit im Einzelnen gemeint war, konnte beträchtlich variieren. Zum Beispiel waren Juden in verschiedenen Bädern von Wirten und nichtjüdischen Kurgästen unterschiedlich gern gesehen, bis sich Ende des 19. Jahrhunderts regelrechte Marktsegmente judenfreundlicher und »judenfreier« Erholungsorte verfestigten.²³ Standesübergreifende Mischungsängste wurden angesichts eines Sozialtypus virulent, der in Kurorten des 19. Jahrhunderts ein ideales Wirkungsfeld vorfand. 1858 diagnostizierte ein Emser Badearzt – selbstredend bei der Konkurrenz –

»neben der Elite der Gesellschaft und in diese sich eindringend eine der äußeren Haltung nach ihr zwar ähnelnde, im Grunde aber nur den Auswuchs der ›bonne société‹ bildende Gesellschaft beiderlei Geschlechts, welche gleichsam die Kehrseite der fashionablen Welt, des sogenannten ›high life‹ großer Städte bildend, von dieser außer den eleganten Manieren nur die eleganten Laster angenommen hat; diese, durch ihre äußere Haltung und eine gewisse Routine im Aeußern selbst den geübteren Menschenkenner zuweilen bestechende Clique ist es, welche, ihrer Gewohnheit, der vornehmen Welt gleichsam wie ein Schatten zu folgen, treu bleibend, bei herannahender Saison auch in die Modebäder sich ergießt.«²⁴

In den Hydropolen wurde die Hochstapelei zum Symptom eines sozialen Wandels, der der respektablen und vornehmen Welt durch den Verlust von Distinktionssicherheit zusetzte. Elegante Betrüger täuschten eine soziale Identität mit einer Fassade perfekter Formen vor, die nicht durch ökonomisches und soziales Kapital gedeckt waren.²⁵ Hochstapler profitierten davon, dass sich an Kurorten ein internationales Publikum ständig neu mischte und soziale Kontrolle zwar nicht aussetzte, aber schwieriger wurde.

Generelle Mischungsvorbehalte manifestierten sich unter den respektablen Eliten zudem an der Figur des Parvenüs. Die Weigerung, plutokratische Eliten zu integrieren, trug dazu bei, dass sich auch an den Kurorten keine »Adel und Bürger gleichgewichtig verbindende[n] Begegnungskul-

23 | Vgl. Günter Fellner: »Judenfreundlichkeit, Judenfeindlichkeit. Spielarten in einem Fremdenverkehrsland«, in: Robert Kriechbaumer (Hg.), *Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg, Wien, Köln, Weimar 2002*, S. 59-126; Frank Bajohr: »Unser Hotel ist judenfrei«. *Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2003.

24 | Heinrich Vogler: *Ems, seine Heilquellen und Umgebungen in medicinischer, topographisch-klimatischer und socialer Beziehung*, Ems 1858, S. 112f.

25 | Vgl. D. Scobey: *Anatomy*, S. 212f.

tur«²⁶ etablierte, obwohl sie wichtige interständische Kontaktzonen waren. Der deutsche Hochadel sperrte sich, mit regionalen Abstufungen, gegen eine nachhaltige Mischung. Für ihn wurden Kurorte aus anderen Gründen zu bevorzugten Treffpunkten. Um 1800 begann sich dessen bis dahin meist landschaftlich begrenzter Kommunikationsradius erst überregional, dann national auszuweiten. In diesem Zusammenhang etablierten sich neue »Zentren repräsentativer Geselligkeit [...] und Erholung«, zu denen neben dem Wiener und dem Berliner Hof auch Bäder wie Ems, Homburg und Kissingen zählten.²⁷ Nicht zuletzt gab die kurörtliche Tagesroutine intim-unverbindlicher Begegnungen und gemeinschaftlicher Ausflüge Gelegenheit, passende Heiratspartner ausdauernd und gleichwohl diskret in Augenschein zu nehmen.

Allen Mischungsvorbehalten zum Trotz funktionierte die insgesamt intakte Welt der Hydropolen zwischen 1830 und 1880 als Begegnungsraum der Eliten. Im letzten Drittel des Jahrhunderts begann sie durch einen langsamen, aber gravierenden Strukturwandel zu erodieren. Bereits mit den Eisenbahnen, die die Kurorte seit den 40er Jahren sukzessive erreichten, kamen an den Sonntagen zunehmend Tagesausflügler in die Kurorte. Diese zunächst als »Bahnfremde« abgelehnten Besucher störten das soziale Profil der Kurorte, obwohl sie bei weitem nicht so präsent waren wie in den populären englischen Seebädern.²⁸ Erst in den 70er Jahren wuchs die Bereitschaft lokaler Gremien, den Wochenendtourismus mit dem distinguierten Kurbetrieb in Einklang zu bringen. Dies gelang vor allem durch saisonal wiederkehrende Großveranstaltungen wie Pferderennen und Ruderwettbewerbe, die sich als Zuschauermagneten für die Einwohner der Region erwiesen.

In den Kern der Kurgesellschaft drangen soziale Schichten vom mittleren Bürgertum abwärts erst später vor. Der von hochrangigen Personen ab etwa 1870 beklagte Mangel an »première société« sprach eine Verbürgerlichung und Anonymisierung der Kurpublika an, die mit neuen Gruppen wohlhabender Bürger ohne profilierte Kontakte zu höchsten Gesellschaftskreisen in die Bäder Einzug hielt.²⁹ Gleichzeitig ging der Anteil ausländi-

26 | H. Reif: Adel, S. 36.

27 | Vgl. ebd., S. 33.

28 | [Wilhelm von Chézy]: »*Baden, 8 Jul.«, in: Allgemeine Zeitung vom 12.7. 1844; John Walton: The English Seaside Resort. A Social History, 1750-1914, Leicester 1983, etwa S. 187-190.

29 | In Ems lag der Anteil adliger Kurgäste zwischen 1830 und 1870 in Friedensjahren bei 18, der hochadliger Kurgäste bei 8,5 Prozent. Nach 1870 setzte ein stetiger Rückgang (hoch-)adliger Gäste ein, 1914 lag der Anteil bei 3,82 bzw. 1,27 Prozent. In Karlsbad machten adlige Gäste 1911 nur noch ein Prozent aus; vgl. J. Charvát: »Eine analytische Betrachtung der Karlsbader Kurfrequenz 1756-1960«, in: Balneologia Et Balneotherapie, o.O. 1962, S. 407-421, hier S. 418.

scher Kurgäste, unter denen besonders viele Adlige waren, zurück. Politisch-militärische Ereignisse wie der Deutsch-Französische Krieg forcierten diesen Trend, jedoch weisen die Nationalitätenstatistiken der Kurlisten eine generelle Nationalisierung bis zum Ersten Weltkrieg aus, da sich die Zahl inländischer Besucher vervielfachte.³⁰ Die Selbstbeschreibung vieler erfolgreicher Bäder als »Weltbad« rechtfertigte sich daher vor allem im Hinblick auf die Vielzahl der zum Teil nur durch einzelne Gäste vertretenen Nationen und den wachsenden Anteil von Amerikanern.

Die Verbürgerlichung der Kur konvergierte mit einem Strategiewechsel aufseiten jener Gemeinden und Kurunternehmer, die sich bis Ende der 60er Jahre hauptsächlich auf den Spielbetrieb verlassen hatten. Das 1868 beschlossene und bis Ende 1872 im Deutschen Reich umgesetzte Verbot des Hasardspiels machte die bis dahin markante Unterscheidung zwischen mondänen Luxus- und respektablen Gesundheitsbädern hinfällig. Aus den Gewinnen der letzten Spielbankjahre finanzierten Städte wie Baden-Baden und Wiesbaden den offensiven Wandel zum komfortablen Heilbad, der wiederum Maßstäbe für kleinere Bäder setzte. Es entstanden aufwändig ausgestattete Anlagen, die modernste Balneotechnik mit einem antikisierenden oder orientalisierenden Stil verbanden. Bei ausdifferenziertem therapeutischem Angebot wurde der Besuch der Quellen als kultisches Erlebnis inszeniert.³¹ Eine zahlungskräftige Klientel suchte diese Badetempel auf, während Kleinbürger die Ausnahme blieben und auch die spätere »Sozialkur« um 1880 noch in den Anfängen steckte. Gleichzeitig begann sich an den Seebadeorten der Typ moderner Familienferien herauszubilden.³²

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Gästezahlen auch in bis da zu unauffälligen Bädern so gestiegen, dass vielerorts großzügige neue Kuranlagen entstanden, die Anleihen bei der Schlossarchitektur machten. Zwar fuhrten noch immer Fürsten mit Entourage und ihnen folgenden »Qualitätsgästen« in die Bäder und führten dort Tennis und Automobile ein – bekannt ist das Beispiel Edwards VII., der als Prince of Wales und König viele Male in Homburg und Marienbad kurte.³³ Doch die neuen Badepaläste

30 | Vgl. H. Sommer: Zur Kur, S. 222f., Tab. 4, S. 715; Christel Langefeld: Bad Nauheim. Struktur- und Funktionswandel einer traditionellen Kurstadt seit dem 19. Jahrhundert, Marburg an der Lahn 1986, S. 53f.

31 | Vgl. M. Bollé/T. Föhl: Baden-Baden, S. 211-219.

32 | Vgl. Wilfried Wördemann: »...daß diese neue Einrichtung tatsächlich einem berechtigten Wunsche vieler deutscher Familien entspricht...« Seebädertourismus im frühen 20. Jahrhundert«, in: Etta Bengen/ders.: Badeleben. Zur Geschichte der Seebäder in Friesland, Oldenburg 1992, S. 85-115.

33 | Vgl. H. Grosche: Geschichte, Band 3, S. 213-219; Sigmund Münz: King Edward VII at Marienbad. Political and Social Life at the Bohemian Spas, London 1934.

richteten sich nicht an Schlossbewohner. Sie waren vielmehr »Massenbauten«³⁴ für ein gesundheitsbewusstes und zugleich moderat unterhaltungsbedürftiges Mittelklasse-Publikum.

2. Ländliche Urbanität: Die hermetische Öffentlichkeit der Kurorte

Kurorte waren Ziele einer räumlichen Mobilität, die seit jüngster Zeit als eine Vorform des modernen (Massen-)Tourismus verstanden wird. Wurde in der Forschungsliteratur lange die aus dem 18. Jahrhundert stammende Dichotomie von ernsthafter Gesundheitskur versus statusbewusstem Amusement tradiert, so untersuchen neuere Ansätze den Kurgebrauch unter der Prämisse, dass die reisende Aneignung fremder Orte im Zusammenhang moderner Konsum- und Erlebniskultur steht.³⁵ Obsolet geworden ist damit die Zuordnung der adligen Badereise zum bloß repräsentativen Vergnügen und der bürgerlichen Kur zur vernunftgeleiteten Rekreation.³⁶ Zu Recht ist vor allem das Seebaden als bürgerliches Genre beschrieben worden, das Erholung auf Hygiene, Selbstbeobachtung und Selbstdisziplin verpflichtete.³⁷ Zugleich aber gehörte die Kur zu jenen Praktiken zunehmend marktförmiger Unterhaltung und Freizeitgestaltung, die im 19. Jahrhundert immer größere Menschenströme transnationaler »leisure migration« in Bewegung setzte.³⁸

Von anderen Reisezielen unterschieden sich Kurorte auf prägnante Weise. »Ischl ist Stadt und Land zugleich«³⁹ – diese Zuschreibung passte nicht nur auf das Lieblingsbad des Habsburger Herrscherhauses. Von ihrer Hybridität als »naturgebundene Siedlungen mit betont sozialem Charakter« leitete Reinhold Lorenz 1949 sein Forschungsprogramm einer Kulturgeschichte der Heilbäder her.⁴⁰ Reinhold Kuhnert hat für seine Studie zu

34 | Bernd Nicolai: »Lebensquell oder Kurschloss? Zum Spektrum der Kur- und Badearchitektur um 1900«, in: R. Bothe (Hg.), *Kurstädte*, S. 89-120, hier S. 91.

35 | Vgl. etwa Jill Steward: »The Spa Towns of the Austro-Hungarian Empire and the Growth of Tourist Culture: 1860-1914«, in: P. Borsay/G. Hirschfelder/R.-E. Mohrmann (Hg.), *New Directions*, S. 87-125.

36 | Dies noch bei Hans-Joachim Knebel: *Soziologische Strukturwandlungen im modernen Tourismus*, Stuttgart 1960.

37 | Vgl. Douglas Peter Mackaman: *Leisure Settings. Bourgeois Culture, Medicine, and the Spa in Modern France*, Chicago 1998.

38 | József Böröcz: »Travel-Capitalism. The Structure of Europe and the Advent of the Tourist«, in: *Comparative Studies in Society and History* 34 (1992), S. 708-741, hier S. 709.

39 | Heinrich Kaan: *Der Curgast in Ischl*, Wien 1864, S. 19.

40 | Reinhold Lorenz: »Bäderkultur und Kulturgeschichte. Forschungen über

Pyrmont im späten 18. Jahrhundert die Formel der »Urbanität auf dem Lande« gefunden, um das Bad als »überlokales Kontaktzentrum« des norddeutschen Raums zu kennzeichnen.⁴¹ Beide umreißen das Spannungsfeld einer stark verdichteten, städtisch geprägten Interaktionsöffentlichkeit in einem entlegenen, als »Natur« codierten Rückzugsraum.

Die städtische Qualität der Bäder umschrieben Metaphern wie Markt, Bazar und Salon,⁴² also Orte, die Privates und Öffentliches zusammenbrachten. Kurbauten bildeten sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als eigenständiges architektonisches Genre heraus; sie übersetzten Elemente städtischer Unterhaltung und Zusammenkunft in den Kontext der Heilung und Erholung.⁴³ Doch wie urban und vernetzt einzelne Kurorte auch sein mochten, galt deren typische Lage als peripher und abgeschlossen, der Alltag dort als einfaches, beschauliches »Landleben«. Ausschlaggebend für die Attraktivität eines Kurortes sollte neben der Wirksamkeit der Heilquellen seine Situierung in ansprechenden natürlichen Umgebungen sein. Die Kur-Natur erschien als gezähmte und dekorative Landschaft. Autoren von Badeliteratur beschrieben die Stadtwerdung einzelner Kurorte als Transformation wüster Berge und Wälder in einen reizvollen und doch sicheren Garten.⁴⁴

Kranke mit allen erdenklichen Beschwerden besuchten die Bäder; die Anwendungen bei unterschiedlichen Indikationen waren daher vielfältig. Alle ärztlichen Ratgeber stimmten jedoch darin überein, dass Mäßigkeit das Hauptprinzip der Brunnendiät ausmache. Anregung statt Aufregung, so lautete die Devise für Lebensführung, Unterhaltung und Geselligkeit am Kurort. Diesem Regime wurde auch die landschaftliche Umgebung des Kurorts unterworfen und durch Spazierwege erschlossen, die so angelegt waren, dass ohne größere Anstrengung »Gesundheitsarbeit in und an der Landschaft« geleistet werden konnte.⁴⁵ Nach dem Muster des englischen Landschaftsgartens waren die Spazierwege gesäumt von Sehenswürdigkeiten und Ruheplätzen, die Namen berühmter Kurgäste trugen. Restaurationen bildeten oft die Etappe der Ausflüge, die in den Badeführern beinahe

den Sozialcharakter der österreichischen Heilquellenorte«, in: *Archiv für österreichische Geschichte* 117 (1949), S. 197-306, hier S. 244.

41 | R. Kuhnert: *Urbanität*, S. 19.

42 | E. Hlawaček: *Karlsbad*, S. 263.

43 | Vgl. Rolf Bothe: »Klassizistische Kuranlagen. Zur typologischen Entwicklung einer eigenständigen Baugattung«, in: ders. (Hg.), *Kurstädte*, S. 17-48, hier S. 22, 36.

44 | Zu Status und Gestalt von »Natur« in den Kurorten vgl. B. Fuhs: *Mondäne Orte*, S. 80-136.

45 | *Ebd.*, S. 133.

Schritt für Schritt beschrieben waren. Aussichtspunkte wurden gestaltet, die den Kurgästen panoramatische Perspektiven boten.⁴⁶

So artefaktisch wie die Spazierwege war auch die Natur in den Ortschaften und Kurbezirken selbst.⁴⁷ Bäume, Blumenbeete und Fontänen gaben Ansichten einer wohl geordneten Natur, die mit durchdachten, sanften Übergängen in ihr Siedlungsumfeld eingebettet war. Die Versatzstücke der »emotionalisierten Kunst-Natur«⁴⁸ trugen zu einem räumlich-atmosphärischen Gesamteindruck bei, der sich im Wiesbadener Kurhaus folgendermaßen darstellte:

»in den märchenhaft erleuchteten Marmorsälen tönt lustige Musik, wogen feine Herren und schöne, holdselig lächelnde Damen auf und nieder, laden schwellende Divans zum Ausruhen; in den Lesecabinets liegen hundert Zeitungen in allen Sprachen Europas aus, und von der mit Gewächsen bedeckten Veranda tritt man in einen weiten Park mit künstlichen Seen und Inseln, Grotten und Pavillons, Springbrunnen und bengalischer Beleuchtung.«⁴⁹

Die mit kultivierter Natur verwachsene, von der Außenwelt abgeschirmte Kurstadt stellte ein Ambiente bereit, in dem sich seine Besucher in Gesellschaft auf ihre eigene »Natur« besinnen sollten.⁵⁰

Man könnte hierbei von einem Prinzip hermetischer Öffentlichkeit sprechen, das sich im ortsspezifischen Medium der Kurliste fortsetzte. Die polizeiliche Meldepflicht veranlasste jeden selbstständigen Besucher mit oder ohne abhängige Mitreisende, in seinem Quartier Auskunft über Herkunft und Beruf zu geben. Die Kuradministration trug diese Meldungen zusammen und ließ sie in gedruckter Form mehrmals wöchentlich publizieren und über einen lokalen Buchhändler vertreiben. An manchen Orten hieß die Kurliste »Badezeitung« oder bildete einen Teil der Lokalpresse. Veröffentlicht und vervielfältigt diente sie der wechselseitigen Beobachtung der Kurgäste und wurde zum »Medium der Kontaktaufnahme«.⁵¹ Ihre

46 | Vgl. W. Kos: Zwischen Amusement, S. 231f.

47 | Vgl. György Sebestyén: »Die Kurpromenade oder die Erfindung der Kunstnatur«, in: S. Canz (Bearb.), Große Welt, S. 36-42. Hier ist jedoch zu kritisieren, dass Sebestyén die Künstlichkeit (»Simulation«) der Kurorte gegen eine vermeintlich wirkliche Natur des Menschen ausspielt, die er am Kurort durch magische Akte der Selbsttäuschung deformiert sieht. Für Baden-Baden vgl. M. Steinhäuser: Das europäische Modebad, S. 118f.

48 | B. Fuhs: Mondäne Orte, S. 124.

49 | »Faites vos jeux, messieurs!«, in: Daheim 45 (1867), S. 710.

50 | Zur Hermetik der Kurorte vgl. B. Fuhs: Mondäne Orte, S. 137, 198; G. Sebestyén: Die Kurpromenade, S. 38.

51 | Wilfried Wördemann: »Der Charakter der diesjährigen Badegesellschaft

Lektüre war ein unverzichtbares Ritual. Simultan und räumlich dispart, zudem in der begründeten Annahme, den Eingetragenen bald zu begegnen, studierten die Kurgäste die Namen der neu Angekommenen und konnten davon ausgehen, dass die anderen dies auch taten. Die mediale Kommunikation unter Anwesenden über die Kurliste ermöglichte eine Selbstverortung und stellte Relationen unter den Kurgästen her.

Gehörte die Abgeschlossenheit zur gängigen Vorstellung von Kurorten, so war auch für deren Aufhebung zu sorgen. Damit die Welt ins Bad kommen konnte, bemühten sich die Verantwortlichen vor Ort mehr oder weniger engagiert, die Transportverhältnisse kontinuierlich zu optimieren. Der Anschluss der Kurorte an das Post- und Telegraphennetz gewährte den Gästen während ihres Aufenthalts Kontakt zur Außenwelt. Lesekabinette verfügten über eine große Auswahl an aktuellen Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Sprachen. Wasser- und Pastillenversand, Badeliteratur und Romane sorgten umgekehrt dafür, dass das Bad in die Welt kam. Darüber hinaus bereitete die Presseberichterstattung in Wort und Bild auf, was in der lokalen Öffentlichkeit des Kurorts vor sich ging, und zwar nicht nur für potenzielle Gäste, sondern auch für jene Leserschichten, die selbst nicht in der Lage waren, an Kurorte zu reisen.

Das Thema Kur mit seiner eigentümlichen Verbindung von guter Gesellschaft und Gesundheit kam in der Presse um 1800 auf. Gesellschaftsjournale wie das »Journal des Luxus und der Moden« oder die »Zeitung für die elegante Welt« führten die Rubrik »Bäder und Badeleben« ein, in der Briefe von Kurgästen abgedruckt wurden. Die seit 1843 erscheinende »Illustrierte Zeitung« brachte während der Sommermonate zahlreiche Bildberichte über kleine und große Kurorte in Europa; in geringerem Umfang geschah dies auch in illustrierten Familienzeitschriften. Ende des 18. Jahrhunderts verfolgten Zeitungen vor allem königliche Badereisen;⁵² in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts widmete sich in den Sommermonaten bereits eine Fülle von Korrespondenzen der Saison in Dutzenden von Bädern. Deren Verfasser waren häufig ständige Mitarbeiter der jeweiligen Blätter, die sich ohnehin am Kurort aufhielten und beiläufig berichteten.⁵³ Aus der Lokalpresse und den Kurlisten stellten Redakteure außerdem Informationen über Besucherzahlen und herausragende Persönlichkeiten zusammen.

Beständig wachsende Kommunikationsströme gewährleisteten die Anbindung lokaler Kurort-Öffentlichkeiten an nationale und übernationale Medien. Zudem wurde die Entrücktheit der Kurorte durch Querverbindun-

ist sehr gemischt ...« Ein Blick auf die Gästelisten des Seebades Wangerooge«, in: E. Bengen/ders.: *Badeleben*, S. 181-195, hier S. 184.

52 | Vgl. R. Kuhnert: *Urbanität*, S. 244f.

53 | Im Fall der »Allgemeinen Zeitung« lässt sich dies anhand der Honorarbücher nachvollziehen, die im Cotta-Archiv im Deutschen Literaturarchiv in Marbach/Neckar einzusehen sind.

gen zwischen ihnen aufgehoben. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts erweiterten sich die regionalen Einzugsgebiete, und es entstand ein transnationaler Markt, auf dem die Hydropolen konkurrierten. Publizierende Badeärzte und Lokaljournalisten verglichen daher ständig die Qualität der Heilmittel und den Saisonverlauf in verschiedenen Orten, wobei sie die publizistischen Anstrengungen der Konkurrenz genau beobachteten. Sowie sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts regelmäßig gedruckte Kurlisten einbürgerten, wurde es üblich, als Service für die eigenen Gäste die Listen anderer großer und benachbarter Bäder zu abonnieren.⁵⁴ Seit den 70er Jahren zeichnete sich die Durchsetzung eines den Metropolen abgeschauten Konsumstils ab, der regionale Unterschiede nivellierte. Solche Nachfragemuster machte der langjährige Gast und Berliner Hofprediger Emil Frommel für die nachteilige Entwicklung Badgasteins verantwortlich:

»Nun kommt eine Menge Volks, die den Luxus auch da oben schon will und meint, ohne Barockspiegel und rotsammetne Kanapees nicht leben zu können. Und man hat ihnen den Gefallen getan und große »Logierhäuser« gebaut, die das Tal schänden und ihm seinen Charakter nehmen. Schließlich ist auch der alte [Hotelier] Straubinger, der sich mannhaft gegen die Neuerungen gewehrt hat, der Gewalt gewichen und hat seinen Saal mit Stukkatur und imitiertem Marmor versehen lassen und – das alles in einer Alpengegend!«⁵⁵

Wolfgang Kos hat das am Ende des 19. Jahrhunderts ausgeprägte Ensemble einander ähnelnder elegant-mondäner Kurorte treffend als »imaginären Insel-Archipel« bezeichnet: als eine Gruppe aufeinander bezogener, zunehmend gleichförmiger und in ihrer jeweiligen Umgebung relativ isolierter Orte.⁵⁶ Zeitgleich etablierten sich gegen den Trend zur homogenisierenden Verstädterung der Bäder alternative Kurmethoden. In Bad Wörishofen predigte der charismatische Gesundheitserzieher Sebastian Kneipp das Heil der Askese. Mit Sanatorien und Kaltwasseranstalten verbreiteten sich geschlossene Institutionen, die ihre eher kranken denn geselligen Patienten von zufälligen öffentlichen Interaktionen weitgehend fern hielten. Beide Typen weltabgewandter Regeneration waren jedoch darauf angewiesen, sich auf dem Gesundheitsmarkt mit Werbung und Öffentlichkeitsarbeit zu platzieren, was vor allem gelang, wenn man abgrenzend auf konventionelle Kurorte Bezug nahm.⁵⁷

54 | Ludwig Spengler: Der Curgast in Ems, Bad-Ems 1853, S. 248; E. Hlawacek: Karlsbad, S. 312.

55 | [Emil] Frommel: Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I., Berlin o.J., S. 38.

56 | W. Kos: Zwischen Amusement, S. 226; vgl. dazu auch D. Blackbourn: Taking, S. 454.

57 | Vgl. J. Steward: The Culture, S. 32f.; D. Blackbourn: Taking, S. 440.

3. Auf der Promenade: Interaktionen im Wandel

Die Inseln vornehmer Erholung, auf denen mit neuen Mischungsverhältnissen experimentiert wurde, waren ihrerseits in typische kommunikative Anordnungen untergliedert. Im Konversationssaal, in der Trinkhalle, an der table d'hôte, im Theater und in der Spielbank trafen die Kurgäste auf jeweils spezifische Weise aufeinander. Nirgendwo wurde die öffentliche Begegnung jedoch so forciert wie auf der zentralen Brunnenpromenade. An ihrem Beispiel soll in diesem Abschnitt die Räumlichkeit von Interaktionen untersucht werden. Dazu zählten als im 19. Jahrhundert nahezu unveränderte Elemente ein präskriptives Bewegungsprogramm und die materielle Gestalt der Promenaden. Synchron und diachron lassen sich dagegen verschiedene Muster ausmachen, die den Umgang der Kurgäste mit der Nähe einer größeren Zahl anderer Ortsfremder anleiteten.

Das Wort »Promenade« bezeichnete zweierlei: einen physischen Raum und die motorische wie sozial-kulturelle Praxis, die in ihm stattfinden sollte. Das Promenieren gehörte zu den ärztlich vorgeschriebenen Tagesroutinen der Kur. Allmorgendlich fanden sich die Kurgäste am Brunnen ein, um zu trinken und dabei langsam auf und ab zu gehen. Zur Unterhaltung spielte zu den Hauptverkehrszeiten die Kurmusik, und anschließend konnte, wer nicht badete, auf Stühlen Platz nehmen, um Kaffee zu trinken und Zeitung zu lesen. Da heitere, anregende Geselligkeit ebenfalls im therapeutischen Programm vorgesehen war, empfahlen Badeführer und Ärzte, schon während der Morgenpromenade weitere Spaziergänge zu verabreden. Den Nachmittag füllten diese gemeinsamen Touren in der näheren Umgebung des Ortes aus. Am späten Nachmittag wurde ein zweites Mal getrunken, und auch die freien Abendstunden verbrachten viele Gäste noch spazierend. Das medizinisch-gesellige Promenieren am Kurort war Teil jener »Gehkultur«, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das müßige Lustwandeln als regenerativen Spaziergang neu definierte.⁵⁸ Gegen plebejische wie adlige Bewegungspraktiken entwarfen Bürgerliche ein Ideal vernünftiger Erholung, nicht ohne geschlechtsspezifische Unterscheidungen für den Auftritt in der Öffentlichkeit zu treffen. Dabei kamen zwei Varianten in Betracht: das einsame Durchschreiten der Natur auf der Suche nach sich selbst und das gesellige Auf und Ab in der (Stadt-)Öffentlichkeit. Beide Formen der Promenade hatten ihr Ziel im Weg, waren also losgelöst von zweckgerichteter Fortbewegung.

Auch am Kurort war einsames und geselliges Gehen vorgesehen, jedoch stets als geordnete Bewegung des kranken Körpers, bei der Besinnlichkeit und Geselligkeit zusammengedacht wurden. Auf der Promenade verschmolzen die Funktion der Parade (rituelle Zurschaustellung) und des

58 | Vgl. Gudrun M. König: Eine Kulturgeschichte des Spazierganges. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780-1850, Köln, Weimar, Wien 1996.

Pfades (introspektive Selbstfindung).⁵⁹ Die Kurpromenaden waren gebahnte Wege. Bereits die im 18. Jahrhundert angelegten Alleen zeichneten die »Spazierkanäle«⁶⁰ vor, die den Bewegungsspielraum der Kurenden strukturierte und beschränkte. Das Promenieren in dem »arabeske[n] Netz der immer wieder an ihre Ausgangspunkte zurückführenden Spazierwege«⁶¹ verkörperte den zirkulären, hermetischen Charakter aller Bewegung am Kurort. Spontanes Querfeldein, verausgabendes Wandern oder Klettern, die Konfrontation mit der Natur widersprachen diesem Programm, das auf der »Zuversicht« in den problemlosen, weil vorausschauend geplanten Verlauf der Promenade beruhte.⁶² Dem entsprach ein Bewegungsideal der Mäßigkeit, das kontrollierte Entspannung und Selbstbeobachtung kombinierte; zugleich pflichtbewusst und gemächlich, motiviert und doch beherrscht, weder träge noch geschäftig sollten die Spaziergänger unterwegs sein.⁶³

Das Bewegungsverhalten am Kurort ging auf eine Promenadenkultur zurück, deren Wurzeln im barocken Städtebau eng mit der Entstehung einer vornehmen urbanen Gesellschaftsschicht verbunden war. Die von Bürgern angeeigneten städtischen Promenaden des 19. Jahrhunderts waren Teil des öffentlichen Wegenetzes; als »Straße« standen sie ebenso für eine unbegrenzte Begegnungs- und Versammlungsöffentlichkeit wie als Angstmetapher für gewaltsame Pöbelherrschaft. Waren die politischen und sozialen Friktionen der Hauptstädte aus den ländlichen Refugien der Kurorte verbannt, so bildete sich der exklusive Kommunikationsraum Promenade auch dort in einem keineswegs reibungslosen Prozess der Funktionstrennung heraus. In Wiesbaden beispielsweise war der Kurbetrieb um 1800 räumlich noch nicht von den landwirtschaftlichen Aktivitäten der Ortsansässigen geschieden. Erst in den folgenden Jahrzehnten setzten die Protagonisten des Kurbetriebs die Exemierung von Promenadenarealen durch, indem sie etwa den Tierhalten verboten, dort Vieh zu treiben.⁶⁴ Solche Reglementierungen beschnitten den Bewegungsraum der Einheimischen, um eine den Bedürfnissen der Kurfremden angepasste elitäre Öffentlichkeit zu schaffen.

In welchem Ausmaß diesen Grenzziehungen auch materielle Modellierungen korrespondierten, hing von den Gegebenheiten vor Ort ab. In manchen Bädern blieben die zentralen Kurlokalitäten Teil des Stadtkontinuums,

59 | Vgl. Marcel Smets: »Promenade – einst und jetzt«, in: *Topos 10* (2002), S. 6-17, hier S. 9, 12.

60 | Sabine Krebber: *Der Spaziergang in der Kunst. Eine Untersuchung des Motives in der Kunst des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main u.a. 1990, S. 77.

61 | W. Kos: *Zwischen Amüsement*, S. 221.

62 | M. Smets: *Promenade*, S. 8.

63 | D. Scobey: *Anatomy*, S. 216.

64 | Vgl. B. Fuhs: *Mondäne Orte*, S. 216-222.

so die »Alte Wiese« in Karlsbad. Anderswo wurden Promenierflächen als »Kurgarten« umzäunt. Und wo keine physischen Barrieren die Zugänglichkeit der Promenaden einschränkten, funktionierte der Ausschluss über soziale Regeln. Deren stillschweigende Befolgung markierte bestimmte Straßen und Plätze der Kurorte als ein öffentliches Innen, das zwar einsehbar, aber nicht jedem zugänglich war. Die Gliederung in mehr oder weniger exklusive, auf ein Zentrum orientierte Zonen der Geselligkeit beschrieb 1868 ein Berichterstatter aus Baden-Baden:

»Je mehr Du Dich der eigentlichen Metropole, dem Konversationsgebäude näherst, je lebhafter gestalten sich die Gruppen, je animirter werden Gang und Physiognomie, je herausfordernder die Toiletten und reicher die Stoffe, denn der arme Paria im Werktagskleide wagt sich nicht aus der bescheidenen Nebenallee heraus und respektirt pietätvollst die Linie, welche der »gute Ton« zwischen Armuth und Reichthum zog.«⁶⁵

Die zitierte Passage deutet eine Situation an, die David Scobey als »Publikum im Publikum« beschrieben hat: Der *inner circle* ritualisierter Begegnung ist von einem Ring passiver Beobachter umgeben, die als Zuschauer einer auf Sichtbarkeit bedachten Elitenkultur benötigt, zugleich aber auf Abstand gehalten werden.⁶⁶

Im sozial pazifizierten Kurort war diese Grenzziehung jedoch weniger ausgeprägt als auf den hauptstädtischen Boulevards. Die Promenade kann, mit allen Einschränkungen, als der am wenigsten hierarchisch strukturierte Raum am Kurort gelten. Ihre materielle Beschaffenheit verhielt sich gewissermaßen neutral zu sozialen Unterscheidungen innerhalb der »Kurgesellschaft«, denn reduziert auf ihre Grundformen war sie ein Stück Boden unter freiem Himmel, ein Gelände ohne Höhenunterschiede und ohne Mauern. Gegen schlechtes Wetter schützten lediglich überdachte Wandelgänge oder provisorische Zeltdächer. Obwohl gärtnerische Finesse die Promenade der obligaten Transformation zur Kunstnatur unterzog, blieb sie stofflich weitaus unprofilerter als die von dominanten Materialien strotzenden Gesellschafts- und Kurgebäude. Ihre Offenheit machte sie insofern zu einem temporalen Raum, als sie nur dann in vollem Umfang sichtbar wurde, wenn die Kurgäste sie zu bestimmten Tageszeiten mit ihren Körpern dicht an dicht besetzten. Wie im Wiesbadener Kurgarten (Abb. 1) herrschte auf den Kurpromenaden des 19. Jahrhunderts das, was die Zeitgenossen gerne »buntes Treiben« nannten, mit anderen Worten: erlebnisreiche Mischung in Bewegung.

In den Badehäusern drückte sich die Segregation in der Unterteilung in Einzelkabinen, so genannte »Fürstenbäder«, und Gemeinschaftsbecken aus, ganz zu schweigen von den räumlich separierten, oft an den Stadtrand

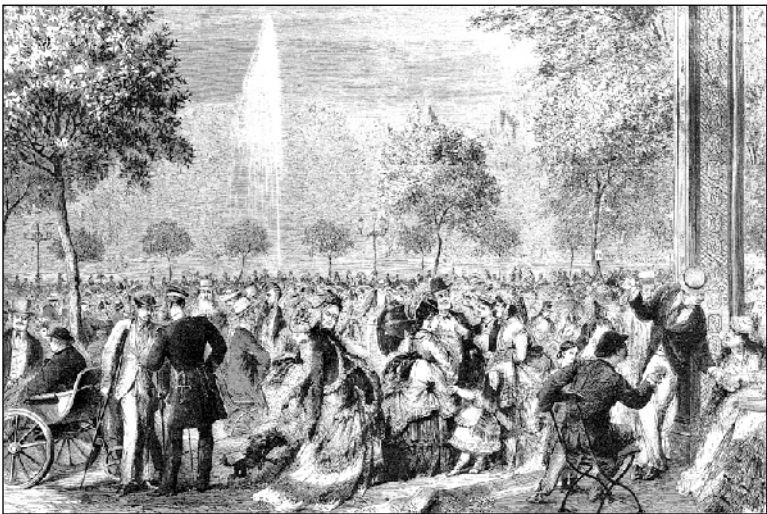
65 | »Saison von Baden-Baden«, in: Ueber Land und Meer (52) 1868, S. 834.

66 | D. Scobey: Anatomy, S. 221.

verlegten Armen- und Soldatenbädern. Theater kosteten Eintritt, und die Veranstalter von Bällen und Festen wählten das Publikum noch exklusiver über Einladungen aus. Dagegen stand die Promenade nicht nur allen Kurgästen und Passanten offen, sie konnte auch von sozial Unbefugten in Besitz genommen werden. Die Beschwerden von vornehmen Baden-Badener Kurgästen kolportierte ein Berichterstatter schon 1844:

»Der Pöbel [...] beginne sich auf die Promenade zu gewöhnen, seit die Eisenbahn an Sonntagnachmittagsstunden die Masse gemeinen Volkes ausspeie; den Fremden schlossen sich die Einheimischen an, welche es nun ganz angenehm fänden nicht nur die Sonntagnachmittage, sondern jeden Feierabend lustwandelnd vor dem Conversationshause zuzubringen.«⁶⁷

Abbildung 1: »Im Curgarten zu Wiesbaden« hat sich die Kurgesellschaft 1871 vor den Lesern und Leserinnen der »Illustrierten Zeitung« versammelt. Der Illustrator Knut Ekwall präsentierte buntes Treiben mit verschiedenen »Typen« im Vordergrund und einer dichten Menge von Staffagefiguren in der Kunstnatur.



Quelle: Illustrierte Zeitung 1472 vom 16.9.1871, S. 217.

Die materielle und soziale Offenheit der Promenade forderte einen Wahrnehmungsmodus heraus, der dem Chancenreichtum und der Unsicherheit der dort stattfindenden Interaktionen gleichermaßen angemessen war. Das

⁶⁷ | [Wilhelm von Chézy]: »* Baden, 8 Jul.«, in: Allgemeine Zeitung vom 12.7.1844.

mäandernde Umherwandeln vieler Menschen auf kleiner Fläche verursachte unzählige gesuchte und ungesuchte Begegnungen. Das Punktuelle dieser »Geselligkeit in fortwährender Bewegung«⁶⁸ vervielfältigte das Aufeinandertreffen von Oberflächen und machte die Promenade zu einem Ort des Hinschauens, zu einer wahren Augenweide. Auf der Promenade besetzte niemand dauerhaft eine bestimmte Position; dem Erkennen (Abrufen von Kenntnissen in der Wahrnehmung) musste das Anerkennen (soziales Bekenntnis zu jemandem) folgen, ohne dass physische Raumgliederungen bei der Auswahl assistierten.⁶⁹ Unablässiges aufmerksames Beobachten kennzeichnete das gesellige Beisammensein, in dem Momente des Stehenbleibens, Ansprechens und Plauderns das unverbindliche Aneinander-Vorbeigehen unterbrachen.

Wie sich das flüchtige Spiel von Annäherung und Distanzierung im Einzelnen gestaltete, hing davon ab, wie viele Menschen sich auf der Promenade aufhielten und wie intim oder verbindlich ihre sozialen Beziehungen waren. Waren die Promeneure in ihrer Zahl überschaubar und einander aus alltäglichen Zusammenhängen persönlich bekannt, so bildeten sie ein reziprokes Publikum, in dem alle (Selbst-)Darsteller und Zuschauer zugleich waren. In Interaktionsritualen reproduzierten sie die innerhalb ihrer *peer-group* geltenden Machtverhältnisse oder versuchten, in Kontakt mit höher Gestellten zu treten. Auf der Brunnenpromenade, so ein Kurchronist 1845, »kannst du dich den höchsten anwesenden Personen, die daheim nicht empfangen, ohne Ceremoniel nähern und wirst freundlich angenommen«.⁷⁰ Die Promenade erschien dann als Audienz- und Empfangszimmer; der kommunikative Akt des Ansprechens hatte zugleich die Funktion des Vorsprechens. Zufällige interpersonale Kommunikation blieb somit nicht auf den Moment der Begegnung beschränkt, sondern wirkte sich möglicherweise nachhaltig auf kurferne Sachverhalte aus. Wo sich heimisch-alltägliche Verbindlichkeiten am Kurort fortsetzten, ging es darum, sich in einem hierarchisch strukturierten Beziehungsgeflecht zu positionieren, das durch Beachtungsverhältnisse nicht nur abgebildet, sondern auch mit hergestellt wurde. Daher registrierten die Beteiligten genau, wer mit wem und wie lange, wie lebhaft und in welchem Ton sprach, wer bemerkt und wer gemieden wurde.

Dies galt im ganzen 19. Jahrhundert für die Angehörigen höfischer Kreise und Personen, die sich um Zutritt zu ihnen bemühten. Die Kur ermöglichte einen Rückzug vom Hofalltag, eine deutliche Reduktion zeremo-

68 | D. Scobey: *Anatomy*, S. 215.

69 | Zur räumlichen Hierarchisierung von Vision und Division vgl. Pierre Bourdieu: »Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum«, in: Martin Wentz (Hg.), *Stadt-Räume*, Frankfurt am Main, New York 1991, S. 25-34, hier S. 27.

70 | »Kleine Tageschronik«, in: *Der Cursaal*. Conversationsblatt für die Taunusbäder vom 6. August 1845.

nieller Formen. Den Verzicht auf höfische Regeln bedeutete dies keineswegs, erst recht nicht, wenn sich Monarchen am Kurort aufhielten. Besonders heikel waren hier stattfindende Entrevuen von Repräsentanten großer Mächte, da in solchen Fällen die diplomatische Relevanz der Begegnung die Beobachtung jeder kleinsten Geste multilateral vervielfachte.⁷¹ Doch auch wenn nur die Verhältnisse eines Hofes in den Kurort transloziert wurden, gestaltete sich die asymmetrische gegenseitige Kenntnissnahme in der unübersichtlichen Situation eines fluktuierenden Publikums gelegentlich problematisch. Das unintendierte Wahrnehmungsversagen derjenigen, die Aufmerksamkeit zu vergeben hatten – das Übersehen von Personen –, konnten andere als intendierte Missachtung deuten. 1826 meldete Kronprinzessin Elisabeth von Preußen erleichtert, sie habe auf der Emser Promenade eine »Cour unter freyem Himmel« ohne faux-pas absolviert.⁷² Aus der Perspektive eines zu Beachtenden hielt Karl August Varnhagen von Ense 1836 sein erfolgreiches dortiges Zusammentreffen mit Schwager und Schwägerin der Kronprinzessin, dem späteren Kaiser Wilhelm I. und seiner Frau, fest:

»Prinz und Prinzessin Wilhelm (Auguste von Weimar) heute früh auf der Promenade begrüßt, die Prinzessin mich gleich erkennt, auf mich zugekommen, mit mir gesprochen [...]. Der Wetteifer und die Jagd der Vornehmen und Halbvornehmen geht nun auch schon los, das Drängen, Nähern, Folgen, das Bitten und Warten, um einen Blick, ein Wort zu gewinnen [...]. Die Leute wundern sich, mich mit der Prinzessin so bekannt zu sehen, und mich doch so zurückhaltend zu finden.«⁷³

Für Gäste aus weniger geschlossenen Gesellschaftskreisen dürfte auf der Promenade neben dem Umgang mit Bekannten die Anbahnung und Pflege temporärer Nähe im Vordergrund gestanden haben. Solange die Möglichkeit, mit Fremden umzugehen, als Gewinn bringend und nicht als Überforderung betrachtet wurde, gedieh die Kunst, sich unverbindlich miteinander bekannt zu machen.⁷⁴ Auch hierzu war eine Auswahl geeigneter Kommunikationspartner erforderlich. Die gedachte Einheit der »Kurgesellschaft«, in der jeder Unbekannte ein Gleichgesinnter und Gleichgestellter, aber auch eine Mesalliance sein konnte, machte es notwendig, den anderen

71 | Vgl. Johannes Paulmann: *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg*, Paderborn 2000, S. 183-188.

72 | An Kronprinz Friedrich Wilhelm, Brief vom 12. Juni 1826, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, BPH Rep. 50 Nr. 12.

73 | Karl August Varnhagen von Ense: *Tagebücher*, Band 1, Leipzig 1861, S. 18-19.

74 | Vgl. Wolfgang Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1993 [1977], S. 70-73.

als soziales Gegenüber festzustellen. Unter den Bedingungen eines Publikums im Fluss geschah dies durch Beobachtung seiner äußeren Erscheinung im Vorübergehen. Die augenblickliche Entzifferung der feinen Unterschiede von Kleidung und Manieren gab einen ersten Anhaltspunkt.⁷⁵ Vom Hochstapler war jedoch bekannt, dass veränderliche Äußerlichkeiten über die Rechtschaffenheit einer Person keine Gewissheit geben konnten. Die Erkennung verlagerte sich daher seit der Mitte des Jahrhunderts immer mehr auf das angenommene Unverstellbare, den unmittelbar körperlichen Ausdruck von Physiognomie und Haltung.⁷⁶ Die Fähigkeit, von der Oberfläche auf das Innere zu schließen, war in Kurorten relevant, weil es darum ging, sich auf zeitweilige Verbindlichkeiten mit anderen Ortsfremden einzulassen.

Die Begegnungskommunikation vor Ort lieferte zugleich Stoff für die Kurberichterstattung in der Presse. Schon die frühen Korrespondenzen vermeldeten einem abwesenden bürgerlichen Publikum von Zeitungslesern, welche Notabilitäten aus Politik, Kunst und Geistesleben am jeweiligen Kurort waren und wie sie sich verhielten. Die anonyme, räumlich zehnte Beobachtung der Berühmten beruhte nicht auf der Gegenseitigkeit persönlicher Beziehungen, sondern stellte Personen von öffentlichem Interesse aus. Die so Beobachteten arrangierten sich damit, Objekte der Publikuserwartungen zu sein. 1865 erörterte Otto von Bismarck mit seiner Frau Johanna den nötigen Aufwand für ihre Kur in Homburg und die anschließenden gemeinsamen Wochen in Biarritz, dem Sommeraufenthalt der französischen Kaiserfamilie. Auf einen zweiten Diener könne man in Biarritz vielleicht verzichten, schrieb Bismarck,

»ohne Jungfer aber geht es absolut nicht, auch nicht ohne Toilette, denn da Du das Unglück hast, meine Frau zu sein, so werden die Zeitungen sich Deiner und Deines äußerlichen Auftretens auch gelegentlich annehmen. Das ist das Elend dieser Stellung, daß jede Freiheit des Privatlebens aufhört, und deßhalb mahne ich auch, daß Du in Homburg keine Sparsamkeiten übst, die für die Preuß. Ministerpräsidentin außerhalb der Linie liegen könnten, die Dir das Publikum nicht nach Deinem Geschmack oder Vermögen, sondern nach Deinem Range unerbittlich vorzeichnet.«⁷⁷

Prominente Kurgäste antizipierten, was aus der Öffentlichkeit der Kurorte in die Presse gelangen würde. Während damit häufig eine Reduktion von Aufwand anstand, ersetzten die Bismarcks einen zu bodenständigen Habitus durch repräsentativere Formen. Auf der anderen Seite hinterließ die

75 | Vgl. Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt am Main 1996 [1974], S. 217.

76 | Vgl. ebd., S. 204-207.

77 | Brief vom 1. August 1865, in: Fürst Herbert Bismarck (Hg.), *Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin*, 5. Aufl., Stuttgart, Berlin 1916, S. 510.

mediale Präsentation von Prominenten ihre Spuren in den Beobachtungspraktiken der gewöhnlichen Kurgäste. Vor Ort erlebten sie die Nahbarkeit der normalerweise Unerreichbaren in einem doppelten Sinne: Viele Angehörige der höchsten Gesellschaftsschichten signalisierten am Kurort mit entsprechenden Attributen und Verkehrsformen eine »bürgerliche« Lebensweise, die unmittelbar sehen zu können einer Wahrnehmungssensation gleichkam. 1867 hieß es in einem Zeitschriftenartikel über die Baden-Badener Promenade:

»wer mit den Porträts von Königen, Fürsten und berühmten Staatsmännern gut bekannt ist, wird manchen davon in diesem Gewühle erkennen und darinnen wie unter seinesgleichen wandeln sehen.«⁷⁸

Die in der Bewegung vollzogene soziale Nivellierung – die Hervorstehenden gingen umher wie die Durchschnittlichen, nicht ausgezeichnet durch Kleidung, Insignien oder Gesten – verband sich mit massenmedialen Beobachtungspraktiken. Wer nicht den Eliten angehörte und daher persönliche Kenntnisaufnahme durch ihre Vertreter nicht zu erwarten hatte, dem bot sich am Kurort zumindest die Gelegenheit, Berühmtheiten aus nächster Nähe zu sehen und statt einer Anerkennung die Gratifikationen ergiebiger Schaulust zu genießen. Das um 1860 bereits dichte Netz täglicher Informationen und das medial verbreitete Bilderreservoir boten dem informierten Beobachter die Möglichkeit, die in der Masse des Kurpublikums habituell unauffälligen Prominenten an ihren individuellen Gesichtszügen zu erkennen.

Als der Student Oskar Becker 1861 in Leipzig ein Attentat auf den preußischen König Wilhelm I. plante, kaufte er zunächst eine handelsübliche Fotografie, um sich ein Bild vom Aussehen des Monarchen zu machen. Dessen Aufenthaltsort erfuhr er aus der Zeitung, die berichtete, der König sei soeben nach Baden-Baden aufgebrochen. Dorthin gelangte auch Becker mit dem nächsten Zug. Nach seiner Ankunft tat er es zunächst anderen, harmloseren Kurgästen in den von allerhöchsten Personen besuchten Hydropolen gleich. Zunächst hielt er in der Stadt nach Wilhelm I. Ausschau, dann fragte er sich zu dessen Hotel durch, wo er den Monarchen mithilfe des Fotos zu erkennen meinte. Von einem Kellner ließ er sich seine Vermutung bestätigen. Becker wusste von der Gewohnheit des preußischen Königs, täglich einen frühen Spaziergang auf der Lichtenthaler Allee zu machen, und wartete daher am nächsten Morgen auf einer Bank, bis sein Opfer vorbeikam.⁷⁹

78 | »Vor dem Cursaal in Baden-Baden«, in: Illustrierte Zeitung vom 5. Oktober 1867.

79 | Reiner Haehling von Lanzeneuer: Das Baden-Badener Attentat, Baden-Baden 1995, S. 20-22.

Becker schoss auf den Monarchen – im Unterschied zu den bloß Schaulustigen, die hinter Fürsten und Fürstinnen herliefen, ihren körperlichen Zustand und ihre Kleidung beobachteten und darauf hofften, vielleicht angesprochen oder angelächelt zu werden. Die öffentlichkeits scheue Kaiserin Elisabeth von Österreich trat bei ihren vielen Kuren daher häufig den Rückzug an: So wich sie 1865 in Kissingen in den Wald aus – »denn am Kurplatz laufen mir die Leute zu viel nach«⁸⁰ – oder drohte 1892 mit ihrer Abreise aus Karlsbad, wenn die lästigen Nachstellungen durch Neugierige nicht unterblieben.⁸¹

Kam es auf der Promenade zur wechselseitigen Kenntnisnahme von fürstlicher Person und gewöhnlichem Kurgast, so trafen damit allerdings sehr unterschiedliche Wissensstände aufeinander. Der anonyme Kurgast erkannte nicht nur eine vertraute Physiognomie, sondern wusste meistens auch Bescheid über Krankengeschichte und Lieblingsblume des oder der Betroffenen. Für ihn lag die Qualität der Begegnung in der Überwindung einer in der Regel unüberwindlichen Distanz und der Realisierung einer Intimität, die bis dahin einseitig und medial vermittelt war. Demgegenüber zielte die Kontaktaufnahme des oder der Ausgezeichneten auf eine exemplarische Begegnung ohne Dauer, die »Volksnähe« an zufälligen Repräsentanten vollzog, nach deren persönlichen Lebensumständen zu fragen zum guten Ton des Herrschens gehörte.

Die sich anbahnende Dauerbeobachtung der Mächtigen und anderer Prominenter, die in der Presse mit gesteigertem Interesse für intime Details in den Blick genommen wurden, kann als Kehrseite der zunehmenden Anonymisierung öffentlicher Interaktionen verstanden werden. An den Kurorten mit ihrer eigentümlichen Verdichtung interpersonaler Kommunikation war dieser Prozess als Verlust spürbar. Wie der oben zitierte Emil Frommel beklagten viele alte Stammgäste an der Kommerzialisierung ihrer Bäder vor allem die damit verbundene Überfüllung und Unübersichtlichkeit.⁸² Die Gegenwart anderer bekam einen agonalen Zug, sie wurde zum »Gedränge«, ohne dass dadurch die Wahrscheinlichkeit wuchs, angenehme Gesellschaft zu finden – im Gegenteil. Das Misslingen von Geselligkeit in einer Menschenmenge erfuhr der Kurgast Carl Sauerlich 1861 während seines Aufenthalts in Ems:

»(nach schlafloser unruhiger Nacht) begann ich denn heute das Trinken am Kesselbrunnen, dann bin ich wie der Arzt angerathen herumpromenirt, mich unter den Tausenden von Menschen gelangweilt, denn kein bekanntes Gesicht unter den vielen

80 | Brief an ihre Tochter Gisela vom 9. Juli 1865, zit. n. Egon Caesar Conte Corti: *Elisabeth*. »Die seltsame Frau«, Graz, Wien, Köln 1994 [1934] S. 119.

81 | Vgl. W. Kos: *Zwischen Amusement*, S. 234.

82 | Vgl. J. Steward: *The Culture*, S. 30.

Leuten; das Getöse die Hitze der Staub u. jeden Augenblick das Ausweichen um nicht wiederzustoßen, hat mich ermüdet.«⁸³

Sauermilchs Wahrnehmung der anderen Gäste reduzierte sich auf die koordinierende Beobachtung von Bewegungsabläufen, um Zusammenstöße zu vermeiden. Sie bezog sich auf die Störungen einer Fortbewegung, die ihren medizinischen Zweck nicht in gesellige Begegnung münden ließ.

Dass Anonymität nicht bloß als defizitär erschien, sondern auch Genuss versprach, dass sich gerade an Kurorten »Wahrnehmungslust und Isolation«⁸⁴ mischen konnten, zeigt der Einzug des Flaneurs in den Kur-Diskurs. Diese der großstädtischen Moderne entlehnte Figur stellte die Selbstverständlichkeit der auf Interaktion beruhenden Promenadenkultur infrage. Eine im Plauderstil gehaltene Reminiszenz an die Marienbader Saison von 1885 thematisierte die Unterschiede von Promenade und *flânerie*. Während der Spaziergang, so Karl Böttcher, eine gesellige Angelegenheit sei, bei der man seine »Pflicht gegen den Unterleib und die gute Gesellschaft« erfülle, sei die Einsamkeit inmitten der Menge ein Hauptmerkmal des Flaneurs, ein weiteres das ziel- und absichtslose Umherstreifen: »So wie er nachdenkt, sowie er einen der tausend Eindrücke hauptsächlich auf sich wirken läßt, so wie er gar eine Absicht oder ein Ziel hat, so hört er alsbald auf, Flaneur zu sein.«⁸⁵ Der Flaneur verließ das vorgezeichnete Spazierprogramm mit seinen regulierten, selbstbezogenen und zugleich sozialen Bewegungen, um sich in der Selbstvergessenheit eines von mannigfaltigen Außenreizen gelenkten Gehens wiederzufinden.⁸⁶

4. Zusammenfassung

Der Kurort, in dem sich Verschiedenes mischte, erscheint selbst als Mixtur von Kommunikationsräumen. Die Zeitgenossen schätzten seine ländliche Urbanität und ergingen sich in seiner gemachten Natur. Seine Promenaden vereinigten die Öffentlichkeit der Straße mit der Intimität des Salons; sie waren Straße und Platz zugleich, denn sie dienten der Fortbewegung ebenso wie der Zusammenkunft. Dabei fehlte der Bewegung die motivierte Stoßrichtung und der Versammlung das kontroverse Thema. Das zirkuläre

83 | Karl Billaudelle (Hg.): Carl Sauermilch, Bad Emser Tagebuch 1861. Notizen (I. Teil), Bad Ems 1990, S. 14.

84 | W. Kos: Zwischen Amüsement, S. 222.

85 | Karl Böttcher: Brunnengeister. Marienbader Saisonbilder, Karlsbad [1885], S. 6, 18.

86 | Vgl. Harald Neumeyer: Der Flaneur. Konzeptionen der Moderne, Würzburg 1999, S. 9-13.

Promenieren genügte sich selbst. Aus diesem Ideal statischer Bewegtheit und der exklusiven Promiskuität ihrer Gäste lassen sich vor allem die Hydropolen des 19. Jahrhunderts als Orte der hermetischen Öffentlichkeit charakterisieren.

Sichernde Abgeschlossenheit gewährte ihre als peripher wahrgenommene Lage abseits von Alltagsinteressen und Alltagskonflikten, der weitgehende Ausschluss von potenziellen Akteuren der Un- und Umordnung. Umgeben von der markanten Stofflichkeit immer großzügigerer Kurbauten stand die zurückhaltend gestaltete Promenade dagegen für die Öffentlichkeit und Offenheit der Kurorte. Versatzstücke dekorativer Natur, geschriebene und ungeschriebene Verbote markierten ihren Raum, ohne ihre Grenzen wirklich greifbar zu machen. Die Promenade war mehr als andere Orte durch Anwesenheit bestimmt, sie fand statt, indem die Kurgäste mehrmals täglich zu jener Stelle drängten, die als Zentrum der kurörtlichen Geselligkeit bekannt war. Der Bewegungsvollzug des Promenierens, das gemächliche Auf und Ab, unterschied sich bei verschiedenen Gruppen von Promeneuren kaum und wandelte sich über das Jahrhundert hinweg so gut wie nicht. Was erheblich variierte und sich veränderte, waren die kommunikativen Praktiken der Begegnung, die mit der Zahl der Anwesenden und der Qualität ihrer sozialen Beziehungen in Zusammenhang standen. Mit welchen Wahrnehmungshaltungen die Kurgäste auf die vorübergehende Nähe anderer reagierten, welche Erwartungen sie an die Verbindlichkeit der Interaktionen knüpften – von solchen Faktoren hing es ab, ob die Promenadenmischung interstädtische Kontaktaufnahme beflügelte oder dem Flaneur zum Stoff pittoresken Welterlebens wurde.

Ihre Hochzeit als Schauplätze öffentlicher Elitenkultur hatten die Hydropolen zwischen 1840 und 1870. In dieser Zeit funktionierten sie als »sozialer Kompromißraum«⁸⁷ der Mischungslüste und Mischungsgängste einer bereits durchlässigen, aber noch überschaubaren Elite vor größer werdendem Publikum. Als die distinguierte Minderheit in den Kurorten jedoch ihre kulturelle Hegemonie einbüßte und die mediale Berichterstattung Sichtbarkeit verstärkt durch intimisierte Zelebrität herstellte, zogen sich die tonangebenden Vornehmen und Reichen in die mondäne Peripherie der Mittelmeerküsten und des Hochgebirges, der Inseln und Yachten zurück.

Die mit der Verbürgerlichung einhergehende Anonymisierung und Kommodifizierung der Kur marginalisierte auch jene auf persönlicher Kenntnis beruhende Interaktionskultur, die seit der Aufklärung Geselligkeit geprägt hatte. Damit ist jedoch kein Verfall, sondern die Transformation persönlicher Begegnung angesprochen. Kurorte reduzierten sich weder darauf, Reservate konservativer Eliten zu sein, die vor den Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels flohen, noch waren sie Reviere der Oberflächlichkeit, in denen die Tugenden der produktiven Kommunikation un-

ter dem Ansturm der Massen verkümmerten. Vielmehr war gerade die Kurpromenade ein Ort, an dem kommunikative Fertigkeiten der Beobachtung gefragt waren und sich veränderten. Ihr Beispiel legt den Schluss nahe, dass sich Interaktionspraktiken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vervielfältigten, nicht zuletzt dadurch, dass sie von medialen Kommunikationen nicht verdrängt, sondern zu ihnen in Beziehung gesetzt wurden.

Die Frage nach dem Verhältnis von Raum und Kommunikation läuft an dieser Stelle auf einen Zwischenraum hinaus, auf den Abstand zwischen den Körpern, die sich auf der Promenade bewegten. Die Promeneure stellten soziale oder persönliche Nähe durch räumliche Nähe dar und zugleich her. Die Annäherung anderer Kurgäste konnte unterschiedlichen historischen Akteuren unter verschiedenen Bedingungen mehr oder weniger wünschenswert erscheinen, und die Offenheit der Promenade erlaubte flexible Reaktionen auf Annäherungsversuche, die wiederum dem geselligen Verständnis der Kur entsprachen. In den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stand die Kurpromenade daher auch für den Kompromiss zwischen hoher sozialer Dichte, Fluktuation und Verbindlichkeit.

Öffentliche Ermittlungen und ihre Aneignungen im urbanen Raum. Verbrecherjagden im Berlin des Kaiserreichs

PHILIPP MÜLLER

Das Geschäft war den ganzen Tag über umlagert. Es waren wohl Nachbarn, vorübereilende Passanten und vom Hörensagen angelockte Schaulustige, die am 21. Juni 1904 das Geschäft eines Sargtischlers im Berliner Norden aufsuchten. Im Schaufenster war ein kleiner Sarg ausgestellt: Er war schneeweiß, trug in der Mitte ein Kreuz und am Kopfende eine Krone. Der Tischler hatte ihn der Familie Berlin zum Geschenk gemacht. Am 8. Juni hatten die Eltern ihre neunjährige Tochter Lucie als vermisst gemeldet. Als drei Tage später ein Abfischer der städtischen Wasserbauinspektion den Rumpf eines Kindes in der Spree entdeckte, erhärtete sich schließlich der Verdacht, dass Lucie Berlin vergewaltigt und ermordet worden war. Die Trauer über den gewaltsamen Tod des Mädchens bewegte die Nachbarn zu solidarischem Handeln: Sie sammelten Geld für die Kränze der anstehenden Beerdigung.¹ Die Anteilnahme der Nachbarn mochte wohl noch nahe liegen. Die werbewirksame Stiftung des Sargs wie auch seine öffentliche Ausstellung und nicht zuletzt die Wahrnehmung dieses Angebots durch Teile der städtischen Bevölkerung verweist auf einen umfassenderen Zusammenhang, der diesem kleinen Spektakel vorausging.

Die Mordsache gehörte für eine kurze Dauer von etwa zehn Tagen zu den ersten Nachrichten in den führenden Blättern und bildete »das Tagesgespräch in Berlin«.² Der »Berliner Lokal-Anzeiger« stellte in seinem all-

1 | Berliner Lokal-Anzeiger (BLA) 11.6.1904, Nr. 270, S.1f.; Berliner Morgenpost (BMP) 12.6.1904, Nr. 136, I. Beilage, S. 1; BLA 22.6.1904, Nr. 287, S. 3; BLA 19.6.1904, Nr. 283, S. 3.

2 | BLA 19.6.1904, Nr. 283, I. Beilage, S. 1.

wöchentlichen Kommentar, dem »Berliner Beobachter«, fest: »wo man auch über den ›sensationellen‹ Fall sprach und debattierte, ob im Vorder- oder Hinterhaus, bei Weißbier oder Sekt – überall waren zunächst Worte und Empfindungen der Theilnahme, des Mitleids, gute, menschenfreundliche Regungen zu konstatieren.«³ Die Beschreibung des »Berliner Beobachters« fiel äußerst homogenisierend aus: Der Fall Lucie Berlin erfasste alle gleichermaßen, den biertrinkenden Arbeiter wie den sektgenießenden Bürger, sowohl die Bewohner der respektablen Vorderhäuser als auch die Bewohner der für Berlin so typischen wie despektierlichen Hinterhäuser.⁴ Die Spenden der Nachbarn und des Tischlers mögen die Feststellung einer allgemeinen mitleidenden Teilnahme vorerst bestätigen. Die leichte Distanzierung von den »sensationellen« Aspekten des Falles verweist jedoch auf eine offenkundige Differenz zwischen der Intensität der Ereignisse in der Metropole und ihrer Kommentierung im »Berliner Lokal-Anzeiger«. Es sind daher die öffentlichen Dynamiken solcher *cause célèbre* und ihre Bedingungen zu bestimmen. In diesem Zusammenhang sind zunächst Polizei und Presse auf ihre spezifischen Einsätze in dem »crime drama«⁵ zu befragen. Insbesondere sind die Korrelationen ihrer aufgewendeten Mittel und Techniken sowie deren Tragweite zu ermitteln. Hierbei werde ich mich nicht auf den Einzelfall Lucie Berlin beschränken.⁶ Auch die Verbrechensfälle Wetzel (1891) und Grosse & Werner (1896) sind in die Analyse einzu beziehen. Insbesondere sind die Aneignungen derjenigen zu sondieren, die explizit von der Berichterstattung als »das Publikum« angesprochen wurden.⁷

3 | Ebd.

4 | Vgl. Rosemarie Beier: »Leben in der Mietskasernen. Zum Alltag Berliner Unterschichtsfamilien in den Jahren 1900 bis 1920«, in: Gesine Asmus (Hg.), Hinterhof, Keller, Mansarde. Einblicke ins Berliner Wohnungselend, Reinbek 1982, S. 244-269.

5 | Eric A. Johnson: *Urbanization and Crime*, Cambridge 1995, S. 2.

6 | An dieser Stelle möchte ich Peter Fritzsche für die Einsicht in sein Manuskript »Talk of the Town. The Murder of Lucie Berlin and the Production of Local Knowledge« danken. Der Aufsatz erscheint demnächst in dem von Peter Becker und Richard Wetzel herausgegebenen Sammelband »Criminals and their scientists«; siehe auch Peter Fritzsche: *Reading Berlin 1900*, Cambridge, MA 1996, S. 61.

7 | In der Kriminalitätsforschung ist die Frage nach den Aneignungen bereits ein etabliertes Forschungsfeld. Vgl. etwa Judith Walkowitz: *City of Dreadful Delight. Narratives of Sexual Danger in late-Victorian London*, London 1992; Rebekka Habermas: »Von Anselm von Feuerbach zu Jack the Ripper. Recht und Kriminalität im 19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht«, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte* 3 (2003), S. 128-261, hier S. 149; Philipp Müller: »Journalistische Vermittlung und ihre Aneignung. Öffentliche Verhandlungen über den Fall Wilhelm Voigt in Berlin 1906/08«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 13 (2002), S. 35-56, hier

Gewöhnlich wird unter dem Kollektivsingular eine passiv rezipierende oder konsumierende Einheit rubriziert. Jedenfalls bezeichnet der Begriff mehr das Resultat einer Reihe von Wirkungen und weniger eine – wenn auch nicht autonome, so doch zumindest – eigene Größe, die in einem komplexen Geflecht von Relationen affizierend wirkte und affiziert wurde.⁸ Wenn hier mit dem Sprachgebrauch von Polizei und Presse gebrochen wird, so geschieht dies aus der Notwendigkeit heraus, das »Publikum« zu pluralisieren und zwischen seiner Konzeption durch Presse und Polizei auf der einen Seite und ihrer sozialen Praxis auf der anderen zu unterscheiden. Die Partizipation der »Vielen«⁹ war keineswegs ein Reflex auf wie auch immer geartete mediale Stimuli. Die Aneignungen erübrigten sich nicht mit der Rezeption oder Konsumtion von Inhalten. Sie mündeten in Handlungen. Mehr noch: die Vielen tauchen auf der Oberfläche der Repräsentation allein in ihren Aktionen auf. Als Personen sind sie kaum greifbar. Wie der Sargtischler oder die Nachbarn, ihre Erwähnung bleibt ohne Nennung ihrer Namen. Geschlecht und ungefähre Hinweise auf ihre Lebensphase werden meistens genannt. Mitunter ist auch eine Wohnadresse oder eine berufliche Tätigkeit zu ermitteln. Sie einer einzigen sozialen Schicht zuzuordnen, ist aber kaum möglich. Gleichwohl gibt es zwei Kennzeichen, die sie teilen: im Unterschied zu Experten wie Wissenschaftlern, Medizinern und Journalisten verfügten sie über keine *unmittelbaren* publizistischen Ressourcen, und anders als die Beamten der Polizei kam ihnen *de jure* auch

S. 35; zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auch auf die Promotion »Emotionen und Gewalt machen Geschichte(n) – Serien-Sexualtäter im Blick von Nachbarn, Bekannten, Praktikern, Experten, Medien und Rezipienten im 10. Jahrhundert in Deutschland« von Kerstin Brückweh (Universität Bielefeld) und auf das Habilitationsprojekt »Die Veröffentlichung des Geheimen. Skandale, Medien und Politik im imperialen Deutschland und in Großbritannien« von Frank Bösch (Ruhr-Universität Bochum); ders.: »Zeitungsberichte im Alltagsgespräch. Mediennutzung, Medienwirkung und Kommunikation im Kaiserreich«, in: Publizistik 49 (2004), S. 319-336, hier S. 333.

8 | Vgl. Alf Lütke: »Stofflichkeit, Macht-Lust und Reiz der Oberflächen. Zu den Perspektiven von Alltagsgeschichte«, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994, S. 65-80, hier S. 72; Kaspar Maase: »Kinder als Fremde – Kinder als Feinde. Halbwüchsige, Massenkultur und Erwachsene im wilhelminischen Kaiserreich«, in: Historische Anthropologie 4 (1996), S. 93-126, hier S. 93, 97; Michel de Certeau: Kunst des Handelns, Berlin 1988, S. 13, 296; John Fiske: Reading the Popular Culture, London 1989, S. 1.

9 | Alf Lütke: »Wo blieb die ›rote Glut‹? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus«, in: ders. (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main, New York 1989, S. 225; Kaspar Maase: Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970, Frankfurt am Main 1997, S. 27.

keine Sanktionsgewalt zu. Dass ihnen in einer spezifischen Konfiguration dennoch journalistische Präsenz wie auch quasi-polizeiliche Kompetenzen zuteil werden konnten, davon handelt der vorliegende Aufsatz.

1. Kommunikation des Lokalen

Der gouvernementale »Berliner Lokal-Anzeiger« war nicht das einzige Blatt, das am 11. Juni 1904 über den Fund des Rumpfes berichtete. Auch die liberalen Blätter der Konkurrenz, das »Berliner Tageblatt« und die »Berliner Morgenpost«, waren über die jüngsten Ergebnisse der kriminalpolizeilichen Ermittlungen informiert.¹⁰ Den auflagenstärksten Tageszeitungen wie auch den zahlreichen anderen Blättern der Hauptstadt war die Meldung durch die Polizei selbst mitgeteilt worden. Der Vorgang war Routine. Die ausführliche Darstellung des Verbrechens und der amtlichen Bemühungen um dessen Aufklärung war Teil einer systematischen Pressepolitik der Berliner Kriminalpolizei.¹¹ Im eigenen institutionellen Interesse ließ die Polizei den Zeitungen von mittlerer und größerer lokaler Bedeutung amtliche Nachrichten zukommen. Die Festnahme eines »schweren Jungen«, der in einen Kolonialwarenladen eingebrochen war, die Überführung des Laufburschen Ewald Krause, der 800 Mark unterschlagen hatte, oder eben der Leichenfund in der Spree waren Informationen, welche die 4. Abteilung des Polizeipräsidiums den Zeitungsredaktionen zukommen ließ.¹² Delikte, insbesondere Kapitalverbrechen, zogen öffentliche Ermittlungen nach sich. Im Juni 1904 fahndete die Polizei nicht nur nach dem Mörder der Lucie Berlin; ein anderer Leichenfund zu Beginn des Monats in Charlottenburg hatte eine nicht weniger breite Kampagne der Polizei zur Folge.¹³ Infolge der Periodizität der Blätter berichtete die Polizei zweimal täglich über den aktuellen Stand der laufenden Ermittlungen und ließ der Öffentlichkeit in offiziellen Berichten Aussagen von Verdächtigen, Zeugen und Anzeigenden, Ergebnisse der Obduktion, Darlegungen zum Tathergang, Schilderungen über die Lebensweise und das Milieu des Opfers, Signalements der gesuchten Täter und gelegentlich auch Abbildungen von Tatwaffen, Verbrecherphotographien etc. zukommen.¹⁴

10 | BLA 11.6.1904, Nr. 270, S. 1. Aufgrund der einfachen Periodizität der »Berliner Morgenpost« informierte diese erst in der nächstfolgenden Ausgabe am nächsten Tag. Um den Mangel an Aktualität auszugleichen, machte die Redaktion die Meldung durch Aushänge bekannt, BMP 12.6.1904, Nr. 136, 1. Beilage, S. 1.

11 | Müller, »Journalistische Vermittlung und ihre Aneignung«, S. 35.

12 | BLA 23.10.1896, Nr. 500, S. 2.

13 | BMP 21.6.1906, Nr. 143, 1. Beilage, S. 1.

14 | BT 24.8.1891, Nr. 426 und 26.8.1891, Nr. 429.

Die öffentlichkeitswirksame Maßnahme der Polizei garantierte bereits vor der Jahrhundertwende eine beständige öffentliche Präsenz des Themas Kriminalität in den lokalen Tageszeitungen. Die Redaktionen erfreuten sich der kriminalpolizeilichen Maßnahme, beendete sie doch die vielfach gescholtene »bürokratische Zugeknöpftheit«¹⁵ der preußischen Institution. Selbst das liberal ausgerichtete »Berliner Tageblatt« konnte nicht umhin, das Berliner Polizeipräsidium dafür zu loben,

»daß den im Präsidialgebäude erscheinenden Vertretern der Presse – ohne Unterschied der Parteistellung der Blätter – über alle größeren kriminalistischen Ereignisse der Großstadt, namentlich über solche, bei denen die Mitwirkung der Presse erwünscht und von Wichtigkeit erscheint, bereitwilligst Auskunft erteilt wird.«¹⁶

Das Lob erfolgte nicht ganz uneigennützig. Die kriminalpolizeiliche Pressepolitik erwies sich für die Redaktionen in doppelter Hinsicht als vorteilhaft. Zunächst vermochten die Lokalblätter auf einfache und vor allem kostenlose Weise interessante Informationen zu erlangen. Bereits der täglich erscheinende Polizeibericht barg immer wieder aufs Neue interessante Meldungen. Die Mitteilungen der Kriminalpolizei versprachen jedoch darüber hinaus, Nachrichten zu liefern, die »das Atypische, Unerwartete und Regelwidrige«¹⁷ zum Thema hatten.

Berücksichtigung fanden die amtlichen Notizen in allen großen Blättern. Während die kriminalistischen Informationen in den verschiedenen Zeitungsartikeln äußerst homogen und in ihrer sprachlichen Präsentation mitunter bis in die Wortwahl identisch waren, waren ihre Differenzen offenkundig. In Abhängigkeit von den politischen Vorzeichen und der Periodizität der Blätter differierte die Berichterstattung in leichten, wenn auch nicht insignifikanten stilistischen Abwandlungen, in fazitartigen Abrissen, kommentierenden Wertungen und Einleitungen und nicht zuletzt in ihrer Positionierung innerhalb der Blätter. Die amtlichen Notizen der Kriminalpolizei fanden innerhalb der begrenzten medialen Oberfläche an unterschiedlichen Stellen Berücksichtigung. Über den Mordfall Lucie Berlin berichtete der »Berliner Lokal-Anzeiger« regelmäßig auf den ersten Seiten des Hauptteils.¹⁸ Die »Berliner Morgenpost« platzierte die Nachrichten hinge-

15 | Landesarchiv Berlin A Pr. Br. Rep. 030 Tit. 94 Nr. 12589, Zeitungsausschnitt BT 14.8.1878, Bl. 33.

16 | BT 30.9.1891, Nr. 494, I. Beiblatt, S. 1.

17 | Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt am Main 1990, S. 17; Niklas Luhmann: Die Realität der Massenmedien, Opladen 1985, S. 27.

18 | In den Ausgaben des BLA vom 11. Juni 1906, Nr. 270 bis 22. Juni 1906, Nr. 287 wurden Meldungen über die Mordsache auf den ersten Seiten des Hauptteils abgedruckt, in der Abendausgabe vom 11. Juni 1906, Nr. 206 sogar auf der Titelseite.

gen auf den ersten Seiten der ersten Beilage, während ihnen im »Berliner Tageblatt« weniger Bedeutung zugemessen wurde.¹⁹

Auf der Grundlage ihrer intensiven Öffentlichkeitspolitik machte sich die Kriminalpolizei eine Presselandschaft zu Eigen, die sich in einem Prozess gravierender Umwälzung befand. Seit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs waren in Berlin einige Blätter entstanden, die dem Vorbild der Generalanzeiger und dem Beispiel ausländischer Blätter folgend lokale Ereignisse zur öffentlichen Angelegenheit erhoben. Ohne Rücksicht auf soziale Unterschiede oder politische Differenzen berichteten diese allein im Hinblick auf die ihren Abonnenten gemeinsame Zugehörigkeit zu einem Ort.²⁰ In seiner Erstausgabe verwies das »Berliner Tageblatt« explizit auf Berlin und legitimierte die Herausgabe der Tageszeitung im Dezember 1871 mit dem durch die Reichsgründung veränderten politischen Status der ehemaligen Residenzstadt.

»In der Zeit, da die Augen der Welt auf Berlin gerichtet sind, treten wir mit dem ›Berliner Tageblatt‹ an die Öffentlichkeit. Preußens Hauptstadt ist Deutschlands Hauptstadt geworden, die preußische Königsstadt deutsche Kaiserstadt. Wie – ohne sonstigen Vergleich – Paris Frankreich war, so will und wird Berlin Deutschland und die Großstadt Weltstadt werden. Auf diesem Wege Berlins zur Weltstadt soll ihm unser Blatt ein vertrauter Begleiter, ein Ratgeber und Mitstrebender sein, der bald anfeuernd, bald warnend und zurückhaltend, bald bestimmend, bald opponierend den Plan ebnet, ihn abkürzen hilft [...]. Es muß das Bewußtsein uns beseelen: Für die zivilisierte Welt schreibt, wer für Berlin schreibt.«²¹

Das Programm des »Berliner Tageblatts« erfuhr seine Umsetzung in einem ungewöhnlich ausführlichen Lokalteil. In dem zwölf Jahre später gegründeten »Berliner Lokal-Anzeiger« fanden örtliche Ereignisse nicht minder Berücksichtigung. Der Verleger August Scherl unterhielt mit vier Lokalredakteuren und zwei zusätzlichen Redakteuren für den Bezirksanzeiger die größte Lokalredaktion in der Stadt. Ferner stellte der Scherl-Verlag Rechercheure, Interviewer und Reporter ab, die für die Beschaffung und Überprü-

19 | BMP 12.6.1906, Nr. 136 bis 17.6.1906, Nr. 140 und am 21.6.1904, Nr. 143, in den nachfolgenden zwei Ausgaben auf der zweiten Seite der ersten Beilage.

20 | Vgl. Jörg Requate: Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich, Göttingen 1995, S. 383f.; Rudolf Stöber: »Der Prototyp der deutschen Massenpresse. Der ›Berliner-Lokalanzeiger‹ und sein Blattmacher Hugo von Kupffer«, in: Publizistik 39 (1994), S. 314-330, hier S. 316f.

21 | Zit. n. Peter de Mendelsohn: Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse, Frankfurt am Main 1982, S. 69; ders., »Die Anfänge«, in: Joachim W. Freyburg/Hans Wallenberg (Hg.), Hundert Jahre Ullstein 1877-1977, Berlin 1977, S. 46-81, hier S. 47.

fung von Informationen zuständig waren.²² In Kriminal­sachen erübrigte sich dieser Aufwand. Die unentgeltliche Lieferung der kriminalpolizeilichen Notizen ermöglichte den Redaktionen, auf amtlich abgesichertem Wege ihrer Verpflichtung gegenüber der »örtlichen Ereigniswelt« nachzukommen.²³ Wenn die Metropole die größte Story der Massenpresse war,²⁴ so hatte in Berlin die Kriminalpolizei keinen geringen Anteil daran.

Der Ort der Geschehnisse wurde in der Berichterstattung mehrfach überhöht. »[T]hatsächlich ganz Berlin«²⁵ sei auf der Suche, unterstellte der »Berliner Lokal-Anzeiger« während der Fahndung nach den Mördern des Justizrats Levy. Wilhelm Grosse und Bruno Werner hatten das Ehepaar Levy in ihrer Wohnung überfallen und zu ermorden versucht. Während den Tätern der Raub missglückte, fiel der Justizrat den Angriffen seines ehemaligen Schreibgehilfen zum Opfer. Als es acht Tage später gelang, Bruno Werner festzunehmen, kommentierte das Blatt: »Mit sichtlicher Befriedigung wurde *überall* die Nachricht aufgenommen.«²⁶ Von nicht geringerer Bedeutung als rhetorische Figuren war die Berücksichtigung der Artikel im hierarchischen Gefüge der Blätter. Die Kommunikation des Lokalen erfuhr in der typographischen Anordnung der Meldungen eine zusätzliche Verstärkung. Im »Berliner Tageblatt« waren die Meldungen unter »Lokales und Vermischtes«, im »Berliner Lokal-Anzeiger« meist in der Rubrik »Aus der Reichshauptstadt« zu finden. Abkürzungen wie S.O. (Süd Ost) oder B.W. (Berlin West) eröffneten die Meldungen und orientierten die Lesenden sogleich über den engeren Schauplatz des Ereignisses in der Großstadt. Das Kürzel »B.N.« (Berlin Nord) in der Meldung über die Festnahme im Fall Heinze verwies zum einen auf den Ort des Geschehens; es transportierte ferner das Konnotat des Unsittlichen, das diesem Bezirk auf der moralischen Karte Berlins zugewiesen wurde.²⁷

22 | Vgl. Joachim Klippel: Geschichte des Berliner Tageblatts von 1872 bis 1880, Dresden 1935, S. 60; Thomas Enke: »Die Presse Berlin in der Statistik des königlichen Polizeipräsidiums (II). Eine Bestandsaufnahme zur Entwicklung der Tageszeitungen in der Reichshauptstadt zwischen 1878 und 1913/14«, in: Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus 16 (1988), S. 34-42, hier S. 40; Stöber, »Berliner-Lokalanzeiger«, S. 323.

23 | Vgl. Andreas Schulz: »Der Aufstieg der »vierten Gewalt«. Medien, Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter der Massenkommunikation«, in: Historische Zeitschrift 270 (2000), S. 65-97, hier S. 80. Als burleskes Beispiel mag hier das Organ der schottischen Stadt Aberdeen dienen, das die Meldung vom Untergang der Titanic mit dem Titel »Aberdeen man lost at sea« überschrieb (Luhmann, Massenmedien, S. 27).

24 | Lindner, Reportage, S. 19.

25 | BLA 22.10.1896, Nr. 498, S. 2.

26 | BLA 30.10.1896, Nr. 511, S. 1f. [Hervorhebung P.M.]

27 | BLA 9.3.1888, Nr. 59, S. 3.

te galt: Das Lokale war immer schon Teil der Meldungen und konstitutiv für ihren Nachrichtenwert.

Der lokalen Berichterstattung war die Tendenz eigen, die eng abgesteckten Grenzen der Stadt Berlin zu überschreiten. Obgleich der Tatort in Spandau lag, avancierte der Raubmord an dem Kaufmann Hirschfeld zu einer Berliner Angelegenheit, die auch noch viele Jahre nach der *cause célèbre* eine feste Größe in den Annalen der Berliner Verbrechensfälle war.²⁹ Im August 1891 war Georg Wetzel in das Weißwarengeschäft des Kaufmanns eingedrungen und raubte, nachdem er den Besitzer überwältigt und ermordet hatte, den Barbestand der Kasse und mehrere Wertpapiere. Die Fahndung nach dem Raubmörder fand in den Ausgaben des »Berliner Lokal-Anzeigers« ausführliche Berücksichtigung, und das »Berliner Tageblatt« berichtete hierüber in seiner Kolumne »Lokales und Vermischtes«.³⁰ Die Lokalzeitungen reklamierten in ihren Ausgaben eine örtliche Bedeutung des Falles, die nicht notwendig gegeben war. Ohne weiteres ließ sich diese aber herstellen. Im Rückgriff auf das Vorstrafenregister verwies der »Berliner Lokal-Anzeiger« auf die von Wetzel begangenen Verbrechen, die er sich in Berlin hatte zuschulden kommen lassen, und auch auf ungeklärte Fälle, für die ihn die Berliner Kriminalpolizei für dringend tatverdächtig hielt. Man stellte die Vermutung an, dass der flüchtige Raubmörder sich womöglich noch in Berlin aufhalte, und lieferte nach seiner Festnahme nachträglich den hierzu noch ausstehenden Beweis.³¹

Die Blätter erzeugten eine kommunikative Situation, die mehr Ähnlichkeit mit der Reichweite polizeilicher Kompetenzen hatte als mit den kommunalen Grenzen der Stadt. Der Zuständigkeitsbereich des Berliner Polizeipräsidenten war 1900 auf die umliegenden Städte Charlottenburg, Rixdorf und Schöneberg ausgedehnt worden.³² Die Reform resultierte aus dem Sicherheits- und Kontrollbedürfnis des Polizeipräsidiums und war der zunehmenden Agglomeration Berlins und seiner Vororte geschuldet; das gelang der Stadt erst zwei Jahrzehnte später mit der Gründung von Groß-Berlin (1920).³³ Aber auch vor der Jahrhundertwende half das Berliner Po-

29 | BLA 11.2.1906, Nr. 76, 1. Beiblatt, S. 1; BT 12.2.1906, Nr. 78, S. 3.

30 | BT 30.8.1896, Nr. 437, 2. Beiblatt, S. 2; BT 29.8.1891, Nr. 436, S. 3; BT 28.8.1891, Nr. 433, 1. Beiblatt, S. 2; BT 27.8.1891, Nr. 432, S. 3; BT 27.8.1891, Nr. 431, 1. Beiblatt, S. 2; BT 26.8.1891, Nr. 429, 1. Beiblatt, S. 2; BT 25. 8.1891, Nr. 428, S. 3; BT 24.8.1891, Nr. 426, S. 3.

31 | BLA 26.8.1891, Nr. 395, S. 3; BLA 26.8.1891, Nr. 396, S. 1f.; BLA 29.8.1891, Nr. 401, S. 3; BLA 29.8.1891, Nr. 402, S. 2.

32 | Vgl. Andreas Roth: Kriminalitätsbekämpfung in deutschen Großstädten 1850-1914. Ein Beitrag zur Geschichte des strafrechtlichen Ermittlungsverfahrens, Berlin 1997, S. 55f.; Albrecht Funk: Polizei und Rechtsstaat. Die Entwicklung des staatlichen Gewaltmonopols in Preussen 1848-1918, Frankfurt am Main 1986.

33 | Vgl. Michael Erbe: »Berlin im Kaiserreich (1871-1918)«, in: Wolfgang Rib-

lizeipräsidium bereits den Behörden in den Provinzen aus. Zur Aufklärung des Raubmords an Siegfried Hirschfeld stellte die Kriminalpolizei etwa eigens Kollegen für die Ortsbehörde von Spandau ab, und im Fall Konitz delegierte sie die Kriminalinspektoren Braun und Wehn.³⁴ Aufgrund ihrer leitenden Funktion innerhalb Preußens überschritt die Polizei mit ihrem Personal, zum Beispiel der Mordkommission, wie auch mit ihren polizeilichen Bekanntmachungen die Grenzen der Stadt. Ebenso erreichte die Lokalpresse das Umland Berlins. Während der Fahndung nach dem Raubmörder Bruno Werner informierte die 4. Abteilung die Behörden von Königs-Wusterhausen, Friedersdorf, Nieder-Löhme, Köpenick, Mittenwalde und Teltow und ließ diesen vorgefertigte »Steckbriefe in Form von rothen Plakaten« zukommen;³⁵ die Verlagshäuser verbreiteten die Neuigkeiten in ihren auch außerhalb der Stadt zu beziehenden Tageszeitungen und nicht zuletzt in ihren für das Berliner Umland vorgesehenen Zweitblättern wie der »Berliner Morgenzeitung« (Mosse), der »Berliner Abendzeitung« (Scherl) und der »Berliner Abendpost« (Ullstein).³⁶ Die Polizei und die Presse der Reichshauptstadt unterhielten nicht nur eine offiziöse Beziehung. Parallel vermittelten sie ihre Informationen mit den ihnen jeweils zur Verfügung stehenden Mitteln über die Stadtgrenzen hinaus. Die Felder ihrer Operation waren zwar nicht deckungsgleich, doch überschritten und ergänzten sie sich wechselseitig. Die Korrelation der journalistischen und der polizeilichen Einsätze antizipierte einen urbanen Raum, der in der Tendenz das Umland einbegriff. Die Tageszeitungen folgten darin ihren eigenen Gesetzen, medialen Interessen und journalistischen Konjunkturen, kamen aber zugleich den Erfordernissen einer sich bereits etablierten metropolitane Lebenswirklichkeit nach.

Parallel transportierten Polizei und Presse die »Metropole« aufs Land – und wieder zurück. Während der Suche nach dem bereits erwähnten Raubmörder Bruno Werner erfuhr dieser Sachverhalt auch seine Reflexion. Sowohl die Steckbriefe der Polizei als auch deren Abdruck im »Berliner Lo-

be (Hg.), *Geschichte Berlins*, Band 2: Von der Märzrevolution bis zur Gegenwart, München 1987, S. 688-744, hier S. 688.

34 | Vgl. Christoph Nonn: *Eine Stadt sucht einen Mörder. Gerücht, Gewalt und Antisemitismus im Kaiserreich*, Göttingen 2002, S. 169ff., hier S. 186; Helmut W. Smith: *The Butcher's Tale. Murder and anti-Semitism in a German Town*, New York 2002, S. 42, 45.

35 | BLA 29.10.1896, Nr. 509, S. 3; BLA 24.10.1896, Nr. 501, S. 1f.; BLA 26.10.1896, Nr. 504, S. 1.

36 | Vgl. Mendelsohn, »Anfänge«, S. 68; Thomas Enke: »Die Presse Berlin in der Statistik des Königlichen Polizeipräsidiums (I). Eine Bestandsaufnahme zur Entwicklung der Tageszeitungen in der Reichshauptstadt zwischen 1878 und 1913/14«, in: *Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus* 6 (1987), S. 387-396, hier S. 389.

kal-Anzeiger« hätten »insofern ihre Wirkung nicht verfehlt, als thatsächlich ganz Berlin wie die Einwohnerschaft der Vor- und Nachbarorte mit fiebriger Hast an der Auffindung des Mordbuben arbeiten«. ³⁷ Wenige Tage später erbrachte der »Berliner Lokal-Anzeiger« hierfür den ausstehenden Beweis. ³⁸ In Neumühle bei Königs-Wusterhausen brachten drei Männer zur Anzeige, den gesuchten Mörder gesehen zu haben:

»Dort erschien am Mittwoch Abend zwischen 7 und 7¹/₂ Uhr in dem Restaurant »Altenkrug« ein junger Mann in reduzierter Kleidung, trat in die Gaststube ein und blieb verblüfft am Eingange des Restaurationszimmers mit dem Hute auf dem Kopfe stehen. Er mochte unter den drei in dem Lokal anwesenden Gästen vielleicht einen Polizeibeamten in Civil vermuthen. Auf die Frage eines der Gäste, was er wünsche, fragte er sichtlich verlegen nach einer Frau, die angeblich im Lokale anwesend sein sollte, und entfernte sich dann schleunigst. [...] Am Donnerstag kam die Abendnummer des »Berliner Lokal-Anzeigers« vom Mittwoch mit dem Bildniß des Verbrechers an. Die drei Herren, die den Verbrecher gesehen hatten, erkannten ihn in dem Bilde sofort wieder.« ³⁹

2. Das Engagement der Vielen

Wie das Beispiel der drei Herren zeigt, erübrigte sich die Mitteilung kriminalistischer Informationen nicht in ihrer Verbreitung. Über das intensive Wechselspiel zwischen der Berichterstattung und der Wahrnehmung der Vielen legt die Entdeckung der verschiedenen Leichenteile der ermordeten Lucie Berlin Zeugnis ab. Als zwei Schuljungen am 15. Juni 1904 im Spandauer Schifffahrtskanal unweit der Beusselbrücke Kopf und Arme des vermissten Mädchens fanden, war ihrer Entdeckung ein eingehender Bericht in der Mordsache Berlin vorausgegangen: ⁴⁰ »Die beiden Kinder dachten sofort daran, daß dieser Fund vielleicht mit der Ermordung der Lucie Berlin in Verbindung zu bringen sei«, teilte der »Berliner Lokal-Anzeiger« mit. ⁴¹ Vier Tage zuvor hatte das Blatt erstmals von dem am Schiffbauerdamm gefundenen Rumpf des vermissten Mädchens berichtet; das Konkurrenzblatt, die »Berliner Morgenpost«, hatte über den Fund durch entsprechende Auszüge in den über die Stadt verstreuten Filialen informiert. ⁴² Die Entdeckung der noch fehlenden Körperteile des Torsos resultierte aus derselben

37 | BLA 22.10.1896, Nr. 498, S. 2.

38 | Siehe hierzu auch BLA 26.10.1896, Nr. 504, S. 1.

39 | BLA 24.10.1896, Nr. 501, S. 1.

40 | BLA 16.6.1904, Nr. 277, S. 3; BT 16.6.1904, Nr. 301, 1. Beiblatt, S. 2.

41 | BLA 16.6.1904, Nr. 272, S. 3; BMP 16.8.1904, Nr. 270, S. 1.

42 | BLA 11.6.1904, Nr. 270, S. 1; BMP 12.6.1904, Nr. 136, 1. Beilage, S. 1.

gesteigerten Sensibilität. Ein Kohlenarbeiter »schöpfte sofort Verdacht«, als er am 17. Juni im Spandauer Schifffahrtskanal »einen in ein rotes Zeug gewickelten mit Stricken fest umschnürten Gegenstand langsam vom Humboldthafen her treiben« sah.⁴³ Schließlich wurde am selben Tag noch das letzte fehlende Körperteil in der Spree von Passanten auf der Marschallbrücke entdeckt.⁴⁴

Während der Ermittlung in der Mordsache Lucie Berlin hatte die Entdeckung von Leichenteilen Konjunktur. Als spielende Kinder Schädel- und Beinknochen auf einem Schutthaufen in der Nähe des Bahnhofs Beusselstraße fanden, verbreitete sich rasch das Gerücht über weitere Verbrechen. Die Funde standen jedoch mit dem Mord in keinerlei Beziehung – vielmehr hatten die Skelette wissenschaftlichen Zwecken gedient.⁴⁵ Die erfolgreich organisierte Verständigung zwischen Polizei und »Publikum« stellten derartige Begleiterscheinungen nicht notwendig infrage. Über die Lokalpresse gelang es der Kriminalpolizei, das »Publikum« zu sensibilisieren und für die eigenen Interessen zu gewinnen. Die Anlage der modernen Blätter kam dem Anliegen der kriminalpolizeilichen Ermittlungen entgegen. Wie die Kriminalpolizei, so adressierte auch die Lokalpresse das »Publikum« als Informanten. Über eine bloße inhaltliche Referenz hinaus organisierten die Redaktionen einen regen Austausch zwischen Zeitungsblatt und Abonnenten. Die Käufer waren nicht nur Leser, sondern wurden zu Zuträgern von Informationen. Der Chefredakteur der »Berliner Morgenpost«, Arthur Bremer, begründete dieses Konzept:

»Nur wenn der Kontakt zwischen Leser und Blatt ein so inniger wird, daß nicht nur das Blatt seinen Lesern die Neuigkeiten mitteilt, die es weiß, sondern der Leser dem Blatt all das Neue, das er erfährt, oder das ihm widerfährt, erzählt – nur dann hat das Blatt sich wirklich Eingang verschafft, nicht in seinen Abonnentenkreis allein, sondern auch in das Herz seiner Abonnenten.«⁴⁶

Mit finanziellen Zuwendungen suchte sich die »Berliner Morgenpost« den Zugang zu den Herzen ihrer Abonnenten zu erleichtern: Zu 20, 30 und 50 Mark entlohnte die Redaktion ihre unprofessionellen Informanten abhängig von der Qualität der gemachten Meldungen und stellte hierzu mehrere Telefonverbindungen bereit.⁴⁷ Ähnlich war auch der »Berliner Lokal-An-

43 | BLA 17.6.1904, Nr. 280, S. 2; BT 17.6.1904, Nr. 304, S. 4; BMP 18.6.1904, Nr. 141, I. Beilage S. 2.

44 | Ebd.

45 | BMP 19.6.1904, Nr. 142, I. Beilage, S. 2.

46 | Zit. n. Rainer Wagner: »Berliner Morgenpost«, in: Joachim W. Freyburg/Hans Wallenberg (Hg.), Hundert Jahre Ullstein 1877-1977, Berlin 1977, S. 9-29, hier S. 13.

47 | Ebd.

zeiger« auf eine reziproke Kommunikation zwischen Redaktion und Leser angelegt: Die Boten des »Berliner Lokal-Anzeigers« waren nicht allein dazu angestellt, den Abonnenten die aktuelle Ausgabe zukommen zu lassen, sondern wurden auch dazu angehalten, Informationen seitens ihrer Leser einzuholen.⁴⁸

Die Kriminalpolizei zielte auf eine nicht weniger intensive Verständigung mit dem »Publikum«, um Verbrechen in der Stadt aufzuklären und die Täter festzusetzen. Mit der Entdeckung des Lustmordes im Juni 1904 wurde sogleich die Suche nach dem Übeltäter eröffnet. Die 4. Abteilung setzte die Leser hierzu ausführlich und wiederholt ins Bild: Lucie Berlin hatte am Tag ihres Verschwindens gemeinsam mit Freundinnen das Drehorgelspiel im Hinterhof der Ackerstraße 130 aufgesucht. Während die Kinder der Nachbarschaft in der Hoffnung auf eine Fortsetzung des kleinen Spektakels dem Leierkastenmann in einen Nachbarhof folgten, verharrete das Mädchen mit zwei jungen Männern am Torweg des Hofes.⁴⁹ In eben diesen Männern erkannte die Polizei die Übeltäter des »furchtbaren Verbrechens« im Berliner Norden. Der Hauptverdächtige sei »ein etwa 20-jähriger Mensch mit hellgrauem Ueberzieher und weißem Stoffhut«.⁵⁰ In den nachfolgenden Ausgaben der Blätter wurden die Angaben über die der Täterschaft »dringend verdächtig[en] Männer«⁵¹ nochmals abgedruckt, und in der Abendausgabe fand sich eine ausführliche Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung.

Noch am 12. Juni wurde Otto Lenz als der fragliche Mann identifiziert und verhaftet.⁵² Bereits im Vorfeld seiner Festnahme machten Nachbarn, Passanten und Bekannte der Polizei gegenüber ihre Aussagen; im Anschluss an die Verhaftung rückten sie den wehrlosen Untersuchungsgefangenen mit ihren tendenziösen Angaben gezielt ins Zwielficht. Die Polizei erfuhr, dass Lenz noch bis vor kurzem in der Ackerstraße 130 wohnhaft gewesen war und erst jüngst seine Schlafstelle gewechselt hatte. Zu dem ermordeten Kind soll er nach Angaben von Nachbarn immer wieder in Kontakt gestanden haben. Ferner berichteten Namenlose von Übungen für »kunstgerechtes Tanzen«, die Lenz mit der Tochter der Nachbarn in seiner Wohnung abhielt.⁵³ Berichte von Zeugen belasteten den Verhafteten schwer. Ein Kutscher gab der Polizei zur Kenntnis, dass er von der Ecke der

48 | Vgl. Stöber, »Berliner-Lokalanzeiger«, S. 323.

49 | BLA 11.6.1904, Nr. 270, S. 1; BLA 12.6.1904, Nr. 271, S. 2; BLA 12.6.1904, Nr. 272, S. 2.

50 | BLA 11.6.1904, Nr. 270, S. 1; BT 12.6.1904, Nr. 294, I. Beiblatt, S. 1.

51 | BLA 12.6.1904, Nr. 271, S. 3.

52 | BLA 12.6.1904, Nr. 272, S. 2; BT 13.6.1904, Nr. 296, S. 4; BLA 13.6.1904, Nr. 273, S. 3; BMP 14.6.1904, Nr. 137, I. Beilage, S. 1.

53 | BLA 14.6.1904, Nr. 275, S. 2; BMP 15.6.1904, Nr. 138, I. Beiblatt, S. 1; BLA 17.6.1904, Nr. 279, S. 3.

Feld- und Ackerstraße aus »Lenz mit einem kleinen Mädchen auf dem Gartenplatz beobachtet [habe]. Er sah die beiden kommen und bemerkte weiter, wie Lenz das Mädchen auf eine Bank zog und mit ihm Bonbons aß.«⁵⁴ Ein anderer Zeuge meldete, dass er »an dem kritischen Donnerstag wie immer am Fenster [arbeitete] und [...], während der Leiermann auf dem Hofe spielte und die Kinder tanzten, Lenz im Torweg stehen [sah]«. ⁵⁵ So schwer die Aussagen wiegen mochten, als die Polizei wenige Tage später den ebenfalls in der Ackerstraße 130 wohnhaften Zuhälter Theodor Berger verhaftete, erwies sich der Verdacht gegen Lenz allmählich als hinfällig – und eine unerwartete Serie von neuen Spekulationen und Hypothesen war die Folge.

Die Vielen waren hier wie dort in den Prozess der Ermittlungen integriert. Auf den Appell, ihren »Theil zur Ergreifung des Gesuchten«⁵⁶ beizutragen, ließen sie nicht nur Worte, sondern auch Taten folgen. Die Festnahme von Otto Lenz am 12. Juni resultierte aus dem eigenhändigen Eingreifen einer Zivilperson.

Abbildung 2: Steckbrief zwischen Inseraten im »Berliner Tageblatt«

<p style="text-align: center;">Steckbrief.</p>  <p>Geht den unten beschriebenen, auf vorstehendem Bilde dargestellten Schreiber Bruno Weiser, zuerst zu Berlin, Georgenstraße 53, wohnhaft, welcher flüchtig ist oder sich verborgen hält, in die Untersuchungs- sachen wegen Mordes verhaftet. Es wird ersucht, denselben zu verhaften und in das Untersuchungs- Gefängnis zu Berlin, Alt-Moabit 12a, abzuliefern. Berlin, den 22. October 1896.</p> <p style="text-align: center;">Der Untersuchungsrichter bei dem Königl. Landgericht I. Felle.</p> <p>Beschreibung: Alter: 16 Jahre. Größe: 1 m 60 cm. Natur: schlank. Haare: blond, kurz geschnitten. Augen: braun. Augenbrauen: blond. Augen: blau. Nase: gewöhnlich. Mund: gewöhnlich. Zähne: wohlgebaut. Stirn: rund. Gesicht: oval. Gesichtsfarbe: gelblich. Sprache: deutsch. Kleidung: ge- wöhnlich. Jaquet mit Knopfbogen, eine Reihe Ringe und in der Taille fünf eine im Innern angebrachte Schürze zusammengehalten. graue Hose, schwarze Hut. Besondere Kennzeichen: Er hat auf dem Kopf in der Höhe des Scheitels einen kleinen Quarkbrot.</p>	<p>Wichtig für Uhrmacher. Nachlaß-Auction. Sonabend, 24. d. M. Vormittags 9 Uhr, verleierte ich Brenndauerer, 13 bas aus dem Nachlaß eines Uhrmachers Hamme die gut erhaltene Wanduhrver- seng Laborowsky, Gerichthausstr. 5, zu R. m. Z. 1896/97.</p> <p>Freiwillige Versteigerung. Sonabend, den 24. October d. J., Vormittags 11 Uhr werde ich Albertus straße 30 in der Wandammer: 1 gutes Pferd, braune Stute, öffentlich gegen Baarzahlung veräußern. Gerichthausstr. 5. 1896/97) Weidenr. 15b-16.</p> <p>Zwangsversteigerung. Sonabend, den 24. d. M., Vorm. 11 Uhr, werde ich hier selbst, Vrenthauerstr. 12: 1 Roth Lederbind. Verticem, Tru- mea u. 1 Damenkreidloch. 1erter Nachm. 2 Uhr in Lichtem- berg, 2erter, 12. und 13. Woch- Nacht. 10 Uhr, 10 Uhr, 10 Uhr, Verticem: dann 3 Uhr Nachmittags in Hum- melsburg, Turridauerer, 45: 2 gute Spiegel u. 1 schwarze Pianino und 4 Uhr Nachm. in Friedr. Rich- felde, W. 1896/97. 10 Uhr, 10 Uhr, Rehaurer 12. 10 Uhr: 1 Wandspind öffentlich mit Erlaub- niss gegen Baarzahlung veräußern. 1896/97 Biller, W. 1896/97. 10 Uhr, 10 Uhr, Hilfsmittel 57</p> <p>Zwangsversteigerung. Am 26. October d. Vorm. 11, Uhr verleierte ich in Charlottenburg, W. 1896/97. 10 Uhr, 10 Uhr, 1 Kupfer-Spindel, 1 Spiegel öffentlich veräußern geg. Baarzahlung 1896/97.</p>
---	---

Quelle: Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz/bpk.

54 | BLA 15.6.1904, Nr. 275, S. 3; BT 15.6.1904, Nr. 299, I. Beiblatt, S. I; BMP 16.6.1904, Nr. 139, I. Beilage, S. I.

55 | BLA 15.6.1904, Nr. 275, S. 3; BT 15.6.1904, Nr. 299, I. Beiblatt, S. I.

56 | BLA 29.8.1891, Nr. 401, S. 3.

Nicht immer liefen die Festnahmen durch Zivilisten glimpflich ab. Die eigenwilligen Arretierungen – und das gilt für alle hier besprochenen Kriminalfälle – wiesen sich durch einen unmittelbaren körperlichen Einsatz aus: Die Bereitschaft, einem anderen Menschen Gewalt anzutun, und das Risiko, selbst körperlich verletzt zu werden, waren miteinander verknüpft. Die spektakuläre Festnahme von Otto Lenz bezeugt noch in ihren öffentlichen Konsequenzen eine emotional aufgeladene Stimmung unweit des Tatorts. Die Nachricht über die Festnahme verbreitete sich

»rasch durch den ganzen Norden der Stadt und rief namentlich in der Ackerstraße eine große Aufregung hervor. Dabei kam es vor, daß noch ein anderer Mann auf der Straße beschuldigt und mit Misshandlungen bedroht wurde, zumal als er aus Furcht vor diesen die Flucht ergriff. Die Polizei mußte ihn vor weiteren Ausschreitungen schützen und die aufgeregte Menge in Schranken halten.«⁵⁸

Verfolgen, Festnehmen, Abliefern oder womöglich eigenhändiges Abstrafen des vermeintlichen Täters waren die immer wiederkehrenden Elemente der öffentlichen Verbrecherjagden. Die den Arretierungen vorangehenden Beobachtungen waren von einer eigensinnigen Kombinatorik geprägt und zeichneten sich durch den Mangel einer polizeilich-kriminalistischen Deutungshoheit aus. Während der »Wetzel-Suche« im August 1891 lieferte eine Gruppe von Arbeitern einem Gendarmen einen jungen Mann ab, der sich durch sein fluchtartiges Verhalten verdächtig gemacht hatte. Letzterer gesellte sich im Haselhorst »zu Erdarbeiter[n] und knüpfte mit denselben eine Unterhaltung an. Als sie mit einemmale das Gespräch auf die Mordthat brachten, rannte der Fremde davon. Er wurde aber von den Arbeitern ergriffen und dem Gendarmen zugeführt.«⁵⁹ Gänzlich anders begründet war die Motivation einiger Passanten, einen Fremden festzunehmen:

»Gegen 11 Uhr standen nämlich mehrere Personen vor der an der Ecke der König- und Judenstraße befindlichen Anschlagssäule und betrachteten aufmerksam die Abbildung des Raubmörders W. auf dem amtlichen, diesbezüglichen Placat. Plötzlich wurde der Ruf laut: ›Da steht ja Wetzel!‹ und in der That stand ein Herr, dessen Gesichtszüge unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Bildniß des Gesuchten hatte, mit einer Dame plaudernd vor dem Placat. Im Nu stürzte sich die Menge auf den Verblüfften, dem der Ruf galt, und auf seine Behauptung, daß er gar nicht Wetzel wäre, verlangte man stürmisch die Legitimationspapiere.«⁶⁰

58 | BT 14.6.1904, Nr. 298, S. 4.

59 | BLA 27.8.1891, Nr. 397, S. 3.

60 | BLA 30.8.1891, Nr. 403, S. 3.

Irrtümliche Festnahmen und Verfolgungen waren eher die Regel als die Ausnahme.⁶¹ Während der Suche nach dem Raubmörder Bruno Werner (1896) stellte der »Berliner Lokal-Anzeiger« fest, dass »bei dem Bestreben, den Mörder zu entdecken, doch mancher Fehlgriff unterläuft«. ⁶² Ein Zigarrenhändler glaubte, den Raubmörder in einem jungen Mann zu erkennen, der ihn um ein Almosen bat.⁶³ Ein Passagier des Stadtbahnzuges wurde aufgrund seiner körperlichen wie nervlichen Verfassung für den gesuchten Mörder gehalten: »Er hatte die linke Hand in ein blutbesudeltes Tuch gewickelt und sah elend und aufgeregt aus. Seine Aehnlichkeit mit dem Bilde Werner's war unverkennbar, und so wurde er denn auf Station Bellevue einem Polizeibeamten übergeben.«⁶⁴

Die Umsetzung der öffentlichen Recherche hatte in der Metropole keinen einzelnen privilegierten Ort. Die Täter wurden in Berlin allorts vermutet. Ihre lokalspezifische Bedeutung lag darin begründet, dass die Vielen die lokale Affäre als eine Angelegenheit ihrer eigenen Lebenswelt betrachteten: Die Recherchen gingen sie etwas an und waren etwas, das es zu regeln galt. In Form von Beobachtungen, Aussagen und öffentlichen Interventionen engagierten sie sich, mischten sich öffentlich ein und nahmen die Dinge selbst in die Hand. Ob nun in einer Gastwirtschaft, einer Kneipe, im Wald, auf der Straße oder in der Stadtbahn – vor Ort »mitzumachen« und »dabei zu sein« war eine attraktive Chance.⁶⁵ Am ehesten wird dies in der »Wetzel-Suche« in Berlin deutlich, die auf ein Verbrechen folgte, das die Metropole Berlin nicht notwendig betraf. Die von der Berichterstattung reklamierte lokale Bedeutung des Falles wurde aber eingelöst, als der vermeintliche Raubmörder in Berlin an der Ecke Königstraße/Jüdenstraße oder im Café National entdeckt wurde – »just als hätte sich die Sache in den Mauern Berlins ereignet«. ⁶⁶ Die Vielen arbeiteten systematisch an der kriminalistischen Überführung des vermeintlichen Täters mit. Mehr noch: sie intervenierten öffentlich, um des Mörders habhaft zu werden, und legten ihrem kooperativen Handeln die Maßstäbe ihres eigenen Ermessens und Urteilens zugrunde.⁶⁷ Äußere Anzeichen von Unsicherheit oder

61 | BLA 15.8.1905, Nr. 398, S. 2; BLA 12.8.1905, Nr. 394, S. 2; BMP 10.2.1905, Nr. 35; siehe hierzu auch Lindenberger, Straßenpolitik, S. 133-6.

62 | BLA 22.10.1896, Nr. 498, S. 2.

63 | BLA 23.10.1896, Nr. 499, S. 3.

64 | BLA 22.10.1896, Nr. 498, S. 2.

65 | Vgl. Alf Lütke: »Denunziationen – Politik aus Liebe«, in: Michaela Hohkamp/Claudia Ulbrich (Hg.), Der Staatsbürger als Spitzel. Denunziation während des 18. und 19. Jahrhunderts aus europäischer Perspektive, Leipzig 2001, S. 397-409, hier S. 401.

66 | BLA 30.8.1891, Nr. 403, I. Beilage, S. 1.

67 | Keineswegs aber mündete sie in eine Disziplinierung des »Publikums«;

Angst, zufällige Ähnlichkeiten mit der Physiognomie des Gesuchten, ein gleichlautender Name,⁶⁸ äußerlich erkennbare Armut oder das Betteln um Almosen⁶⁹ waren nur einige der Momente, die Verdacht erregten und Konsequenzen nach sich zogen.

3. Das »Sensationelle«: Eine Frage des guten Geschmacks

In der Mordsache Lucie Berlin äußerte sich der »Berliner Beobachter« abfällig über »das Grausige, das Geheimnisvolle, [...] das kriminalistische Element«. Abwertend bezeichnete er es als »das ›Sensationelle‹«. ⁷⁰ Diesem stellte der Kommentar »reinere, edlere Motive« gegenüber: »es war das Mitleid, innige, herzliche Anteilnahme an dem tragischen Geschick der armen, hingeschlachteten Kleinen, an dem furchtbaren Schmerz der bedauernswerten Eltern«. ⁷¹ Das gouvernementale Blatt widersprach mit seinen moralisch gefärbten Beobachtungen nicht nur den Prioritäten der eigenen Berichterstattung. Schließlich räumte der »Berliner Lokal-Anzeiger« den kriminalpolizeilichen Ermittlungen großen Raum im Hauptteil seines Blattes ein und forderte auch die Kooperation des »Publikums« mit der Polizei ein. Das Mitleid stand dem Sensationellen keineswegs vor. Mitleid war eine der möglichen affektiven Reaktionen, mit denen die offiziellen Meldungen umgesetzt wurden. ⁷² Die Geldsammlung der Nachbarn wie auch die Spende des Sargtischlers zeugen von mitleidenden »Empfindungen der Theilnahme«. ⁷³ Wut und Zorn auf den mutmaßlichen Schuldigen gehörten aber nicht weniger zum Bestand möglicher Ausdrucksformen. Als die Polizei den Untersuchungshäftlingen Lenz und Berger den Leichnam Lucie Berlins vorführen wollte, begrüßten vor dem Leichenschauhaus Frauen wie Männer die beiden Verdächtigen mit Flüchen und Beleidigungen. ⁷⁴ Eine ähnliche Szene spielte sich in den Korridoren des Polizeipräsidiums ab.

vgl. Vanessa Schwartz: *Spectacular Realities. Early Mass Culture in Fin-de-siècle Paris*, Berkeley 1998, S. 5f.

68 | BLA 21.10.1896, Nr. 496, S. 1.

69 | BLA 30.10.1896, Nr. 511, S. 1f.

70 | BLA 19.6.1904, Nr. 283, 1. Beiblatt, S. 1.

71 | Ebd.

72 | Der Gegenstand der Analyse steht insofern dem englischen Wort »sensation« näher als dem deutschen »Sensation«. Während Letzteres allein ein Ereignis bezeichnet, steht Ersteres zunächst für Gefühl oder Wahrnehmung und erst nachrangig für ein sensationelles Ereignis.

73 | BLA 19.6.1904, Nr. 283, 1. Beiblatt, S. 1.

74 | BLA 17.6.1904, Nr. 273, S. 3; bei Grosse & Werner, BLA 27.10.1896, Nr. 506, S. 2.

Laute Verwünschungen musste sich Berger seitens der geladenen Zeuginnen auf dem Flur anhören, als der Verdächtige dem Erkennungsdienst zugeführt wurde: »Fast sah es aus, als wollte man auf den der Mordtat verdächtigen nicht allzu kräftigen Mann sich losstürzen.«⁷⁵ Dergleichen öffentliche Bekundungen sind auch im Fall Wetzel überliefert. Während Passanten den Täter bei der Überführung nach Spandau bedrohten und verwünschten, suchten »unter einer außerordentlich großen Theilnahme« Besucher des Jahrmarkts das Haus des Opfers in der Breitenstraße auf.⁷⁶ Anlass für derartige verbale wie in der Tendenz gewalttätige Angriffe auf Verdächtige war das jeweils zur Last gelegte Vergehen. Gewaltverbrechen und insbesondere Verbrechen gegenüber als schwach wahrgenommenen Opfern provozierten gewalttätige Übergriffe. Den Begriffen der Einschreitenden zufolge erschwerten die Tatbestände in der Sache Lucie Berlin die Schuld des Täters. Lucie Berlin war erst vergewaltigt und schließlich erwürgt worden. Die »grausige [...] Tat« des Lustmordes stand in einem grellen Gegensatz zu der Vorstellung des neunjährigen Mädchens als eines »arme[n], kleine[n] wehrlose[n] Geschöpf[s]«, das überdies als äußerst aufgeweckt und fröhlich dargestellt wurde.⁷⁷

Mitleid mit dem gewaltsam zu Tode gekommenen Mädchen und Zorn über ihren Mörder waren gleichermaßen Teil des »Sensationellen«. Die Attraktivität lag gerade in der emotional-sinnlichen Komponente und bot verschiedene Modi, um mitfühlend an der Sensation teilzuhaben. Den Verantwortlichen anzeigen, festnehmen oder gar zur Rechenschaft ziehen waren eine Form des Ausdrucks, Solidarität mit den Eltern des Opfers zu üben eine andere.⁷⁸

Wenn auch die lokalen Blätter ihre Abscheu über »die entsetzliche Bluttat«⁷⁹ nicht verhehlten, Anstoß zum öffentlichen Ärgernis verorteten

75 | BLA 16.6.1904, Nr. 278, S. 2.

76 | BLA 27.8.1891, Nr. 397, S. 3; BLA 31.10.1896, Nr. 513, S. 1; so auch in der Mordsache Lucie Berlin, BMP 14.6.1904, Nr. 137, I. Beilage, S. 1.

77 | BLA 11.6.1904, Nr. 270, S. 1; BLA 13.6.1904, Nr. 273, S. 3; BLA 19.6.1904, Nr. 283, I. Beiblatt, S. 1; BLA 12.6.1904, Nr. 271, S. 3; siehe hierzu auch Tanja Hommen: *Sittlichkeitsverbrechen. Sexuelle Gewalt im Kaiserreich*, Frankfurt am Main, New York 1999.

78 | Mitleid und Solidarität beschränkten sich nicht notwendig auf die Familie des Opfers: »eine Dame vom Luisen-Ufer« schenkte der Mutter des gesuchten Bruno Werner »drei Mark und einige Victualien«, BLA 31.10.1896, Nr. 513, S. 2; Alf Lütke: »Emotionen und Politik – zur Politik der Emotionen«, in: *Sozialwissenschaftliche Informationen* 30 (2001), S. 4-13; Thomas Lindenberger: »Die ›verdiente Tracht Prügel‹. Ein kurzes Kapitel über das Lynchen im wilhelminischen Berlin«, in: ders./Alf Lütke (Hg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt am Main 1995, S. 190-212, hier S. 205.

79 | BMP 12.6.1904, Nr. 136, I. Beilage, S. 1.

der »Berliner Lokal-Anzeiger« wie auch die »Berliner Morgenpost« an ganz anderer Stelle. Die Kriminalpolizei fand bei ihren Untersuchungen im Hinterhaus der Ackerstraße 130 eine Nachbarschaft vor, die keine rigorose Trennung von »ehrlichen« und »unehrlichen« Leuten kannte. Gerade in der Nachbarschaft des Opfers herrschte ein sorgloser und geradezu selbstverständlicher Umgang: Während die Familie Berlin »den besten Ruf« genoss, gründete die Existenz der Nachbarn Otto Lenz und Theodor Berger auf der Prostitution ihrer Partnerinnen Seiler und Liebraut. Der vertrauensvolle Umgang, der sich in kleineren Besorgungen Lucie Berlins für Otto Lenz, in Gesprächen und den bereits genannten »Tanzübungen« äußerte, hatte aus der Sicht der Nachbarn nichts Anstößiges.⁸⁰ Der »Berliner Beobachter« sah das anders. Eine »merkwürdige Art von Gleichgültigkeit«, ja eine »sehr bedenkliche Verkennung ernster Gefahren« wurde darin erkannt, dass

»Kinder aus breiten Schichten der Bevölkerung in zu nahe Berührung kommen mit unsauberen und verbrecherischen Elementen, [wenn] sie Umgang mit Dirnen und Zuhältern haben, der nicht nur ihrer sittlichen Entwicklung ungemein gefährlich ist, sondern sie direkten Gefahren aussetzt.«⁸¹

Die Schwellen, die in den Hinterhäusern die einzelnen Wohnungen von Fluren und Treppengängen trennten, waren offenbar zu niedrig. Die Dichte der darin wohnenden Menschen, der Modus wie auch die Frequenz ihrer Nutzung waren mit der bürgerlichen Vorstellung einer abgeschlossenen Privatsphäre nicht vereinbar. Dass den Nachbarn die Lebensweise der beiden Paare bekannt war und dennoch nicht aufstieß, konnten die Kommentatoren nicht nachvollziehen. Das ungeordnete Nebeneinander von »Sittlichem« und »Unsittlichem« war für die Bewohner der Ackerstraße 130 Alltag, während es der Vorstellung von einer nach bürgerlichen Moralbegriffen geordneten Welt widersprach.

Die alltäglichen Lebensbedingungen im Berliner Norden kamen im Gerichtsprozess gegen Theodor Berger ausführlich zur Sprache. Im Anschluss an die Verhandlungen in Moabit wartete der »Berliner Lokal-Anzeiger« mit der Artikelserie »Was lehrt der Prozess Berger?« auf. Antwort gaben Personen des Berliner öffentlichen Lebens. Sie zogen die Lehre aus dem Fall Berger und wandten sich mit Abscheu vom »Treiben der Zuhälter und Dirnen« in der Ackerstraße 130 ab. In den Hinterhäusern »zusammengepfercht mit allerlei Volk«,⁸² biete der alltägliche Verkehr mit Zuhältern und Dirnen und das »Genussleben ohne Arbeit de[n] anschaulichste[n]

80 | BLA 11.6.1904, Nr. 270, S. 2; BLA 13.6.1904, Nr. 273, S. 3; Fritzsche, »Talk of the Town«.

81 | BLA 19.6.1904, Nr. 283, I. Beilage, S. 1.

82 | BLA 28.12.1904, Nr. 607, S. 1.

Anschauungsunterricht zur Unzucht!⁸³ – so urteilten vor allem Funktionsträger im Bereich von Wohltätigkeit und Erziehung.⁸⁴ Man entrüstete sich in moralischen Begriffen und grellen Bildern von den aufgedeckten Zuständen und der »Sensation« Lucie Berlin. Der Ekel vor dem Unsittlichen blieb gepaart mit der Abgrenzung von dem Medium, das die unerhörten Zustände im Berliner Norden aufgedeckt hatte. Die »Sensation« erwies sich in der Perspektive als ungenügend. Es bedurfte ihrer pädagogischen Reflexion, um sie an eine spezifische Rationalität zurückzubinden und diskursiv handhabbar zu machen – wovon bereits das Bestreben des »Berliner Lokal-Anzeigers« zeugt, den Fall Berger zum Exemplum zu machen, um das *hoc fabula docet* auszubuchstabieren. Konsequenterweise wurde der Handlungsbedarf weniger in der Überführung des Täters als vielmehr in sozialhygienischen Maßnahmen im Berliner Norden gesehen.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch im Fall Grosse & Werner machen. Es war hier nicht das Milieu des Mordopfers, sondern das jugendliche Alter der Täter, das Anstoß erregte. Wilhelm Grosse und Bruno Werner waren unter sechzehn Jahre alt, als sie ihr »Bubenstück«⁸⁵ begangen. Einige Tage später titelte das »Berliner Tageblatt« nicht zufällig »Minderjährige Verbrecher« und zitierte eine fachwissenschaftliche Publikation jüngeren Datums.⁸⁶ Und der Geheime Regierungsrat von Massow kommentierte gezielt das öffentliche Ereignis, als er mahnte, »der Jugend zu gedenken, als der Zukunft des Staates, der verloren und untergehen müsse, wenn das heranwachsende Geschlecht verlottere.«⁸⁷ Während in den Kneipen, auf der Straße und in der Nachbarschaft die Vielen versuchten, die flüchtigen Raubmörder zu stellen, erörterten einige wenige die persönliche Verfassung der jugendlichen Täter.

Der jüngere der beiden, Wilhelm Grosse, wurde kurzerhand »als ein etwas beschränkter Mensch«, »als ein etwas leichter Bursche« dargestellt.⁸⁸ Sein Werdegang las sich wie eine Geschichte des Verfalls. Schlechter Umgang ließ den ehemals ordentlichen Jungen zunehmend »nachlässig und bummelig«⁸⁹ werden. Noch in seinem schriftlichen Ausdruck in einem im Polizeipräsidium verfassten Lebenslauf mochte die Berichterstattung das Nebeneinander von Verfall und ehemaliger Disziplin erkennen:

83 | BLA 28.12.1904, Nr. 607, S. 1.

84 | Der Direktor des evangelischen Diakonvereins Zehlendorf, die Vorsitzende des Vereins Jugendschutz, der Geschäftsführer des Evangelischen Verbandes zur Fürsorgeerziehung.

85 | BLA 21.10.1896, Nr. 495, S. 1.

86 | BLA 24.10.1896, Nr. 501, S. 1f., hier S. 2; Lino Ferriani: *Minderjährige Verbrecher. Versuch einer strafgerichtlichen Psychologie*, Berlin 1896.

87 | BLA 24.10.1896, Nr. 501, S. 1f., hier S. 2.

88 | BLA 21.10.1896, Nr. 495, S. 1.

89 | BT 21.10.1896, Nr. 537, I. Beiblatt, S. 1.

»Der Stil seiner Ausarbeitung ist un gelenk und auch mit der Rechtschreibung befindet sich der Verfasser zuweilen auf Kriegsfuß, dagegen überraschte seine Handschrift, die sich recht hübsch und flott ausnimmt.«⁹⁰

Der Komplize Bruno Werner blieb von pathologischen Zuschreibungen nicht verschont. Im Unterschied zu der öffentlichen Diagnose über den bereits inhaftierten Wilhelm Grosse erfolgte diese bei dem noch flüchtigen Bruno Werner vorrangig nicht auf der Grundlage der offiziösen Berichterstattung, sondern unter der Beteiligung Dritter. Die Mutter selbst gab hierzu Anlass. In einem Interview breitete sie die Vita des Sechzehnjährigen aus. Am Anfang stand eine Kopfverletzung mit bleibenden Wahrnehmungsstörungen, Lesesucht und übermäßige Zerstreuung und Unterhaltung des Jungen folgten.⁹¹ Ein Arzt diagnostizierte anhand der veröffentlichten Privatfotografie des gesuchten Täters »eine verbrecherische Anlage«, die »bei der Ausführung der That mitgewirkt«⁹² habe. Unter Verweis auf Lombroso und andere Autoritäten der Kriminologie erkannte er in der Physiognomie Bruno Werners

»mehrere deutliche Degenerationszeichen, wie sie bei sich dem Gewohnheitsverbrecher häufig finden [...]. Als solche gelten zunächst die abstehenden Ohren, dann der helle, beziehentlich graue Haarbüschel auf dem Scheitel, der nach oben und hinten zusammengedrückte Schädel und das, wie es scheint, etwas kleinere und zusammen gekniffene Auge.«⁹³

An den kriminologischen Erörterungen beteiligte sich nur eine sehr kleine erlesene Gruppe. Nicht jedem standen die hierzu nötigen Mittel zur Verfügung. Die Suche nach dem Verbrecher bot weitaus mehr Leuten die Möglichkeit, öffentlich in Erscheinung zu treten und Bedeutung zu erlangen, ob nun auf der Straße, in den Revieren der Polizei oder in dem Medium der Metropole sui generis, der Lokalzeitung. Gleichwohl waren die Vorgänge einander nicht unähnlich. Während man des flüchtigen Bruno Werners nicht habhaft werden konnte, verlagerte sich der Fokus der Ermittlungen von der Frage nach seinem Aufenthaltsort zu der seiner gesundheitlichen Verfassung. Wenn man den noch flüchtigen Verbrecher schon nicht physisch ergreifen konnte, wollte man dessen Person doch zumindest in medizinischen Begriffen der Krankheit erfassen.

90 | BLA 22.10.1896, Nr. 498, S. 2.

91 | BLA 27.10.1896, Nr. 506, S. 2.

92 | BLA 28.10.1896, Nr. 507, S. 2.

93 | BLA 28.10.1896, Nr. 507, S. 2; ein dritter Beitrag war ein Leserbrief eines Namenlosen, BLA 29.10.1896, Nr. 509, S. 3; vgl. hierzu auch Peter Becker: *Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis*, Göttingen 2002.

Die Resonanz auf die öffentlichen Ermittlungen fiel recht unterschiedlich aus. Hieran hatten zweifellos individuelle Motive und situative Kontexte ihren Anteil. Nicht zuletzt verweisen die offenkundigen Divergenzen auf die gesellschaftlichen Voraussetzungen der jeweiligen Aneignung. Wer wo wie agierte, war nicht unabhängig von den jeweiligen sozialen und kulturellen Kompetenzen. Für viele war die Suche nach den Tätern eine attraktive Chance, für einen gewissen Moment eine Bedeutung zu erlangen, die ihnen im Alltag nicht gegeben war. Für einige andere war dieses wiederkehrende öffentliche Ereignis eine unerwünschte Erscheinung, die sich dem »intensivere[n] öffentliche[n] Leben [...]«⁹⁴ verdankte. Die Abwehr des »Sensationellen« auf der einen Seite und die aktive Teilhabe daran auf der anderen verweisen auf einen Konflikt. Bekanntlich haben Auseinandersetzungen um Geschmacksfragen vorrangig nicht den Inhalt, sondern die Form und die Verteilung kultureller Ressourcen und Kompetenzen zum Gegenstand. Die involvierten Akteure verhandelten in den einzelnen Kriminalfällen zugleich über die Legitimität der neuen, »sensationellen« Formen öffentlicher Auseinandersetzung. Noch in der Absetzung vom »Sensationellen« artikuliert sich Irritation über »die neuen Leser« und Unverständnis gegenüber den ungekannten Formen öffentlichen Austauschs. Es handelte sich hier nicht um erste Anzeichen des Neuen, vielmehr zeugt die Mühe um Distinktion von einem Wandel, der im Berlin des Kaiserreichs seit den späten 80er Jahren längst im Gange war. Die spezifische Konstellation einer sich transformierenden Berliner Medienlandschaft und der Öffentlichkeitspolitik der Polizei ermöglichte der Bevölkerung ungekannte Formen der Partizipation an den öffentlichen Angelegenheiten ihrer Stadt. Diese waren prekär und nicht immer gegeben, gleichwohl handelte es sich um ungekannte Chancen des Mitsprechens und Mitmachens.

Gewiss, die offiziöse Pressepolitik des Polizeipräsidiums war kein Novum der 80er Jahre; ihre Tradition reicht weit in das 19. Jahrhundert zurück. Berliner Tageszeitungen gab es auch vor dem Aufstieg solch sensationeller Lokalblätter wie dem »Berliner Lokal-Anzeiger« oder der »Berliner Morgenpost«. Und Kriminalität war seit jeher ein Gegenstand, der zu Gerede und Geschwätz, Schaulust und Unterhaltsamkeit, Denunziationen und anderer Kooperation mit den Behörden Anlass gab. Gleichwohl erfuhr in der Kooperation von Presse und Polizei der Zeitungsleser eine Aufwertung, die über seine bloße Lektüre hinausging. Ein auf Aneignungen angelegtes Medium wie die moderne Lokalzeitung erhob in seiner offiziösen Kriminalitätsberichterstattung grundsätzlich *jeden* zu einem potentiellen Informanten und Helfershelfer der Strafverfolgung. Umgekehrt könnte man auch sagen, dass gerade der Mangel an Ausschließlichkeit für die wenigen die Attraktivität schmälerte, an einem derartig populären Ereignis teilzuhaben. Es schickte sich nicht, sich mit Möglichkeiten abzugeben, die einem

derartig gewöhnlichen Zugriff unterlagen, zumal die zitierten Funktionsträger über weitaus exklusivere Kompetenzen verfügten.

Dass in der Differenz zugleich Gemeinsames besprochen wurde, ist bereits daran zu erkennen, dass die sozialen Abgrenzungen porös waren. Im Fall Grosse & Werner erörterte neben dem medizinischen Experten auch die Mutter des gesuchten Mörders dessen Geistesverfassung, und ein anonym bleibender Verfasser eines Leserbriefs vermochte ebenfalls seinen Teil beizutragen. Mehr als auf derjenigen des Gegenstandes sind auf einer meta-kommunikativen Ebene Korrespondenzen zu erkennen. Die Sensation schuf einen gemeinsamen Referenzpunkt für alle Beteiligten: Man verhandelte, wenn auch auf unterschiedliche Weise, über eine lokale Angelegenheit, sodass – wenn auch nur für einen Moment – eine übergreifende Beziehung zwischen den Behörden, Medien und Akteuren entstand. Allgemein »als bekannt bekannt«,⁹⁵ stiftete die Sensation des Verbrechens eine gemeinsame Referenz, die die feinen Differenzen ebenso aufrechterhielt, wie sie diskursive Verbindlichkeiten schuf. Es war die Leistung der modernen Lokalzeitung als »symbolische Form«,⁹⁶ diese disparaten Momente zu verbinden und das polyphone Geschehen auf ihrer medialen Oberfläche zu integrieren.⁹⁷

4. Simultaneität oder der urbane Rausch der Sinne

Man mag in der Integration von Differentem eine Korrespondenz zwischen ihrer Oberfläche und dem hektischen Treiben der Metropole erkennen, wie es einst Georg Simmel beschrieb. Die Metropole begünstigte »mit jedem Gang über die Straße, mit dem Tempo und den Mannigfaltigkeiten des wirtschaftlichen, beruflichen, gesellschaftlichen Lebens« eine »*Steigerung des Nervenlebens*, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht«. ⁹⁸ Die »rasche Zusammendrängung wechselnder Bilder, der schroffe Abstand innerhalb dessen, was man mit einem Blick umfaßt, die Unerwartetheit sich aufdrängender Impres-

95 | Luhmann, Massenmedien, S. 14; Fiske, Popular culture, S. 150.

96 | Lüdtke, »Politik aus Liebe«, S. 400; vgl. auch Bernd Weisbrod: »Medien als symbolische Form der Massengesellschaft. Die medialen Bedingungen von Öffentlichkeit im 20. Jahrhundert«, in: Historische Anthropologie 9 (2001), S. 270-283.

97 | Das hier vorgestellte Argument beruht auf meiner am Europäischen Hochschulinstitut abgeschlossenen Promotion. Die Studie »Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Kriminalität im Berlin des Kaiserreichs« erscheint im Herbst dieses Jahres.

98 | Simmel, »Die Großstädte und das Geistesleben«, S. 117f. [Hervorhebung im Original].

sionen«⁹⁹ in der Metropole findet sein Analogon im Druckbild der Zeitung. Dem raschen, flüchtigen Wechsel der Impressionen auf der Straße entspricht das Nebeneinander disparater, inhaltlich unzusammenhängender Nachrichten. Die mediale »representation of flux« hat in Peter Fritzsches Studie »Reading Berlin 1900« eingehende Darstellung und essayistische Reflexion erfahren.¹⁰⁰ Fritzsches Überführung von Stadt und Zeitung in eine ästhetische Relation liegt die Denkfigur der Simultaneität zugrunde: Metonymisch mag die Zeitung für die Großstadt stehen – oder ihre Oberfläche metaphorisch dem hektischen Straßenbild entsprechen. Die den Topos des urbanen Rausches der Sinne bemühende Stadtlektüre vergisst jedoch über die ästhetische Koinzidenz nicht allein die bereits von Simmel beobachtete Folge für die Aisthesis der Großstädter, ihre – vermeintliche – Ignoranz.¹⁰¹ Vielmehr erstarrt die dynamische Wechselbeziehung von Stadt und Zeitung zuletzt in einer rhetorischen Figur.¹⁰² Um jene heterogene Dichte und Dynamik der Metropole zu erschließen, die der Topos evoziert, genügt es aber nicht, den Reiz der medialen Oberflächen abzubilden. Setzt man die Tageszeitung nicht voreilig mit der Metropole in eins, so liegt das Faszinosum nicht mehr im Medium Tageszeitung selbst, sondern in der Dynamik sozialer und diskursiver Praktiken, durch die dieses angeeignet wurde und die es nicht zuletzt selbst anregte. Das Medium Tageszeitung ist, um eine andere Formulierung Simmels aufzugreifen, innerhalb der zwischenmenschlichen Wechselwirkungen anzusiedeln, die Gesellschaft erst konstituieren. In seinen Effekten griff das Medium in diese ein; in seiner Aneignung wurde es selbst zum Gegenstand von Einwirkungen anderer. Erst im Vollzug beider Momente wandelte sich die städtische Öffentlichkeit im Berlin des Kaiserreichs.

Der Sargtischler war sich der veränderten Bedingungen öffentlicher Auseinandersetzung wohl bewusst. Die Ausstellung des Sarges referierte in seiner Demonstration unmittelbar auf das Tagesgespräch der Stadt und bezog öffentlich Stellung zu den Verhandlungen über die Mordsache. Zum einen bekundete die Aktion Trauer um die kleine Lucie. Der im Schaufenster ausgestellte Sarg antizipierte das baldige Ereignis der Beerdigung; seine weiße Farbe unterstrich den Status des Opfers, die Unschuld des Kindes, und verwies auf dessen grundsätzliche Wehrlosigkeit und Schutzbedürftig-

99 | Ebd., S. 117.

100 | Fritzsche, Reading Berlin, S. 23.

101 | Simmel, »Großstädte und Geistesleben«, S. 121; zur Blasiertheit vgl. auch den Text von *Habbo Knoch* in diesem Band.

102 | Siehe die Rezension von Lutz Musner <http://www.unimelb.edu.au/info/serv/urban/hma/hurban/1998q1/0104.html>, gesehen am 30. Januar 2005; siehe auch Lutz Musner: »Warum sollen die Kulturwissenschaften Stadtforschung betreiben?«, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte (2002) H. 1, S. 47-49.

keit, die vom Tatbestand des Lustmordes grell abstach. Der Hinweis auf die Stiftung des Sarges an die Familie des Opfers betonte die aktive mitleidende Teilnahme am Schmerz der Eltern und symbolisierte einen solidarischen Akt. Nicht zuletzt griff der Handwerker in seinem Ausdruck auf eine Form zurück, die offenbar für ihn nahe liegend und verfügbar war: seine Arbeit als Sargtischler. Der Tischler demonstrierte mit der Ausstellung seiner Gabe nicht nur öffentliche Anteilnahme, sondern präsentierte auch das Medium selbst, das heißt die gefertigte Ware und die technische Fertigkeit zu ihrer Herstellung. Mit anderen Worten: der Handwerker stellte mit der öffentlichen Darbietung seines Sarges auch sich selbst, seine Geschicklichkeit und sein Geschäft aus. Die Ausstellung des Sarges verwandelte das Schaufenster zwar in einen Ort öffentlicher Bekundung, doch es blieb dennoch ein zu Werbezwecken bestimmter Schauplatz: Passanten mochten sich vielleicht an die kleine Attraktion im Schaufenster erinnern, sobald die Konjunktur der Ereignisse die Mordsache aus den Schlagzeilen verdrängte. Womöglich suchten sie den Sargtischler später einmal als Kunden auf, denn schließlich hatte er »Herz« bewiesen. Mit Sicherheit aber konnte der Sargtischler darauf spekulieren, dass seine Gabe auf dem von der Bevölkerung in solchen Fällen gerne aufgesuchten Begräbnis nicht unbemerkt bleiben würde: in weißer Farbe stach der Sarg von den in Trauer Gekleideten ab und stand im Zentrum des öffentlichen Geschehens. Das war die Chance des Sargtischlers – und er wusste sie zu nutzen.

Schwellenräume und Übergangsmenschen.

Öffentliche Kommunikation in der modernen Großstadt, 1880-1930

HABBO KNOCH

Der Berliner Theaterkritiker und Feuilletonist Alfred Kerr befand 1895, die »Londoner« seien ein »gereifterer und taktvollerer Menschenschlag als die Berliner«. Sie verhielten sich besonnener, seien weniger auf Spott aus, und man könne tun, was man wolle, »ohne blöde angegafft zu werden«.¹ Kerr erkannte darin den Gegensatz von britischem Liberalismus und deutschem »Gelehrtenbürokratismus« wieder, führte es aber auch auf die unterschiedlich lange Großstadterfahrung zurück. Anders als London war Berlin bestenfalls auf dem Weg, Metropole zu werden, und infolge der raschen Urbanisierung Berlins im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war um 1900 fast jeder zweite Bewohner stadtfremd. Das sah in London nicht anders aus, aber Kerrs Wahrnehmung verweist auf die in Deutschland besonders ausgeprägte »Großstadtfeindschaft« und Skepsis gegenüber den Folgen der raschen Urbanisierung.

Kerr ging von habituellen Lernprozessen im Zuge der verzögerten Verstädterung in Deutschland aus, die erst in den folgenden Jahrzehnten zum Gegenstand einer aufstrebenden Soziologie werden sollten. Für die Großstadtdebatte in Deutschland allerdings, die sich wegen seiner urbanen Verwerfungen und seiner Rolle als Reichshauptstadt und Medienzentrum auf Berlin konzentrierte, war die bei Kerr aufscheinende Krise der Nahkommunikation ein zentraler Topos. So verband der Architekturkritiker Karl Scheffler »Kommunikation« und »Raum«, als er 1910 das Fehlen einer »klar organisierenden Gesellschaftsidee« in Berlin konstatierte: es mangle vor al-

1 | Alfred Kerr: »Berlin und London II (18.9.1896)«, in: ders., Wo liegt Berlin? Briefe aus der Reichshauptstadt, Berlin 1997, S. 194-199, hier S. 195.

lem an einem »Ton der Empfindung«. Wo es derart an »inneren Beziehungen« fehle, könne auch keine »äußere Form« der Bauten gelingen.²

Kerr und Scheffler teilten die Vorstellung eines engen Wechselverhältnisses von Raumordnung, Sozialkontakten und Habitus. Doch während Kerr den in seinen Augen unverkrampften, liberalen Stil der Londoner zum Maßstab für den Umgang mit der großstädtischen Anonymität machte, orientierte sich Scheffler an einem Konzept von Subjektivität und sozialem Umgang, das die Fähigkeit zur Nahkommunikation und die Bindung an gewachsene Orte als aufeinander angewiesene Größen dachte. Es blieb an einer bürgerlichen Individualität und ihrer kommunikativen Autonomie ausgerichtet, die im 18. und 19. Jahrhundert in Zeiten stabiler räumlicher Ordnungen entstanden war: dem geselligen bürgerlichen Milieu der Salons, Logen und Kleinstädte.³ Beide Reaktionen verweisen darauf, wie gerade dieses Konzept durch die Beschleunigung und Pluralisierung in der Zeit der »klassischen Moderne« in eine Krise geriet und mutierte.⁴ Situativität, Vielfalt und die einem beständigen Wandel unterliegenden Funktionsorte der Stadt wurden zu Herausforderungen der Selbstverortung und standen im Gegensatz zu einer nicht selten romantisierten Idee direkter Kommunikation.⁵

Als Kern der Krise des bürgerlichen Individuums, die mit der »Großstadt« drohte, wurde der Verlust historischer Verwurzelung ausgemacht, den man seinerseits in Beschleunigung und permanentem Wandel der Stadt begründet sah (1). Um diese Heterogenität zu bändigen und darin oft auch zu kritisieren, bot die moderne Stadt ein Reservoir von Metaphern aus dem Bereich der Medien und der Industrie (2). Es war vor allem die Straße, auf der diese Veränderungen erlebt wurden; ihre Beschreibungen stehen zugleich symptomatisch für den Verlust einer sicheren Beobachterposition (3), die sich in der Betrachtung Berliner Straßen mit der Suche nach ortsspezifischen Merkmalen verband (4). Allerdings verengt sich die Wahrnehmung von Debatte und Erfahrung, wenn man nur auf die Großstadtstraße sieht, denn im Zuge ihrer räumlichen und funktionalen Differenzierung sind mit den halböffentlichen Schwellenräumen (wie den Warenhäusern und Hotels, Cafés und Kneipen) Raumordnungen entstanden, die neuartige, auf ihre Weise vertraute Bezugspunkte für Bewegung und

2 | Karl Scheffler: Berlin. Ein Stadtschicksal, Berlin 1910, S. 106.

3 | Vgl. Bernd Hüppauf: »Die Kleinstadt«, in: Alexa Geisthövel/Habbo Knoch (Hg.), Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2005, S. 303-315.

4 | Vgl. dazu die Beiträge in A. Geisthövel/H. Knoch (Hg.), Orte der Moderne.

5 | Vgl. die Orientierung an der politischen Kommunikation in der antiken Polis bei Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt am Main 1983.

Kommunikation in der Stadt schufen (5). Dazu trug die Gestaltung des Äußeren dieser Schwellenräume bei, mit der zugleich Vorstellungen der sozialen Ordnung auf die Stadt projiziert wurden (6).

Neben diesen Äußerlichkeiten waren es aber auch soziologische und journalistische Konzepte, mit denen die Krise des bürgerlichen Subjektkonzepts und die Erfahrung des Raumverlusts zu bändigen versucht wurden; sie vollzogen eine Vielfalt von Aneignungsformen des städtischen Raumes nach, die über jene »Reserviertheit« oder »Blasiertheit« hinausgingen, die Georg Simmel ausgemacht hatte (7). Was hier bereits an varianten Beschreibungen der modernen Subjektivität angelegt war und die Sicherheit und Entfaltung des Individuums auch unabhängig(er) von historisch gewachsenen Ortsbindungen sah, blieb allerdings noch zu sehr von den Elementen der Großstadtkritik überformt, um bereits durchzudringen (8). Damit spiegeln diese Krisenbewältigungen die vor allem in den 1920er Jahren vorherrschende Ambivalenz und Zerrissenheit der Erfahrung der »klassischen Moderne« wider.

1. Kommunikationskrise und Geschichtsverlust: Subjektkonzepte im Großstadtdiskurs

Karl Scheffler machte 1910 das Amorphe Berlins für eine tief reichende Kommunikationskrise verantwortlich. Der Stadt fehlte nach seiner Auffassung nicht nur ein räumliches Zentrum, sondern ihrer Gesellschaft mangelte es auch an einer »klar organisierenden Gesellschaftsidee«. ⁶ Außer der »Organisation kleiner Sonderkreise« gäbe es nichts, vor allem keine »eigentliche Gesellschaft«. Nichts fehle so sehr »wie ein einheitlicher Lebensstil«. Das führe zu dem »häßlichen, kaltherzigen, spezifisch berlinischen Ton der Gesellschaftsmedisance einerseits und zur äußeren Repräsentation, zum Überbieten in der Bewirtung und zu lauter dummen Äußerlichkeiten andererseits«. ⁷ In diese Kritik stimmte kurz darauf Walter Rathenau ein, indem er an Berlin die »Einförmigkeit [...] im Geistigen« beklagte. Mit der Zerstörung der alten Innenstädte, in denen »jahrhundertlang Seele und Geist der Gemeinschaft« gewohnt hätten, seien nur noch »Reste physiognomischer Sonderheiten als fast erstorbene Kuriositäten« erhalten geblieben. Launen und Leidenschaften, Vergnügungen und Moden verkörperten für Rathenau eine neue, räumlich ungebundene Oberflächlichkeit. ⁸

Scheffler und Rathenau stehen exemplarisch für die weit verbreitete Kritik am Verlust des Raumvertrauens, den die moderne Stadt mit sich ge-

6 | K. Scheffler: Berlin, S. 106.

7 | Ebd., S. 171ff.

8 | Walter Rathenau: Zur Kritik der Zeit, Berlin 1917, S. 21f.

bracht hatte. Aufgrund der rasanten Bauentwicklungen wurde die wuchernde Architektur als Symptom einer unauflösbaren Distanz zwischen dem Stadtraum und seinen mobilen Bewohnern betrachtet. Daran ist zugleich die Krise der zugrunde liegenden Erwartung zu erkennen, individuelle Identität und Raumkontinuität seien aufeinander angewiesen. Die Krise der historischen Fundierung menschlicher Existenz wurde neben der eklektischen Stilrezeption unter anderem daran festgemacht, wie historische Gebäude durch Werbung überstülpt wurden: »Bis zu den Dächern hinauf und über die Dächer [in der Friedrichstraße] noch hinaus schweben und kleben Reklamen.«⁹ Diese Situation in Berlin wurde mit zwei Antipoden verglichen: Paris, das trotz der »Hausmannisierung« als langsam gewachsene Stadt galt, und Chicago als geschichtslosem Kunstprodukt. Gerade solche stilisierten Vergleichsgrößen, in deren Bilder die Berliner Erfahrung immer schon als eigener Bezugspunkt einging, schärfen das Gefühl eines Verlusts der »Heimatsfreude«, da aufgrund des verkehrsbedingten Umbaus der Straßen »die historische Erinnerung geopfert werden« müsse.¹⁰

Die Stadt wurde um 1900 als etwas eminent Transitorisches wahrgenommen, weil bauliche Veränderungen die historische Substanz zerstörten oder zu zerstören drohten. Aber nicht minder umstritten war die Veränderung der baulichen Struktur, insbesondere der Fassaden neuer Funktions- und Geschäftsgebäude. Hatten sich viele Privaträume bis dahin hinter Ornamentik und wenig durchlässigen, kaum durchbrochenen Mauern verschant, so durchbrachen Schaufenster, erste Glasflächen in den Fassaden und eine geradlinige Einfügung der Gebäude in die Linienführung des Straßenverkehrs diese Abschließungen. Kritiker dieser Bauten, etwa Camillo Sitte, sahen hierin eine Fortsetzung des langfristigen Rückzugs von den öffentlichen Plätzen und der daraus folgenden Aufgabe der Stadt als eines »gemeinschaftlichen Handlungsraumes«.¹¹ Die psychische und bauliche Entblößung wies auf eine gänzlich neuartige Nutzungsform des zentralen Stadtraums als entgrenztem Konsumraum hin.

Jeder Blick in die amerikanischen Städte schien die damit verbundenen Befürchtungen zu bestätigen. Deren Geschichtslosigkeit wurde zwar von manchen insgeheim als Chance gesehen, Neues wie die scheinbar grenzenlosen Wolkenkratzer zu verwirklichen; aber in den ersten Jahren nach 1900

9 | Robert Walser: »Friedrichstraße (1909)«, in: ders., *Das Gesamtwerk*, Band 1, Frankfurt am Main 1978, S. 298-300, hier S. 298.

10 | Adolf Weber: *Die Großstadt und ihre sozialen Probleme*, Leipzig 1918, S. 19.

11 | Karin Wilhelm: »Städtebauteorie als Kulturtheorie – Camillo Sittes ›Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen‹«, in: Lutz Musner/Gotthard Wunberg/Christina Lutter (Hg.), *Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften*, Wien 2001, S. 89-109, hier S. 101.

überwog die Skepsis. »Kultivierte Menschen der Alten Welt« könnten »in jenen stolzen Luftschlössern niemals heimisch« werden, urteilte Ernst von Wolzogen. »Sie finden es fußkalt darin, weil die unteren Stockwerke unbewohnt sind und alle Winde frei durch das leere Eisengerippe streichen. Wir wurzeln eben mit unserer ganzen Seele in der Vergangenheit.«¹² Der Schematismus, den viele auch schon in den europäischen Städten drohen sahen und der schließlich auch am neusachlichen Stil kritisiert werden sollte, wurde mit geistiger Verödung gleichgesetzt: Der als »organisch gewachsen« verstandene Raum galt als Gleichnis und Garantie gelingender menschlicher Kommunikation, die sich nicht durch den Stil des Austauschs, sondern durch die historische Verwurzelung gewachsener Gemeinschaften auszeichnete.

Die offensichtliche Bedeutung der Bewegung, die den gebauten Raum in der Wahrnehmung in den Hintergrund treten ließ, setzte überhaupt erstmals den Blick auf das Verhältnis von Raumvertrauen und Nahkommunikation frei.¹³ Wurden einerseits Vorstellungen gewachsener Gemeinschaft zu bewahren versucht, so äußerte sich in der verbreiteten intellektuellen wie künstlerischen Auseinandersetzung des Individuums mit der Großstadt andererseits ein subjektiver Idealismus, der ein bestimmtes Ich-Konzept gegen die Herausforderungen der großstädtischen Sinnessimultaneität zu verteidigen suchte. Die Autonomie des bürgerlichen Subjektkonzepts war durch die Rückkehr der ungebändigten Sinneseindrücke gefährdet, nachdem Aufklärung und Romantik »die Natur« – analog zu ihrer technischen Meisterung – intellektuell und künstlerisch gebändigt und integriert hatten. Mit der modernen Großstadt kehrte diese Herausforderung in anderer Form zurück.

In den zahlreichen Bildern dieser Zeit zum Thema »Mensch und Großstadt« ist der zeitgenössische Nervositätsdiskurs auf den Punkt gebracht: die Angst nicht allein vor der Kommunikationslosigkeit durch den alles erdrückenden Raum der modernen Stadt, dem Synonym für die weltgestaltende Maschine, sondern vor dem Verlust der Möglichkeit, überhaupt zu kommunizieren.¹⁴ Auch die Literatur der Moderne nahm dies bekanntlich auf, indem die »raumgreifende Delokalisierung, Entgrenzung und De-

12 | Ernst von Wolzogen: *Der Dichter in Dollarica*, Berlin 1912, S. 275ff., zit. n. Alexander Schmidt: *Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich*, Berlin 1997, S. 270.

13 | Vgl. Moritz Föllmer (Hg.): *Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2004.

14 | Vgl. Eberhard Roters: »Die Straße«, in: Eberhard Roters/Bernhard Schulz (Hg.), *Ich und die Stadt. Mensch und Großstadt in der deutschen Kunst des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1987, S. 35-58.

komposition der Großstadt als ›Zeichenstätte‹ zum beherrschenden Erzählprinzip« wurde.¹⁵ An die Stelle des die Erzählungen zentrierenden Subjekts trat die Selbsterzählung der »Stadt«, die der semiotischen und realen Dynamik nachfolgte, den Beobachter in sich aufnahm und ihn nicht selten überwältigte. Das hat zu einer fundamentalen Verschiebung des Subjektdiskurses geführt: Nun ging es vorrangig darum, die Wahrnehmung der Stadt zu bewältigen und dafür entsprechende physiologische Fähigkeiten zu kultivieren. Das hatte paradoxerweise eine nachhaltige, wenn auch prekäre Rezentrierung des mit sich selbst und seinem Sicherheitsverlust befassten Subjekts zur Folge.

2. Medialisierte Erfahrung: Selbstverlust und technische Metaphern der Stadtwahrnehmung

Zwischen 1880 und 1930 wurden Großstädte zu »gewaltigen Kommunikationsmaschinen«,¹⁶ die sich durch eine besondere Häufung, Verdichtung und Vernetzung von Einrichtungen und Möglichkeiten der Kommunikation auszeichneten. Dazu trugen die Ausweitung des Zeitungsmarktes und die Entstehung des Kinos in quantitativer und qualitativer Hinsicht bei. Im Stadtraum wurden Informationen verbreitet, die das Leben in ihm und die Form, in der es erzählt wurde, in hohem Maße selbst hervorriefen. Art und Rhythmus der Informationen passten sich dem Stadtleben an.¹⁷ Kondensate gestalteten Aktualität in Form von Schlagzeilen und Ausrufem. Presse und zunehmend auch Bildmedien waren durch das Reportagehafte an der Zerlegung der Stadt in Deutungs- und Sinneseinheiten beteiligt, die eine impressionistische Wahrnehmung beförderte. Die Konfrontation mit der physischen Realität der modernen Großstadt wurde durch ihre Medialisierung verdoppelt, weil Zeitungen oder Kinos mit der Vervielfältigung von Eindrücken arbeiteten. Zugleich kanalisiert sie das Bild des Stadtlebens, indem sie Diskurse schufen, in denen sich diese Konfrontation und ihre Verarbeitungen niederschlugen, wo sie präsent gehalten und abgefedert wurden.

Joseph Roth, der als Feuilletonist in den 20er Jahren solche Diskurse selbst mitgestaltete, zog den medialen Arrangements die »Macht des Spaziergängers« vor. Er versuchte die »mikroskopischen Ereignisse« der Straßenimpressionen statt des »aufgeplusterten Unwesentlichen« der typogra-

15 | Klaus R. Scherpe: »Nonstop nach Nowhere City?«, in: ders. (Hg.), *Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne*, Reinbek 1988, S. 129-152, hier S. 130.

16 | Karl W. Deutsch: »Soziale Kommunikation und die Metropole«, in: Karl Schwarz (Hg.), *Die Zukunft der Metropolen*, Band 1, Berlin 1984, S. 53-58, hier S. 53.

17 | Vgl. Peter Fritzsche: *Reading Berlin 1900*, Cambridge, MA 1996.

phisch überhöhten Litfaßsäulen- und Schlagzeilenverkündigung ins Zentrum seiner Wahrnehmung zu rücken.¹⁸ Bei anderen Zeitgenossen zeigte sich deutlicher, wie die Stadt selbst in den Ausdrucksformen dieser neuen Medien wahrgenommen wurde. Arthur Holitscher fand sich in Chicago beim Heraustreten aus seinem Hotel in einen »Wirbelsturm von Menschen« gestellt und sah die »zappelnden Bewegungen, die die Menschen in Kinematographenaufnahmen bekommen [...], hier in Natur übertragen«.¹⁹ Zeitung und Kino wurden zu osmotischen Repräsentationsmedien der Stadt.²⁰ Zwischen die Stadt als materiellem Raum und ihre Wahrnehmung schoben sich fotografisch und filmisch arbeitende Medien – als Metaphernreservoir und als Wahrnehmungserfahrung. Stadtwahrnehmung und Wahrnehmungsstadt waren nicht mehr voneinander zu trennen.²¹

Dem entsprachen die häufigen Wahrnehmungen der modernen Großstadt als Maschine, mit denen die impressionistischen Wahrnehmungen ebenfalls in ein kohärentes Deutungsmuster eingebunden wurden.²² Egon Friedell erkannte Berlin als »wundervolle moderne Maschinenhalle«, der noch die Seele fehle. Auch er empfand das Leben der Stadt wie das »Leben eines Kinematographentheaters«.²³ Walther Rathenau sah den Menschen in diesem Mechanismus als »Maschine und Maschinenführer« zugleich: »Sichtbare und unsichtbare Netze rollenden Verkehrs durchziehen und

18 | Joseph Roth: »Spaziergang (1921)«, in: Michael Bienert (Hg.), Joseph Roth in Berlin. Ein Lesebuch für Spaziergänger, Köln 1996, S. 65ff.

19 | Arthur Holitscher: Das amerikanische Gesicht, Berlin 1916, S. 9f.

20 | Zum Medienbild Berlins vgl. etwa Katrin Dördelmann: »Die Darstellung Berlins in der populären Zeitschriftenpresse, 1870-1933«, in: Gerhard Brunn/Jürgen Reulecke (Hg.), Metropolis Berlin. Berlin als deutsche Hauptstadt im Vergleich europäischer Hauptstädte 1870-1939, Bonn, Berlin 1992, S. 127-150. Zur literarischen Repräsentation der Stadt vgl. Susanne Hauser: Der Blick auf die Stadt. Semiotische Untersuchungen zur literarischen Wahrnehmung bis 1910, Berlin 1990; Sabina Becker: Urbanität und Moderne. Studien zur Großstadtwahrnehmung in der deutschen Literatur 1900-1930, St. Ingbert 1993.

21 | Vgl. Walter Prigge: »Mythos Architektur. Zur Sprache des Städtischen«, in: Gotthard Fuchs/Bernhard Moltmann/ders. (Hg.), Mythos Metropole, Frankfurt am Main 1995, S. 73-86; Michael Bienert: Die eingebildete Metropole. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik, Stuttgart 1992.

22 | Zur Großstadtwahrnehmung vgl. Ralf Stremmel: Modell und Moloch. Berlin in der Wahrnehmung deutscher Politiker vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, Bonn 1992; Andrew Lees: »Perceptions of Cities in Britain and Germany 1820-1914«, in: Derek Fraser/Anthony Sutcliffe (Hg.), The Pursuit of Urban History, London 1983, S. 151-166; Rolf Peter Sieferle/Clemens Zimmermann: »Die Stadt als Rassengrab«, in: Manfred Smuda (Hg.), Die Großstadt als »Text«, München 1992, S. 53-72.

23 | Egon Friedell: Ecce poeta, Berlin 1912, S. 259f.

unterwühlen die Schluchten und pumpen zweimal täglich Menschenkörper von den Gliedern zum Herzen.«²⁴ Gespeist aus verschiedenen Energien, machten diese Netze – so Georg Simmel – aus Berlin eine Stadt ohne menschliche Einheit, »über dessen Glieder die unorganischen Kräfte Herr werden«.²⁵

Indem die Stadt als Maschine imaginiert wurde, mutierte der Mensch zur Apparatur, und die Metaphorik des Nervensystems diente zur Veranschaulichung der neuen, nur zum Teil kontrollierbaren Beziehungen in der Stadt.²⁶ In den Augen ihrer intellektuellen Beobachter stand darin das Ideal einer sozial und räumlich verankerten Kommunikationsautonomie auf dem Spiel; die Menschen schienen nur noch als Verlängerung der Stadt, als Nervenmaschine zu agieren, die auf Kosten der eigenständigen Vergesellschaftung durch direkte Kommunikation allein sich selbst kommunizierte. Die Passanten der Stadt wirkten nur noch wie Teile dieser Maschine: »Wie lang nebeneinandergezogene bunte Ketten, deren Glieder sich fortwährend lösen, erscheinen die Passanten auf den Trottoirs.«²⁷

3. Großstadtstraße und Kommunikationskrise: Der Verlust des Raumvertrauens

Mobilität, Vernetzung und Dauerkontakt als neue und intensiviertere Treibriemen des großstädtischen Lebens um 1900 machten insbesondere die Straßen zum zentralen Feld der Kommunikationskrise und ihrer Bewältigung.²⁸ Soziologische und literarische Deutungen sahen den »urbanism« als Lebensform²⁹ vor allem als Bewältigung einer durch das intensive Straßenerleben verursachten »Bewußtseinskrise der Moderne«.³⁰ Zwar versuchten Werbesemiotik und Fremdenverkehrsorte den Blick von ihr weg

24 | W. Rathenau: Kritik der Zeit, S. 15f.

25 | Aus einem Brief Simmels an Margarete Susman, 17.1.1918, zit. n. M. Biernert: Eingebildete Metropole, S. 43.

26 | Vgl. Joachim Radkau: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998.

27 | Max Kretzer: »Die Betrogenen (1881)«, in: Jürgen Schütte/Peter Sprengel (Hg.), Die Berliner Moderne 1885-1914, Stuttgart 2002, S. 252-256, hier S. 253.

28 | Ohne Pendant für Deutschland vgl. James H. Winter: London's Teeming Streets 1830-1914, London, New York 1993; Lynda Nead: Victorian Babylon. People, Streets and Images in Nineteenth-Century London, New Haven, London 2000.

29 | Vgl. in der Nachfolge Simmels Louis Wirth: »Urbanism as a Way of Life«, in: The American Journal of Sociology 44 (1938/39), S. 1-24.

30 | Vgl. Hartwig Isernhagen: »Die Bewußtseinskrise der Moderne und die Erfahrung der Stadt als Labyrinth«, in: Cord Meckseper/Elisabeth Schraut (Hg.), Die Stadt in der Literatur, Göttingen 1983, S. 81-104.

und auf die Gebäude zu lenken, aber die Straße überwog gegenüber der Wahrnehmung von Fassaden oder Innenräumen. Gleichsam magnetisch zog sie die Aufmerksamkeit auf sich, was eine Folge sowohl der physischen Beanspruchung durch die Straßensituation als auch der von ihr getrennten Suche nach ruhigeren Positionen war, die ein Beobachten erlaubten. Die Passion des Reisens und der Reisebeschreibungen wandte sich am Ende des 19. Jahrhunderts auf die nahen Räume und ihre dramatischen Veränderungen selbst zurück.³¹

Das ethnologische Feld der Großstadtstraße wurde in vielem als symptomatisch für Leitaspekte der urbanen Kommunikationsform gesehen: Bewegung und Anonymität, Zivilisierung und Koordination von Verhaltensformen, Kontingenz der Begegnung und Funktionalität der Nutzung, Konfrontation mit Sinnesattacken und Bewältigung der Eindrücke.³² Dichte Menschenbewegungen auf den Straßen erschwerten Gruppenbildungen; der Verzicht auf Vorräume in proletarischen Wohngegenden schränkte gesellige Orte im Weichbild von Wohnung und Straße ein; und der Einsatz von moderner Wohntechnik führte zu einer fortschreitenden Abdichtung der Einzelwohnung als »säkularer Version der spirituellen Zuflucht«.³³

Wie schon bei Arthur Holitscher prägte sich der Erstkontakt mit der Straße als Schwellensituation ein – beim Verlassen des Hotels, des Warenhauses oder des Bahnhofs. Gleich zu Beginn benutzte ein Berlin-Reiseführer von 1912 allerlei Begriffe für die Massierung von Menschen in der Stadt: das »Gewoge der Riesenstadt«, die »Hilflosigkeit inmitten des Taumels« im Kaufhaus Wertheim, man spüre die »Welle des Berliner Verkehrs über sich hinwegschlagen«, und »die Flut der Beleuchtung« werde »mit der wogenden Menschenmasse lebendig«.³⁴ Der erste Eindruck des Reisenden wurde auf die Bewegung und insbesondere auf die modernen Verkehrsmittel der Stadt gelenkt. Es gab im Raum keine festen Punkte mehr, an denen sich der Besucher orientieren konnte. Die Auflösung seines Standorts wurde einerseits durch die vorgeschlagene Bewegung im Strom der Menschen noch verstärkt: Berlin sollte als Bewegung erfahren werden.³⁵ Andererseits bot

31 | Vgl. M. Christine Boyer: *The City of Collective Memory. Its Historical Imagery and Architectural Entertainments*, Cambridge, MA, London 1994, S. 205-292.

32 | Vgl. Gottfried Korff, »Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur ›inneren‹ Urbanisierung«, in: Hermann Bausinger/Theodor Kohlmann (Hg.), *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*, Berlin 1985, S. 343-362.

33 | Richard Sennett: *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Frankfurt am Main 1984, S. 39.

34 | »Berlin für Kenner (1912)«, in: J. Schutte/P. Sprengel (Hg.), *Berliner Moderne*, S. 95-99, hier S. 97.

35 | Vgl. Lothar Müller: »Modernität, Nervosität und Sachlichkeit. Das Berlin

sich der Reiseführer als Orientierungshilfe an: Die Realität der Überforderung und ihr Klischee, das den Reiseführer als notwendiges Hilfsmittel rechtfertigte, gingen hier ineinander über.

Der Mensch wurde bereits vor 1914 kritisch und euphorisch als Teil dieser dauernden Bewegung beschrieben. In exponierter Weise findet sich die Intensivierung sensuellen Lebens kurz nach der Jahrhundertwende bei den Expressionisten wieder. So plädierte etwa Ludwig Meidner dafür, die Großstadtstraße als Heimat anzunehmen und zu beschreiben – gerade weil sie »ein Bombardement von zischenden Fensterreihen, sausenden Lichtkegeln zwischen Fuhrwerken aller Art und tausend hüpfenden Kugeln, Menschenfetzen, Reklameschildern und dröhnenden, gestaltlosen Farbfetzen« sei.³⁶ In ähnlicher Rhetorik schlugen sich auch Erfahrungen amerikanischer Großstadtstraßen nieder.³⁷ Der Straßenverkehr gleiche »wahren Infanterieattacken«, hieß es 1893, man fühle sich »gefangen wie auf einem großen industriellen Schlachtfeld inmitten einer Schlacht, die nur nachts teilweise unterbrochen« werde.³⁸ Insbesondere die Wolkenkratzer der amerikanischen Städte brachten dann auch die Beobachterposition der Besucher selbst ins Wanken: »Da schritt ich wieder durch die Straßen und Gassen, die mir so eng erschienen bei der Höhe ihrer Wände und im Gedränge des Menschengewoges; da packte mich wieder das rücksichtslos aufgerichtete Streben so mächtig, daß ich nicht wagte, emporzuschauen, weil meine Sinne betäubt wurden und mir schwindelte.«³⁹ Die Wahrnehmung der fortgeschritteneren und exzeptionelleren Stadtentwicklung in den USA diente dabei zunächst als Folie und Schreckensperspektive, in den 20er Jahren aber auch als zu erstrebendes Idealbild.

der Jahrhundertwende als Hauptstraße der »neuen Zeit«, in: *Mythos Berlin. Zur Wahrnehmungsgeschichte einer industriellen Metropole*, Berlin 1987, S. 79-92.

36 | Zit. n. Ruth Glatzer, *Das Wilhelminische Berlin. Panorama einer Metropole 1890-1918*, Berlin 1997, S. 325.

37 | Vgl. Ralf Thies/Dietmar Jazbinsek: »Berlin – das europäische Chicago. Über ein Leitmotiv der Amerikanisierungsdebatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts«, in: Clemens Zimmermann/Jürgen Reulecke (Hg.), *Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstadt um 1900*, Basel, Boston, Berlin 1999, S. 53-94; A. Schmidt: *Reisen in die Moderne*; Georg Kamphausen: *Die Erfindung Amerikas in der Kulturkritik der Generation von 1890*, Weilerswist 2002.

38 | Ernst von Hesse-Wartegg: *Chicago. Eine Weltstadt im amerikanischen Westen*, Stuttgart 1893, S. 17ff., zit. n. A. Schmidt: *Reisen in die Moderne*, S. 247.

39 | Ludwig Brinkmann: *Eroberer. Ein amerikanisches Wanderbuch*, Frankfurt o.J. (1910), S. 48f., zit. n. A. Schmidt: *Reisen in die Moderne*, S. 243.

4. Berliner Straßenbilder: Eine »Raumgemeinschaft« aus »Singularen«

So konzentrieren sich – von Georg Simmel über die Feuilletonisten der Weimarer Republik bis hin zu Willy Hellpachs Berlin-Studien – die Beschreibungen des großstädtischen Habitus im Wesentlichen auf die individualpsychologische Anpassung an die Straßenerfahrung.⁴⁰ »Reserviertes Nebeneinander« und »pflichtbewußte Sachlichkeit« dominierten den Umgang des großstädtischen Bürgertums untereinander, heißt es in einer Sozialgeschichte der Großstadt von 1925.⁴¹ Nach Hellpach formten »emotionale Indifferenz« und »sensuelle Vigilanz«⁴² den Passanten als »Virtuoson der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, der die zu nichts verpflichtende Höflichkeit der momentanen Begegnung dazu nutzt, sich distanziert im Möglichkeitsmeer von Sozialkontakten zu bewegen«.⁴³ Dabei stand weniger die Beschreibung der realen Straßenpraxis im Mittelpunkt, sondern es wurden Idealtypen gewonnen, deren Metaphorik oftmals aus der Wahrnehmung der kapitalistischen Wirtschaftsbeziehungen oder der modernen Architektur stammte.

Auch Joseph Roth griff auf diese Kategorien zurück. Auf den Straßen, in den Konsumorten und auf den verschiedenen Vergnügensfeiern seien die Menschen »einander fremd«, stellte er 1924 fest. Zwischen ihnen lägen »Schicksale, Welten«. Die Berliner seien »lauter Singulare«, umgeben von »Bergen aus Eis«, bildeten aber dennoch eine »Raumgemeinschaft«.⁴⁴ Damit wies Roth zugleich auf die lokalen Stilbildungen der einzelnen Städte hin. Gerade für Berlin galt vielen Beobachtern eine ausgeprägte Geschäftigkeit als ausgemacht. Im Vergleich zu Paris gab es weniger Flaneure und kaum Spaziergänger; der Berliner galt vor allem als Konsument, nicht zuletzt aufgrund der wuchernden Warenhäuser und Geschäftsstraßen.⁴⁵ Er

40 | Vgl. G. Korff: Mentalität und Kommunikation.

41 | Martin Leinert: Die Sozialgeschichte der Großstadt, Hamburg 1925, S. 203.

42 | Willy Hellpach: »Berlinertum. Versuch zur Wesenskunde eines Weltstadtmenschenschlags«, in: Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins 1941, S. 45-63, hier S. 60; diese Begriffe auch schon in ders.: Mensch und Volk der Großstadt, Berlin 1939, S. 74f. Vgl. dazu G. Korff: Mentalität und Kommunikation.

43 | L. Müller: Modernität, Nervosität und Sachlichkeit, S. 89.

44 | Joseph Roth: »Der Winter unseres Mißvergnügens (1925)«, in: ders., Werke, Band 4, Amsterdam, Köln 1976, S. 29. Vgl. Karl Prümm: »Die Stadt der Reporter und Kinogänger bei Roth, Brentano und Kracauer. Das Berlin der zwanziger Jahre im Feuilleton der »Frankfurter Zeitung««, in: K. Scherpe (Hg.), Unwirklichkeit der Städte, S. 80-105.

45 | Vgl. Harald Neumeyer: Der Flaneur. Konzeptionen der Moderne, Würzburg 1999, S. 144-163.

sei nur auf der Straße, »wenn er geschäftliche Besuche macht, wenn er in sein Bureau geht oder wenn er nach Hause fährt«. ⁴⁶ Daraus resultierten nicht selten Konflikte zwischen Stadtbewohnern und Besuchern oder Zugezogenen aus der Provinz. Ein Franzose beobachtete 1892 noch einen insgesamt provinziellen Stil der Berliner Fußgänger, die sich auf den Bürgersteigen »unbehaglich« fühlten. »Sie bewegen sich ungeschickt, verstehen es nicht, sich durchzuschlängeln und brauchen weit mehr Platz, als sie nöthig hätten.« ⁴⁷

In den Augen von Arthur Eloesser machte den idealen Großstädter hingegen gerade »eine gewisse Fügsamkeit [aus,] eine dauernde Tendenz, Platz zu machen, eine gefällige Neigung, gelten zu lassen, Gleichberechtigung, mit wem es auch sei, anzuerkennen«. ⁴⁸ Dagegen

»sträube sich [in Berlin] immer noch ein pretiöses Grandentum, eine atavistische Tendenz der Unterscheidung und Überhebung. [...] Leute, die eine fühlbare Respektsgrenze um sich ziehen wollen, die sich gleichsam mit Stacheln gürten und von dem Raum, von der Atmosphäre mehr beanspruchen, als jedem Individuum zukommt, wirken als Kleinstädter.«

Großspurigkeit und Ängstlichkeit behinderten gleichermaßen vor allem eines: das Tempo der Stadt. Mit der Zeit bildete sich aber ein wiedererkennbarer Stil heraus, den Heinrich Mann an den sich ähnelnden »verfeinerten, kritischen und tapferen Gesichtern« der »Vorübertreiben[den] im Meer der Straßen« und einer »überaus durchgebildeten Sprache« festmachte. ⁴⁹ Die Berliner Schlagfertigkeit zählt auch dazu, eine Verkürzung der Sprache zum Jargon, die aus der dauernden »Entgegnung auf minimale Reize« und dem »Wechsel der Entschlüsse in jedem Augenblick« resultierte. ⁵⁰

In den Wahrnehmungen Berlins mischten sich allgemeine Topoi der Stadtkritik und spezifische Merkmale Berlins. So vereinte Wilhelm Hausenstein 1929 genau diese Spannung: Allein die klassizistischen Gebäude vermittelten noch ein Gefühl der Verortung, ansonsten sei man »auf Flächen projiziert«. Berlins Identität mache gerade die raumauflösende Dynamik aus: »In Berlin scheint [...] das Formale der Zirkulation die Substanz

46 | Edmund Edel: Neu-Berlin, Berlin, Leipzig 1908, S. 14.

47 | Vgl. Thomas Lindenberger: Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914, Bonn 1995, S. 51.

48 | Arthur Eloesser: »Großstadt und Großstädter (1909)«, in: ders., Die Straße meiner Jugend, Berlin 1987, S. 31-38, hier S. 37.

49 | Heinrich Mann: »Berlin«, in: ders., Essays, Hamburg 1960, S. 434-442, S. 438f.

50 | Richard Hamann: Der Impressionismus in Leben und Kunst, Berlin 1907, S. 204, zit. n. L. Müller: Modernität, Nervosität und Sachlichkeit, S. 89.

des Daseins ausmachen zu wollen.«⁵¹ Für Hausenstein war Berlin in der Moderne angekommen: Jahrzehnte nach der Hochphase der »Großstadtfeindschaft« hatte die Stadt ihren Historismus überwunden und sich dem Gestaltungsprinzip der modernen Stadt unterworfen.

5. Urbanisierung und Raumordnung: Schwellenräume in der modernen Stadt

Entgegen der großstadtfeindlichen Kritik an der Auflösung des bürgerlichen Selbst gerade die Ambivalenz der modernen Großstadt erkannt zu haben, die Individualität bedrohte und gleichzeitig Freiheitspotenziale schuf, war eine Errungenschaft der um 1900 entstehenden Stadtsoziologie im Umfeld von Georg Simmel, Emil Durkheim und Robert Ezra Park. Die Großstadt wurde hier als Laboratorium nicht nur des urbanen, sondern des modernen Menschen schlechthin erkannt und analysiert. Die prominenteste dieser Beobachtungen, Georg Simmels Analyse der städtischen Mentalität, ging von der Auflösung des Raums und der Dezentrierung des Subjekts durch die Vielfalt der Sinneseindrücke aus. Auch Simmel hatte sich, wie viele andere, auf das Verhalten im öffentlichen Straßenraum konzentriert; hier wurden die von ihm herausgefilterten Umgangsformen der Indifferenz, der Blasiertheit und der Reserviertheit eingeübt und sichtbar.

Doch der Blick auf die Straße allein verengt das Sichtfeld. Die Habitualisierung urbaner Stile war mit einer Raumordnung gestaffelter Öffentlichkeiten und Zugänge verbunden, in denen Geselligkeits- und Kommunikationspraktiken unter den Bedingungen der transitorischen Nähe erprobt wurden. Hier spielten Schwellenräume eine entscheidende Rolle: Sie bildeten Zonen des Übergangs zwischen Straßen und dem Inneren von tertiären Funktionsorten des Konsums und der Dienstleistung. Zwischen offenen und geschlossenen Raumbereichen in den innerstädtischen Zentren wechseln zu können, war mit unterschiedlichen Zugangs-codes verbunden, etwa mit Kleidung und Geld als materiellem, Verhaltensstilen und Umgangsformen als sozialem Kapital. In den Schwellenräumen wurde das Recht auf Zugang und Zugehörigkeit eingefordert, taxiert und erprobt; sie waren die Bewegungsschleusen einer urbanen Gesellschaft, die hochgradig mobil wurde und Zugang nicht mehr durch Bekanntheit oder – wie in Warenhäusern – durch Besitz allein segregierte. In den Schwellenräumen lernte die moderne Gesellschaft, mit ihrer eigenen Vielfalt umzugehen, die im Straßenraum unter dem Mantel der einheitlichen Bewegung teilweise verborgen werden konnte, aber an den Übergängen in Kinos, Hotels oder Restaurants oft den Unterschied ausmachte.

51 | Wilhelm Hausenstein: Berliner Eindrücke, Berlin 1929, S. 89f., zit. n. M. Bienert: Eingebildete Metropole, S. 63.

Diese Schwellenräume waren ein Produkt der Hochphase der industriellen Urbanisierung zwischen 1880 und 1910, als es mit dem immensen Wachstum vieler Städte auch zu ihrer sozialen und funktionalen Segregation kam.⁵² Es entstand eine doppelte Geographie der Differenz: durch die sozialen Trennungen zwischen Wohnvierteln und durch die topographischen Konzentrationen von Funktionsorten der städtischen Infrastruktur gegenüber ausgeprägten Wohnlagen. Diese verschiedenen Räume wurden ihrerseits über Funktionsbeziehungen, Verkehrsbindungen und Konsumpraktiken immer dichter miteinander vernetzt. Aufenthaltsdauer und Bindungsfrist wurden zu zentralen Unterscheidungsmerkmalen für die kommunikativen Praktiken in diesen Räumen. Verdichtete Knotenpunkte des städtischen Kontakts einander Fremder entstanden, auseinander liegende Räume wurden zum Teil über größere Entfernungen hinweg im Zuge eines persönlichen »Mapping« des Stadtraums verbunden. Ein wesentlicher Erfahrungsmodus wurde die transitorische Nähe: die räumlich nahe, aber zeitlich kurzfristige Begegnung mit Unvertrauten.

Auf Bewegung angelegte Verkehrs- und Raumformen nahmen zum neuen Kernbereich der Stadt, der City, hin zu. Dort prägten – neben Straßenzügen, Fassadengestaltungen und einer eigenständigen Stadtsemiotik der Hinweisschilder – Funktions- und Konsumorte mit ausgeprägtem Durchgangscharakter den städtischen Kommunikationsraum. Die Fluktuation in zentrumsnahen Bereichen und proletarischen Wohngegenden – nicht nur durch häufig wechselnde Nutzer, sondern auch durch die mehrheitlich nichtlokale Herkunft der Stadtbewohner – erforderte die Aufstellung von Regeln und deren Veröffentlichung. Analog dazu setzte mit der Planung von Villenvierteln, Gartenstädten und Angestelltensiedlungen ein Bautrend ein, der den privaten Raum und seine kommunikativen Funktionen gegenüber dem innerstädtischen Nutzraum betonte.

Allerdings ignorierten Klagen über die Anonymität in den wuchernden städtischen Gebilden jene gegenläufigen Prozesse, die über unpersönliche Kommunikationsformen Bindungen einer neuen Art schufen. So kam es komplementär zur Auflösung der Raumbindung durch Zunahme von Fluktuation und temporären Aufenthaltsorten zu einer Relokalisierung durch neue Viertel und Milieus; viele Großstadtviertel, die noch heute ein eigenständiges Gepräge haben, gehen – wenngleich mehrfach verändert und nicht selten nostalgisiert – auf die Jahrhundertwende zurück.⁵³ Kneipen,

52 | Vgl. Anthony Sutcliffe (Hg.): *Metropolis 1890-1940*, London 1984; Clemens Zimmermann: *Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung*, Frankfurt am Main 1996. Zum wilhelminischen Berlin zusammenfassend David Clay Large: *Berlin. Biographie einer Stadt*, München 2002, S. 21-117.

53 | Zur Spannung zwischen innerstädtischer und peripherer Urbanisierung vgl. Michael Wagenaar: »Conquest of the Center or Flight to the Suburbs? Divergent

Gewerkschaftshäuser oder Waschküchen dienten in proletarischen Wohngebieten als wiedererkennbare Bezugspunkte und Kommunikationsorte und trugen zur Verstetigung von sozialen Milieus bei, die durch die soziale Ausdifferenzierung von Wohnlagen entstanden waren.⁵⁴ Aber auch in der City wurden Funktionsorte wie Warenhäuser, Hotels oder Cafés zu Fixpunkten. Mit ihnen entstand ein neuer städtebaulicher Typus halböffentlicher und multifunktionaler Räume, in denen sich die Transitorität des Konsums und die Verstetigung des Angebots durch Werbung und Imagebildung auf neuartige Weise verbanden.

Zugang zu ihnen war nur durch Schwellenräume möglich: Eingangsbereiche, kontrollierte Zonen innerhalb der Gebäude sowie durch ihren Zweck von anderen Bereichen abgesetzte Räume, die über spezifischere Codes gesteuert waren. So endete der Schwellencharakter zwischen Straße und Gebäuden nicht an deren Eingang, sondern reichte weit in diese Konsumräume hinein, in denen sich Zugänge und Einlässe staffelten: Kinologen und private Speisezimmer sind klassische Beispiele für eine solche innere Staffelung. Der Zugang zu diesen Räumen hing immer weniger von ständischen Merkmalen ab, sondern stützte sich in zunehmendem Maße auf Symbole von materiellem Status sowie auf Verhaltensformen, die als raumgemäß galten. Gleichzeitig wurde der Schwellencharakter dieser Räume nach außen getragen, indem sich Gebäudegestaltung und Werbung an bestimmte Adressatengruppen richteten und Verhaltenserwartungen auf die Stadtgesellschaft projiziert wurden.

6. Äußerlichkeiten als Unterschied: Schwellenräume in der Sichtordnung der Stadt

Die Verbindung aus der Konsumtopographie der Stadt, ihrer variablen, temporären Nutzung und dem individuellen Mapping der Konsumräume erlaubte eine an bestimmte Raumformen, aber nicht unbedingt an konkrete Orte gebundene räumliche Orientierung des Stadtmenschen. Flexibilität, Wahl und Partizipation machten es notwendig, ihn als Konsumenten gezielter zu erreichen; deshalb wurde er umworben. Die Semiotisierung der Stadt durch Reklameschilder und Lichtwerbung versuchte, temporäre Bindungen von Subjekt und Ort herzustellen, Vertrauen zu schaffen und mit diesem Kapital Bindungen auf Dauer zu stellen.⁵⁵ Je funktionaler die

Metropolitan Strategies in Europe, 1850-1914«, in: *Journal of Urban History* 19 (1992), S. 60-83.

54 | Vgl. Armin Owzar, »Schweigen ist Gold«. Kommunikationsverhalten in der wilhelminischen Gesellschaft, in: M. Föllmer (Hg.), *Sehnsucht nach Nähe*, S. 65-86.

55 | Vgl. S. Becker: *Urbanität und Moderne*, S. 35ff.

Stadträume waren, desto mehr überdeckten den materiellen Raum solche Kommunikationsangebote, die Kontingenz reduzieren sollten. Sie machten gleichzeitig die Simultaneität der Angebote zu vorher unbekanntem sinnlichen Herausforderungen.

Das Äußere wurde in dieser von ihrer eigenen Mobilität überraschten Gesellschaft der industriellen Urbanisierung zum leitenden Kommunikationsmedium, bevor die Nahkommunikation überhaupt aufgenommen werden konnte. Park wies auf die Stadt als Schauplatz im doppelten Sinne des Wahrnehmens und der Repräsentation hin:

»Because of the opportunity it offers, particularly to the exceptional and abnormal types of man, a great city tends to spread out and lay bare to the public view in a massive manner all the characters and traits which are ordinarily obscured and suppressed in smaller communities.«⁵⁶

Unter dem Eindruck der neuen Ordnung der Stadt durch das Sichtbare und Äußere professionalisierte sich nicht zuletzt die Phänomenologie. Für Kriminologen wurde dem Gesicht zum Spiegel des Charakters.⁵⁷

In diesem »Klima des ständigen Platzierens und Platziertwerdens durch Ansehen und Aussehen« war das Sichtbare Teil der Theatralisierung des Sozialen und ihrer latenten Bedrohung.⁵⁸ Schon Gebäudefassaden sollten Attraktion und Distanzierung steuern. Baulich kam den Fassaden in der Erlebnistopographie des Großstadtzentrums eine wichtige Rolle bei der Strukturierung der Schwellensituation zu. Hotels, Warenhäuser oder Restaurants hatten keine strikten Zugangsbarrieren mehr; der Zugang zu ihnen wurde durch einen auf die Straße hinausweisenden und in die Gebäude hineinreichenden Wirkungsraum gestaffelter Zugänglichkeiten gesteuert. Repräsentation als Werbung und Distinktion als Abschließungsmodus griffen hierbei jeweils ineinander.

Für diese Leiträume der städtischen Erlebniskultur war die Straße Notwendigkeit und Herausforderung zugleich. Ohne sie war der wirtschaftliche Erfolg undenkbar, aber die dauernde Lage an der Schnittstelle zur allgemein zugänglichen Straße verlangte nach Zugangsdifferenzierungen ohne offen-

56 | Robert E. Park: »The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment«, in: *The American Journal of Sociology* 20 (1915), S. 612.

57 | Vgl. Gabriela Holzmann: *Schaulust und Verbrechen. Eine Geschichte des Krimis als Mediengeschichte*, Stuttgart 2001; Claudia Schmolders/Sander L. Gilman (Hg.): *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*, Köln 2000.

58 | Gertrud Koch: »Nähe und Distanz. Face-to-Face-Kommunikation in der Moderne«, in: dies. (Hg.), *Auge und Affekt. Wahrnehmung und Interaktion*, Frankfurt am Main 1995, S. 272-291, hier S. 273.

sichtliche Gewaltausübung. Diese Differenzierung geschah zum einen durch eine imagologische Projektion auf die Stadt. So wurde etwa in den Werbeanzeigen der städtischen Grandhotels die harmonische und sozial exklusive Ordnung von innen nach außen auf den Vorraum projiziert – oft im Widerspruch zur tatsächlichen Bewegungsstruktur der Straße. Das wertete die kommunikative Funktion von Hotels als Orten des vornehmen Verhaltens und der Stilvorbildlichkeit auf, trug aber zugleich zum Image der Unzugänglichkeit für jene bei, die dem dargestellten Status nicht entsprachen.

Die zweite Differenzierung innerhalb des Schwellenbereichs zwischen Straße und Innenraum der kommerziellen Funktions- und Vergnügungsgebäude war der bauliche Zugangsbereich, vor allem die Fassade und der Eingang. Je nach Lage wiesen Hotels zum Beispiel Balkons oder vorgelagerte Terrassen auf, um Beobachtungsplätze zu schaffen, die Stadt und Rückzugsraum miteinander verbanden. Wichtiger für diese Beziehung zwischen Straße und Binnenraum war aber die Fassadengestaltung. Eine ausgeprägte Ornamentik konnte ebenso wie deren zurückhaltender Einsatz je nach Lage als Bedeutungs- und Distinktionssymbolik fungieren. Lange Gebäudefronten, für die vielfach der Abriss oder Umbau mehrerer Gebäude nötig war, verhießen ebenso wie reale oder symbolische Höhendifferenzen die Besetzung des städtischen Raums. Seriöse und konzentrierte Lichtführungen in Verbindung mit geometrischen Bauformen vermittelten etwa bei vielen Hotels zwischen den zunehmend wilderen Lichtern der Vergnügungsreklame und der Dunkelheit gefährlicher Straßen. Außengestaltung, Fassaden und Lichtführung bestimmten den schmalen Übergangsbereich zwischen unkontrollierbarem Stadtraum und privatem Schlafzimmer. Die Intimität des Privaten musste angesichts der temporären Existenz auf dieser Schwelle durch symbolische Sicherungsarrangements gewährleistet sein.

Aufgrund des halböffentlichen Charakters von Hotels oder Warenhäusern verlängerte sich die Schwellensituation in die Gebäude hinein, die mit besonderen Arrangements Zugehörigkeit und Verbleibsberechtigung nach eigenen Kriterien des Bedarfs regulierten. In den Hotels war es das Ensemble aus der Eingangs(dreh)tür, die weit mehr Offenheit verhieß als jeder Zugang zu Mietwohnungen; aus dem Empfang, der für die Beobachtungswie für die Dienstleistungselemente des Hotels raumprägend, gleichsam panoptisch war; und aus der Hotelhalle selbst, die den zentralen Durchgangsraum des Hotels darstellte und von wo aus die Geschäfts-, Restaurations- und Schlafräume zu erreichen waren. Aufenthalt und Bewegung in der Hotelhalle verlangten nach eigenen Verhaltensregeln.

Wer sich hier bereits aufhielt, gehörte zu einer tendenziell heterogenen Übergangsgemeinschaft, die sich meistens im Wartestand befand. Da es sich nicht um exklusivere Zugangsräume des Hotels handelte, entschied sich auf dieser Bühne, wie die Legitimität der Zugehörigkeit eingeschätzt wurde. Die Portiers wurden mehr oder weniger systematisch in Physio-

gnomie und Verhaltenslehre geschult, und die gegenseitige Beobachtung der Gäste funktionierte als eigenes Korrektiv, in das die Hoteldetektive unauffällig eingebunden waren. Joseph Roth hat in einer idealisierenden Betrachtung der nivellierenden, gleichsam kathartischen Funktion der Hotelhalle die Auflösung von Zeit durch die Funktion und von Raum durch den Stil der Hotelhalle betont:

»Hier, in der Halle, bleibe ich sitzen. Sie ist die Heimat und die Welt, die Fremde und die Nähe, meine ahnenlose Galerie! Hier beginne ich über das Hotelpersonal, meine Freunde, zu schreiben. Es sind lauter Persönlichkeiten! Weltbürger! Menschenkenner! Sprachenkenner! Seelenkenner!«

Roth deutete den von Geschichte entleerten Raum und die transitorische Anwesenheit der anderen Hotelnutzer nicht mehr als eine durch den Verlust des Raumvertrauens verursachte Kommunikationskrise. Vielmehr erlaubte die Hotelhalle es ihm, Zugehörigkeit und Beobachterposition zu verbinden und eine neue Kommunikationsbindung an den Raum aufzubauen. Die Medien seiner Versicherung waren dabei nicht die anderen Gäste, sondern die Angehörigen des Hotelpersonals.

Was die Hotels in ihrer Selbstdarstellung nach außen präsentierten, sollte im Personal seine Entsprechung nach innen finden. Idealerweise verkörperte es das Gesellschaftsideal einer Zurückhaltung des Persönlichen und einer dienstbereiten Vornehmheit – nicht zuletzt als Vorbild für manche Gäste, die in dieser Hinsicht keineswegs verhaltenssicher waren. Dennoch durften diese nicht, wie es in einem Berufsbild von 1910 hieß, durch »allzu feine, auffallende Manieren« in ein »ungünstiges Licht« gestellt werden. Die Kellner seien alle »gut instruiert, keine unnötige Schaustellung von ihren Tugenden und Vorzügen zu machen und die feine Reserve zu beobachten, die sich für jeden gebildeten Menschen schickt.«⁵⁹ Georg Simmel hat die »feine Reserve« als zu bewahrenden Rest der aristokratischen Vornehmheit sogar zum Gegenstand seiner Kommunikations- und Geselligkeitssoziologie gemacht.⁶⁰ In ihrem erziehungsmoralischen Anspruch kam sie dem Wunschbild der Hotels sehr nahe, aus den Bewältigungen der Schwellensituation und den ihr angepassten Verhaltensformen von Zugänglichkeit und Distinktionswahrung ein verallgemeinerungsfähiges Gesellschaftsmodell abgeleitet sehen zu wollen.

59 | Paul Vehling: Die Moral des Hotels. Tischgespräche, New York 1910, S. 93.

60 | Vgl. Habbo Knoch: »Simmels Hotel. Kommunikation im Zwischenraum der modernen Gesellschaft«, in: M. Föllmer (Hg.), Sehnsucht nach Nähe, S. 87-108.

7. Krisenbewältigungen durch Beobachtung: Alternative Subjekt- und Steuerungskonzepte

In Roths emphatischer Beschreibung der Hotelhalle zeichnet sich ein alternatives Subjektkonzept des modernen Großstadtmenschen ab, das nicht der Kritik an den vermeintlich allein verheerenden Konsequenzen der Urbanisierung folgte. Inzwischen haben sozial- und mikrohistorische Studien zur Milieubildung, zu politischen Kommunikationsformen und zur »Straßenpolitik« das Bild einer rein dissoziierten Stadtgesellschaft nachhaltig differenziert. Die Habitualisierung des urbanen Menschen in Reaktion auf Dynamik und Unübersichtlichkeit der modernen Großstadt war kein nur passiver Prozess der Abstumpfung und Nivellierung. Die frühen soziologischen und journalistischen Beobachtungen des Großstadtverhaltens im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts trugen zur Bewältigung der Erfahrung von (bürgerlicher) Subjektkrise und Raumverlust bei. Sie entwickelten andere Subjektkonzepte oder integrierten sie in den Stadtdiskurs, sie ließen die Stadterfahrung als produktive Aneignung der neuen Situation erkennen, nutzten die Vorstellung der bürgerlichen Individualität aber auch, um Steuerungsvisionen der modernen Gesellschaft in den 1920er Jahren zu kritisieren. Zugleich transportierten alle Beobachtungen die grundlegende Spannung des Verlusts von »organischer« Raumbindung und Substanzkrise des Individuums bis in die Wahrnehmung der »klassischen Moderne« am Ende der Weimarer Republik hinein.

7.1 Schwellen des Individuums und Sozialfiguren: Soziologische Krisenbewältigungen

Walter Rathenau fürchtete um die Seele des modernen Menschen, denn das »Gesetz der Großstadt, das die Erinnerungsbilder verjagt, die Sinne blendet und betäubt und alles Erstaunen auslöscht, führt zum Skeptizismus, zur Müdigkeit und Neurose«. ⁶¹ Im Kommunikationsraum Stadt gerieten die Menschen »im bewegten Meer der Sozialkontakte und dynamischen Ge triebe der feinstrukturierten Raum-Zeit-Koordinierungen in die Risikozonen der Nervosität«. ⁶² Als wegweisender Beobachter konstatierte Georg Simmel als Reaktion darauf einen Zuwachs an Verstandestätigkeit als »Präservativ der Seele« gegen die dauernden Impressionen. ⁶³ Zugleich analy-

61 | W. Rathenau: Kritik der Zeit, S. 210.

62 | Lothar Müller: »Die Großstadt als Ort der Moderne. Über Georg Simmel«, in: K. Scherpe (Hg.), Unwirklichkeit der Städte, S. 14-36, hier S. 16

63 | Vgl. Georg Simmel: »Die Großstädte und das Geistesleben«, in: Jahrbuch der Gehe-Stiftung zu Dresden 9 (1903), S. 187-206; wieder abgedruckt in: ders., Das Individuum und die Freiheit, Berlin 1984, S. 192-204; L. Müller: Großstadt als Ort der Moderne; Ilja Srubar: »Zur Formierung des soziologischen Blicks«, in: M. Smuda

sierte er weitaus langwelligere Rationalisierungen der Gesellschaft, die von der Geldwirtschaft durchdrungen werde. Im Wechselverhältnis von individueller und ökonomischer Rationalisierung bildete sich nach seinen Beobachtungen in der modernen Stadt ein Verhaltensensemble heraus, in dem physiologischer Impressionismus und kommunikative Ordnung aneinander gebunden waren und gleichzeitig gezielter miteinander verbunden werden mussten.

Simmels Kategorien der »Blasiertheit« und »Reserviertheit« – individuelle Zurschaustellung als Distanzwahrung und Selbstrücknahme als Rest aristokratischer Verhaltensformen – stehen in der spätaufklärerischen Tradition, die Balance von Gefühlskontrolle und Emotionalität zur Basis einer gelingenden zwischenmenschlichen Kommunikation und Geselligkeit zu erklären.⁶⁴ Diese Balance verlangte ein Grundmaß an Selbstdistanzierung, wenn nicht gar Selbstreflexion, die Simmel im Verhaltenscode der Reserviertheit erkannte. Seine Beobachtungen gründeten im Kern auf einer Soziologie der Oberschichten, die ihre vor allem männlich kodierten Führungsqualitäten nun auch im Bewährungsfeld der modernen Stadt ausbilden mussten; insofern nahm die Straße Merkmale der späteren Front vorweg. Während sich um 1900 vor allem für weibliche »Nervositäts«-Leiden ein breites Spektrum an Behandlungen und Therapien abzeichnete, erwies sich die Großstadtstraße für Simmel als Katalysator einer Männlichkeit, in der er rationelles Handeln mit einer – wenn auch distanzierteren – Orientierung an den emotionalen Färbungen zwischenmenschlicher Begegnungen verbunden sah.

Gleichsam als Voraussetzung dafür war die Reserviertheit ein »Präservativ« gegen das Verschwinden des bürgerlichen Menschen in der »Masse«, sie integrierte physisch und distinguierte psychisch über ein Selbst, das sich einen eigenen, aber nicht gänzlich entbundenen Raum schuf. Gegenüber einem auf Raumweite angelegten Repräsentieren bedeutete dies für den Nahraum eine Verinnerlichung der Distinktionsmerkmale, die sich ihrerseits nun eher durch Gesicht, Kleidung und Gesten ausdrückten als durch Distanzgesetze und Entourage.

Simmel stellte mit seinen Kategorien das Verhältnis von Sinneserfahrung und Körperlichkeit ins Zentrum der Analyse der großstädtischen Lebensform. Für ihn war der Psychologismus, den er selbst damit begrifflich vorantrieb, ein Leitmerkmal der Moderne.⁶⁵ Das Ich konzipierte Simmel

(Hg.), Stadt als »Text«, S. 37-52; David Frisby: »Georg Simmels Großstadt: eine Interpretation«, in: L. Musner/G. Wunberg/C. Lutter (Hg.), Cultural Turn, S. 65-88.

64 | Vgl. Martina Kessel: »Das Trauma der Affekte. Zur Sehnsucht nach Gefühlen im 19. Jahrhundert«, in: Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten (Hg.), Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle, Köln, Weimar, Wien 2000, S. 156-177, hier S. 158.

65 | Vgl. D. Frisby: Simmels Großstadt, S. 80f.

als gestaffelten psychischen Durchgangsraum, in dem die Übermacht der Eindrücke mit den Kapazitäten des Wahrnehmens auszutarieren war. Das hieß, »das Erleben und Deuten der Welt gemäß den Reaktionen unseres Inneren [...], die Auflösung der festen Inhalte in das flüssige Element der Seele, aus der alle Substanz herausgeläutert ist, und deren Formen nur Formen von Bewegungen sind«,⁶⁶ zu verstehen. Hier bilden sich bereits die zentralen Gegensatzpaare für die Beurteilung der modernen Kommunikationskompetenz ab, die Walter Benjamin und Siegfried Kracauer dann ausbauen sollten: Erfahrung und Erlebnis, Substanz und Oberfläche.

Die unausweichliche Anpassung an die Bewegung der modernen Stadt verlangte nach neuen Konzepten sozialer Identität. Dazu zählten die Formen der Erfahrungsverarbeitung, mit denen der moderne Mensch Distanz zur Welt schuf. Die Habitualisierung von Schutzmechanismen und Beobachterhaltungen erzeugten Schwellen- und Durchgangsräume auf der seelischen Ebene. Die Großstadtstraße als Schmelztiegel und Bühne des urbanen Lebens bot eine medial verstärkte und konditionierte Anschauungsfläche, in der das Gesicht zum Spiegel der Stadt wurde; die Tiefenschichten des Individuums wurden als an die Raumerfahrung gebundene Niederschläge lesbar, womit auch das Gesicht zur Schwelle zwischen Mensch und Stadt mutierte. Analog dazu hatten sich die Schwellenräume der Stadt selbst entwickelt.

Methodisch fanden Mechanisierung, Entgrenzung und Delokalisierung ihren nachhaltigsten Niederschlag in Simmels Abwendung von der gebauten Stadt als Bezugsgröße dessen, was die Stadt ausmacht. Er definierte die Stadt, jenen Drehpunkt der Zirkulation von Waren, Verkehr und Kommunikation, nunmehr anhand ihrer »funktionellen Größe jenseits ihrer physischen Grenzen«. Sie bestehe aus der »Summe der über ihre Unmittelbarkeit hinausreichenden Wirkungen«.⁶⁷ Zugehörigkeit zur Stadt ergab sich durch die Teilhabe an diesen funktionalen Vernetzungen. Dem entsprach Simmel mit seiner Kommunikationssoziologie. Sie bestimmte das Individuum als Zusammenspiel verschiedener Sozialkreise und Zugehörigkeiten.

Der amerikanische Soziologe Robert Ezra Park, der bei Simmel studiert hatte und Mitbegründer der Chicagoer Schule wurde, wandte sich noch expliziter der Bedeutung von Kommunikationsakten für das Entstehen von »Gesellschaft« zu.⁶⁸ Beide betonten die Herausforderung der körperlichen Nähe und die Notwendigkeit, den zwischenmenschlichen Kontakt einander Unbekannter durch neue Verhaltensregeln zu steuern. Für Park war aber die kommunikative Gestaltung des städtischen Raumes wichtiger. »Each

66 | Georg Simmel: *Philosophische Kultur*, Leipzig 1911, S. 196, zit. n. D. Frisby: *Simmels Großstadt*, S. 80.

67 | G. Simmel: *Die Großstädte und das Geistesleben*, S. 201.

68 | Vgl. Rolf Lindner: *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt am Main 1990.

separate part of the city is inevitably stained with the peculiar sentiments of its population. The effect of this is to convert what was at first a mere geographical expression into a neighbourhood [...].⁶⁹ Was den Wert interpersonaler Kommunikation für die Aneignung gebauter Formen anging, war Park optimistischer als Simmel, und so rückte er stärker das Verhältnis von Stadtraum und Kommunikationsformen in den Mittelpunkt empirischer Stadterkundungen.

Der sich mit der Großstadt etablierende soziologische Blick trug mittelfristig dazu bei, den gleichzeitig weiterverwendeten Topoi des Chaotischen und Ungebändigten entgegenzusteuern. Die Stadt wurde schon in den 1920er Jahren vermehrt als ein durch soziale und kommunikative Prozesse strukturiertes Gebilde wahrgenommen. Damit traten auch neue Kategorien wie Nähe und Distanz, Zugehörigkeit und Fremdheit in den Stadtdiskurs ein. Stadtsoziologie und frühethnologische Stadtbeobachtung strukturierten den städtischen Raum zudem durch die Beschreibung von Sozialfiguren als kommunikativen Anlaufstellen und Fixpunkten der Raumordnung. Insbesondere am Typus des »Fremden« wurden Chancen und Grenzen der Assimilation an auf Vertrauen und Zugehörigkeit beruhenden Milieus einerseits und die intime Anonymität der Großstadt andererseits untersucht. Vor allem Park widmete sich im Umfeld der Chicagoeer Schule verschiedenen Typen »marginaler Existenzen«, deren gemeinsames Kennzeichen das Fehlen einer festen Ortsbindung oder einer lokalen Verwurzelung war.⁷⁰ Die daraus resultierende kulturelle Hybridisierung sah Park als paradigmatisch für den modernen Lebensstil insgesamt an.

7.2 Erlebnis und Expression: Stadtverhalten jenseits der Reserviertheit

Gerade die von Simmel 1903 beschriebene Habitualisierung durch Reserviertheit trat spätestens in den 1920er Jahren gegenüber der Betrachtung der Stadt als Erlebnis in den Hintergrund. Simmels Kategorien waren noch durch die Herausforderung der Nähe selbst bestimmt; die Stadt etablierte sich jedoch mehr und mehr als Funktions- und Vergnügungszentrum, in dem das Erlebnis zum Ziel wurde. In den Städten wurden vor allem Künstler zu Protagonisten dieser Erlebnisorientierung, aber zugleich breiteten sich sozial differenzierte und übergreifend zugängliche Unterhaltungsformen aus.

Während Simmel und Hellpach die defensive Konditionierung der Passanten beschrieben, analysierte Robert Walser in einer Beobachtung der Friedrichstraße bereits 1909 ein dauerndes Wechselverhältnis zwischen der Fesselung körperlicher Triebe und ihrer rhythmischen Entfesselung. In der

69 | R.E. Park: *The City*, S. 579.

70 | Vgl. R. Lindner: *Entdeckung der Stadtkultur*, S. 202ff.

Straße fließe die Bewegung »unaufhaltbar und unaufhörlich«, was die Rückkehr des Naturhaften in Form der urbanen Eigendynamik markiert. Die Bewegung sei als »hinreißende betörende Hast« wahrnehmbar, in der die Menschen »dicht aneinandergedrückt und geknechtet« im »Zwang des zusammengeknabbelten Verkehrs« eine ganz neuartige Körpererfahrung sinnlicher Nähe machten.⁷¹ Doch dies hatte nichts mit menschlicher Nähe zu tun, denn Schicksale und Leidenschaften ohne wechselseitigen Bezug »stolpern hier wild und zugleich ohnmächtig nebeneinander«.

Zu »Nebemenschen« würden sie aber erst durch drei Kommunikations- und Verhaltensregeln, die soziale Gegensätze nivellierten: Kein »vernünftiger Mensch« ließe sich durch die unbeschreiblichen Gegensätze verletzen, die hier »bis zum offenen Unanstand« herrschten; man halte sich gegenüber den »Verlockungen ohne Zahl« zurück und kontrolliere seine Leidenschaften; und schließlich gebe man sich nicht länger persönlichen Bedürfnissen hin: Weil »alles Rücksicht, Rücksicht und nochmals liebende und achtende Rücksicht nehmen muß«, würden »Qualen gemeistert, die Wunden verschwiegen, die Träume gefesselt, die Brünste gebändigt, die Freuden unterdrückt und die Begierden gemäßigt«. Doch abends brächen diese Zurückhaltungen auf, dann sinke »ein wollüstig auf und nieder atmender Körpertraum [...] auf die Straße herab, und alles läuft, läuft und läuft diesem vorherrschenden Traum mit ungewissen Schritten nach«.

Auf die Stadt wurde aber nicht nur durch passive Habitualisierungen reagiert, sondern sie wurde auch als Erlebnisraum gestaltet und genutzt – das zeigen nicht zuletzt die Formen der »Straßenpolitik«, die bis zur Kultivierung öffentlicher Gewaltkommunikation reichten.⁷² Die Stadt war nicht nur Impressions-, sondern auch Expressionsraum. Park verstand die Stadt deshalb als »soziales Laboratorium«, in dem jedes Individuum seinen Raum finden konnte, um seine Besonderheit zum Ausdruck zu bringen.⁷³ Der öffentliche Raum wurde zum Seismographen von Erlebnisverarbeitungen und Krisenschwingungen, in denen die Grundmuster der Kooperation miteinander unvertrauter Fremder herausgefordert wurden. Roth erklärte viele »Peinlichkeiten im öffentlichen Alltag« kurz nach dem Ende der Inflation durch den »undisziplinierten Charakter der Nachkriegsgeneration, die Verbitterung, die mit den Leuten explodiert«. Jeder sähe im Anderen den Feind, die Katastrophe läge immer in der Luft, und es fehle »vor allem an der Disziplin des Individuums; an Wohlerzogenheit; an Formensinn; an natürlichem Takt«.⁷⁴ Wenige Jahre später beobachtete Siegfried Kracauer ei-

71 | Robert Walser: »Friedrichstraße (1909)«, in: ders., Das Gesamtwerk, Band 1, Frankfurt am Main 1978, S. 298-300.

72 | Vgl. T. Lindenberger: Straßenpolitik.

73 | Vgl. I. Srubar: Formierung des soziologischen Blicks, S. 41.

74 | Joseph Roth: »Betrachtung über den Verkehr (1924)«, in: M. Bienert (Hg.), Roth in Berlin, S. 137-143, hier S. 141f.

ne »Nervosität, die bei geringstem Anlaß« ausbräche. »Sie stoßen sich, wenn sie aneinander vorbeigehen, sie sprechen etwas lauter, als es vielleicht üblich ist, und erwecken überhaupt den Eindruck von Reibungsflächen, die sich im nächsten Augenblick entzünden.«⁷⁵

Simmel ließ vor allem die Zurichtung des öffentlichen Verhaltens von außen, also die durch die Makro- und Mikromacht der staatlichen Ordnung, unberücksichtigt; die von ihm beschriebene Habitualisierung idealisierte die Anpassungsleistungen als individualistische bürgerliche Adaption. Welche Rolle die Anwesenheit von Polizei und Anweisern dabei spielte, machte um 1910 die Beschreibung der »amerikanischen Masse« durch Hugo Münsterberg deutlich, wo »die größten Menschenmengen bei öffentlichen Anlässen ohne jede fühlbare Polizeieinwirkung sich selber leiten, wie die Verkehrsgesellschaften fast ohne Kontrolle auskommen, vertrauend, daß jedermann seine Pflicht tut.«⁷⁶ Keineswegs frei von einer Idealisierung der amerikanischen Freiheit und des Aufstiegsbewusstseins der Mittelschichten, mit denen Münsterberg das gegenseitige Vertrauen und freiwillige Einordnen in die Disziplin erklärte, zeichneten sich hier Koordinaten des Kommunikationsverhaltens ab, die sowohl auf das Ideal als auch auf das Problem der panoptischen und synchronistischen Steuerung der modernen Massengesellschaft verweisen.

7.3 Gleichschaltung gegen Differenz: Panoptische Visionen

Neben der Wucht der großstädtischen Kommunikation waren es – auch bei Simmel – vor allem die Furcht vor Ausbrüchen von Triebhaftigkeit und von sozialen Konflikten, die Utopien einer Ordnung der öffentlichen Massen bis hin zu ihrer Synchronisierung erzeugten. Archetypisch dafür sind die breiten Pariser Boulevards der Haussmann-Ära aus den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Steuerung und Synchronisierung des großstädtischen Publikums wurde schließlich perfektioniert durch die politische Propaganda der Nationalsozialisten, die den Raum der Stadt durch Lautsprecher und Flugzeuge zum politischen Kommunikationsraum umgestalteten, was jedoch durch die moderne Mediensemiotik der Stadt bereits vorbereitet war.⁷⁷

75 | Siegfried Kracauer: »Unter der Oberfläche (1931)«, in: ders., *Berliner Nebeneinander. Ausgewählte Feuilletons 1930-1933*, Zürich 1996, S. 26-28, hier S. 27.

76 | Hugo Münsterberg: »Die Amerikaner (1904)«, Band 1, 4. Aufl., Berlin 1910, S. 90, zit. n. A. Schmidt, *Reisen in die Moderne*, S. 162.

77 | Dazu zählt auch die quasireligiöse Aufladung des Äthers im Zuge der Einführung des Rundfunks. Vgl. Habbo Knoch: »Die Aura des Empfangs. Modernität und Medialität im Rundfunkdiskurs der Weimarer Republik«, in: ders./Daniel Morat (Hg.), *Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960*, München 2003, S. 133-158.

Dieser Gleichschaltung und Durchschaltung konnte man sich kaum entziehen. Das verstärkte aber nur ein ohnehin zur Stadterfahrung gehörendes Muster der Entgrenzung der städtischen Öffentlichkeit bis in den privaten Raum hinein. Die von Simmel konstatierte »Steigerung des Nervenlebens« fand nicht nur auf der Straße statt; Geräusche, Lichter und Bewegungen der Stadt durchdrangen die Wände der Wohnungen. Öffentlicher und privater Raum waren miteinander verschaltet, wenn auch nicht synchronisiert.

Die Masse galt zeitgenössischen Soziologen dabei ebenso als Folge der Entfremdung von sich auflösenden traditionellen Sozial- und Kommunikationsformen, wie sie zunehmend als psychologische Einheit und Gegenstand der emotionalen Steuerung wahrgenommen wurde.⁷⁸ Schwellenräume halböffentlichen Vergnügens und Erlebens, in denen Zugehörigkeiten wechselten und Kommunikation nur bedingt durch Herrschaft gesteuert werden konnte, wurden als kontrollbedürftig und kontrollresistent betrachtet. Damit kam den Utopien, diese Schwellenräume von Verhalten und Erfahrung zu steuern, eine wachsende Bedeutung zu: Macht zu sichern hieß, Räume durch Schwellenkontrollen zu ordnen. Die neuen Massenmedien des aufzeichnenden und durchdringenden Blicks, also die Fotografie und das Röntgen, sowie der aufkommende Rundfunk führten zu Vorstellungen der multimedialen Durchdringung von sozialer Kommunikation – und zwar mit dem Ziel, sie zu synchronisieren.

Solche Vorstellungen, die heterogene Gesellschaft der modernen Stadt mithilfe der modernen Medien zu durchdringen und zu steuern, hatten ihre Entsprechung im Topos der Hypnotisierung durch den Stadtraum selbst. Hier findet sich erneut ein Gegenbild zur Kommunikationsautonomie des bürgerlichen Subjekts. Edmund Edel sah 1908 »Riesenhäuser [...], deren unzählige Fenster hypnotisch auf die Vorübergehenden stieren.«⁷⁹ Die Stadt kommunizierte ihre Macht über die individuelle Wahrnehmung. Zwanzig Jahre später nahm die Kapitalismuskritik bei Hermann Kesser noch deutlichere Formen an: Berlin werde beherrscht vom »Kommando-Gesicht von Gott Handel« als neuem Diktator. »Lautlos steht das Gesicht auf, umkreist von den rollenden Worten der Lichtreklamen, und blickt mit geschlossenen Augen auf den Platz.« Seine einzige Sorge sei »die Schaltung der merkantilen Bewegung. Technik: Ihm ein Mittel, die Bewegung zu steigern.«⁸⁰ Auch die Bewegung der Passanten passte sich dem »eilig laufenden Band der Lichtreklameflächen an, das jetzt die Fassaden von Berlin

78 | Vgl. Karen J. Krenkel: »Das Gesicht der Masse. Soziologische Visionen«, in: C. Schmölders/S. Gilman (Hg.), *Gesichter der Weimarer Republik*, S. 206-227.

79 | E. Edel: *Neu-Berlin*, S. 13.

80 | Hermann Kesser: *Potsdamer Platz, Berlin 1929*, S. 400, zit. n. M. Bienert: *Eingebildete Metropole*, S. 63.

glatt und gleichmachend erobert.«⁸¹ Vor allem die moderne Werbung führte zur panoptischen Inversion:

»Die Straße schafft – ein gewaltiges Kollektiv – den neuen Typ Mensch. Greta Garbos Antlitz fasziniert von den Hauswänden herab den Passanten, seit der Antike gab es nicht solche Götterbilder. Angeschlossen an die Passantenströme der Straßen sind Kinos. [...] Hier wird den Menschen ihr geistig-seelisches Gewand von einem Riesenkonfektionstrust zugeschnitten und verpaßt, in rasender Eile.«⁸²

In den panoptischen Visionen und Antivisionen schlug sich die Aufwertung des Auges im Großstadtraum nieder, die schon Simmel bemerkt hatte. Entsprechend fürchtete Max Picard ganz im Tenor der Kulturkritik der Jahrhundertwende: »[W]enn auf dem Gesicht nichts mehr ausgedrückt wird von innen her, wenn alles nur von außen her darauf eingedrückt wird, dann hört das Gesicht auf, Gesicht zu sein, es wird eine elastische Maske.«⁸³

8. Dissoziation und Befreiung: Warten im Raum

In seiner Analyse der Oberflächenstrukturen der modernen Gesellschaft, in denen er Machtverhältnisse und Erlebnisformen erkannte, übersetzte Siegfried Kracauer das Primat des Optischen in eine beschreibende Soziologie. Bereits indem er seine Sonde auf das Verhältnis von Oberfläche und Erscheinung einerseits, Empfindungen und Erfahrungen andererseits richtete, orientierte auch er sich an einem Verständnis von substantieller bürgerlicher Individualität. Seine Bewertung der Folgen des modernen Lebens, insbesondere der Erlebnisangebote in Kinos und Tanztheatern, war ambivalent: Er erkannte vor allem bei den weiblichen Angestellten ein echtes Bedürfnis nach Zerstreuung, dem er als Gefühl auch Platz einräumte, deutete es aber gleichzeitig als Modus, in dem sich ungleiche Klassenverhältnisse fortschreiben konnten.

Noch deutlicher an einer Substanzvorstellung von Kommunikation orientiert, stellte Kracauer Anfang der 20er Jahre die Rationalität der Hotelhalle (stellvertretend für die der modernen Stadt) der sinnhaften Vergemeinschaftung in Kirchen gegenüber. In der Hotelhalle seien lediglich »schlechthin Beziehungslose« als Teil eines »Getriebes« des Vergnügens zu finden. Selbst leer und ohne jede Zwecksetzung, fehle ihrem Verhalten als »nichtsagende formale Harmonie« jegliche Erhabenheit. Gerade weil die Anwesenden nichts miteinander zu tun hätten und »anonymisierte Scheinindivi-

81 | Franz Hessel: Ein Flaneur in Berlin, Berlin 1984, S. 245.

82 | Adolf Behne (1925), zit. n. M. Bienert: Eingebildete Metropole, S. 117.

83 | Max Picard: Die Grenzen der Physiognomik, Erlenbach, Zürich 1937, S. 48.

duen« darstellten, könne eine vermeintliche Nivellierung in solchen Räumen nicht gelingen. Für Kracauer bildeten die Wartenden in der modernen Stadt nicht bloß eine Raumbegrenzungszone, sondern wurden durch das »metaphysische Leiden an dem Mangel eines hohen Sinns in der Welt, an ihrem Dasein im leeren Raum« zu Schicksalsgefährten. Der zwischenmenschlichen Kommunikation war für Kracauer die Substanz und infolge der »Entleerung des umfangreichen geistigen Raums« auch das Korrektiv abhandeln gekommen.⁸⁴

Nicht die Substanz direkter Kommunikation, sondern die Ordnung zum Ornament diente in seinen Augen der modernen Vergesellschaftung. Und genau an dieser Schnittstelle, die eine Funktionslogik der geordneten Oberfläche zum integrierenden Kommunikationsmedium einerseits, zur Gestaltungskraft des Stadtraums andererseits werden ließ, war die kommunikative Gleichschaltung des urbanen Raums in den 30er Jahren im Zeichen einer Politisierung der zwischenmenschlichen Kommunikation schließlich erfolgreich. Diese Gleichschaltung wollte die moderne Gesellschaft zu einem als »Volksgemeinschaft« beherrschbaren Objekt machen, das in Zeit und Raum lokalisiert werden konnte. Diese Regression richtete sich auch gegen die Aufspaltung von Ortsbindung und Kommunikationsraum, die noch um 1900 den Kern der großstadtkritischen Wahrnehmung gebildet hatte. Über die »Volksgemeinschaft« sollte die deutsche Gesellschaft auf ein imaginiertes Zentrum hin ausgerichtet werden.

Genau diese Form der Durchdringung wird im gegenwärtigen Zeitalter der »Nicht-Orte« für undurchführbar gehalten. Sie fügen sich zu einem Netz aus Verkehrsmitteln und Transiträumen zusammen, die nur aufgrund der zwischen ihnen existierenden Bewegungen als »fliehende Pole« existieren.⁸⁵ Autobahnen, Supermärkte und Flughäfen sind die hochmodernen Weiterungen der um die Jahrhundertwende entstehenden Schwellenräume. In ihrer Beurteilung finden sich die Pole der relativen Befreiung und der Gefahr, historischen Traditionen entbunden zu sein, auch heute wieder. Doch während Marc Augé die mit dem anthropologischen Ort verbundene Identität der Einsamkeit gegenüberstellt, die entsteht, weil der Raum des Nicht-Ortes »keine besondere Relation«,⁸⁶ sondern nur eine generalisierbare schafft, wird gerade die Freisetzung kultureller Identitäten von Ortsbindungen als wesentliches Element der postkolonialen Befreiung gesehen.⁸⁷ In der Wahrnehmung der neuen städtischen Schwellenräume zu

84 | Siegfried Kracauer: »Die Wartenden (1922)«, in: ders., *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt am Main 1977, S. 106-122, hier S. 109.

85 | Marc Augé: *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt am Main 1994, S. 94.

86 | Ebd., S. 121.

87 | Vgl. Arjun Appadurai: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis, London 1996.

Beginn des 20. Jahrhunderts war dieses Subjektkonzept bereits angelegt, aber im Zeichen einer Krise der Substanz noch allzu sehr kulturkritisch überformt.

Kommunikation ästhetisierter Räume

Raum visualisieren.

Zur Genese des modernen Raumverständnisses in Medien der Frühen Neuzeit

TANJA MICHALSKY

Aus gutem Grund ist die Bestimmung von Raum sowohl in den Kultur- wie auch in den Naturwissenschaften umstritten,¹ denn in der so oft als fragmentiert und beschleunigt beklagten Welt kann sich insbesondere der Raum nicht mehr als feststehende Größe behaupten. Während der *linguistic turn* und sein Nachfolger, der je nach Fachjargon *iconic* oder *pictorial turn* genannt wurde, die kulturelle Konstitution von Welt durch sprachliche bzw. bildliche Systeme zu erklären suchte, liegt das Problem bei der Dekonstruktion des Raumes darin, dass nicht nur ein weiteres, neues Modell erprobt, sondern vielmehr an einer Grundfeste der Wahrnehmung und allgemeinen Übereinkunft gerüttelt wird. Dies scheint einer der Gründe dafür zu sein, dass der *spatial turn* es so schwer hat, breite Akzeptanz zu finden. Blickt man in ein zwar systembedingt leicht veraltetes, aber dennoch normierendes Lexikon, so kann man trotz der dort vorgenommenen (natur-)wissenschaftlichen Ableitung eine Vorstellung davon gewinnen, was gemeint sein soll, wenn von Raum die Rede ist: In der großen Brockhaus-Enzyklopädie wird auf oberster Kategorisierungsebene zwischen dem mathematischen, dem philosophischen und dem physikalischen Raum unterschieden.² Bezeichnenderweise fehlt hier die in den Kulturwissenschaften diskutierte und auch in diesem Band forcierte Dimension des sozialen und kommunikativen Raumes. Der so genannte »Anschauungsraum«, eine Art »natürlicher« Raumwahrnehmung, wird dabei unkommentiert unter die dreidi-

1 | Vgl. dazu die Einleitung der Herausgeber zu diesem Band.

2 | Brockhaus – die Enzyklopädie in 24 Bänden, 20. Aufl., Leipzig, Mannheim 1998, Band 18, S. 73-75.

mensionale euklidische Raumauffassung subsumiert. Der chronologische Gang durch die drei Wissenschaften offenbart eine enge Verknüpfung der historischen Modelle, die im 20. Jahrhundert, nach der Anerkennung von Einsteins Relativitätstheorie, von der Vorstellung eines geometrisch messbaren, der Wahrnehmung vorgängigen Raumes abgehen mussten. Ohne dass dies im Lexikontext reflektiert würde, steht die komplexe naturwissenschaftliche Konzeption von Raum offensichtlich noch heute im Gegensatz zu dessen alltäglicher, subjektiver »Anschauung« – und diese Verunsicherung war einer der Gründe für die Entdeckung des Raumes als einer kulturwissenschaftlichen Kategorie, die sich bereits zu Beginn des letzten Jahrhunderts kurz zeigte,³ zunächst in ihrem angestammten Feld, der Kulturgeographie, behandelt wurde und nunmehr neben den Literatur- und Geschichtswissenschaften auch die Soziologie beschäftigt.⁴ In den Kulturwissenschaften setzt sich zunehmend die Vorstellung eines kommunikativen, dynamischen und relationalen Raumbegriffes durch, der sich an den »symbolischen Kodierungen und Semantisierungen« von Raumdarstellungen orientiert.⁵ Die Beschäftigung mit anderen Zeichensystemen als jenen der Physik und Mathematik ist der bedeutende Zugewinn, auf den es bei einem weiteren Verständnis von Raum heute primär ankommt.

Ohne an dieser Stelle einen Überblick über die methodischen Ansätze der Nachbardisziplinen geben zu können, kann man als kleinsten gemeinsamen Nenner in den Kulturwissenschaften voraussetzen, dass das Interesse am Raum auf das kommunikative Wechselverhältnis von dessen Wahrnehmung, Vorstellung und Gestaltung gerichtet ist und dass in diesem Prozess die Darstellung, Beschreibung oder Imagination von Raum eine kaum zu unterschätzende Rolle spielt. Aus der Warte der Kunstgeschichte, die sich zunehmend auch als Bildwissenschaft versteht, ist es in diesem Zusammenhang sinnvoll, wissenschaftlich-technische Medien der Raumaufzeichnung (wie etwa Karten) mit explizit Raum darstellenden Bildern aus dem Bereich der Kunst zu vergleichen.⁶ Dabei bieten sich Landschaftsbil-

3 | Zu den Vorgaben etwa bei Friedrich Ratzel (*Politische Geographie*, 1923) und Karl Lamprecht (*Die kulturhistorische Methode*, 1900) vgl. Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München, Wien 2003, S. 11f.

4 | Vgl. Martina Löw: *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001 (mit einem Überblick über die Literatur).

5 | Margarethe Hubrath: »Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Geschlechter-Räume. Konstruktionen von »gender« in Geschichte, Literatur und Alltag*, Köln, Weimar, Wien 2001, S. 1-6; hier S. 6.

6 | Der Raum gerät erst langsam wieder in den Fokus der Kunstgeschichte. Die Akten der jüngsten Tagungen sind noch nicht publiziert. Stellvertretend für das neue Interesse seien erwähnt: »Topos Raum. Die Aktualität des Raumes in den Künsten der Gegenwart«, Akademie der Künste, Berlin, November 2004; »Raum-

der geradezu an, weil sie ihren Raum nicht aus einer Erzählung konfigurieren, sondern aus einer vorgeblich naturgetreuen Schilderung der Natur. In diesem Spannungsfeld von Kunst und Wissenschaft gilt es einerseits, den historischen Austausch zwischen den verschiedenen Medien aufzuzeigen, andererseits die in der Frühen Neuzeit bereits erfolgten Weichenstellungen aufzudecken, die – so meine These – bis heute Raumwahrnehmung und Raumkonzept zwischen Beschreibung und Orientierung, Beherrschung und Involviertsein oszillieren lassen.⁷

An einem zeitgenössischen Beispiel lässt sich gut zeigen, was damit gemeint ist. Unsere heutige Vorstellung von der Welt ist die einer grün-blauen Kugel, die uns alltäglich auf Fernseh- und Computerbildschirmen begegnet. Dieses Bild gibt den von hoch technisierten Kameras durch sehr leistungsstarke Objektive aus einer Umlaufbahn eingefangenen Blick auf unseren Planeten wieder – und wir haben mit dem Fortschritt der Fotografie und digitalen Aufnahmetechnik gelernt, diesen Anblick, den wir selbst höchstwahrscheinlich nie haben werden, als einen wahren, von neutraler Technik erzeugten anzusehen.⁸ Wie genau und demzufolge vielseitig verwendbar die Satellitenbilder nach hundertfacher Vergrößerung sind, wurde in den jüngsten Kriegen hinreichend deutlich – ebenso wie die allgegenwärtige und schwer kontrollierbare Manipulation dieser Bilder das Vertrauen in sie nachhaltig erschüttert hat.⁹ Die Überzeugungskraft des

symbolik im Mittelalter«, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Januar 2005. Die ältere Literatur hat sich vornehmlich mit den Techniken der Produktion von Bildraum beschäftigt (John White: *The Birth and Rebirth of Pictorial Space*, New York 1972). Wolfgang Kemp hat in seinem Buch »Die Räume der Maler. Zur Bilderzählung seit Giotto« (München 1996) an ausgewählten Beispielen der Toskanischen und Niederländischen Malerei auf innovative Weise die narrativen Strukturen zur Etablierung eines Chronotopos untersucht.

7 | Die hier vorgestellten Überlegungen sind aus Studien zu meiner Habilitationsschrift (»Projektion und Imagination. Zur Konstruktion niederländischer Landschaft im Dialog von Geographie und Malerei«) hervorgegangen, die insbesondere das Verständnis von Land, nationalem und sozialem Raum sowie das Selbstverständnis der Niederländer behandelt, wie es in diversen kulturellen Produkten konzeptualisiert wurde. Einige der in diesem Beitrag nur angedeuteten Zusammenhänge und insbesondere die konkrete Analyse von Karten und Bildern haben dort den ihnen angemessenen Platz bekommen, so dass mir an dieser Stelle nur bleibt, auf die noch ausstehende Publikation zu verweisen.

8 | Zum Selbstverständnis der Fotografie als einem wirklichkeitsabbildenden Medium und deren Wurzeln in der Geschichte der Optik vgl. Jonathan Crary: *Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert*, Dresden, Basel 1996 (zuerst: *Techniques of the Observer. On Vision and Modernity in the Nineteenth Century*, Cambridge, MA 1990).

9 | Die Überwachung durch hoch technisierte und »aufgerüstete« Kameras ist

technisch erzeugten Satellitenbildes von der Erde entsteht dadurch, dass der antrainierte Glaube an die Wahrheit der Fotografie mit einem seit Jahrhunderten eingeführten Modell des Globus als einer vollkommenen Form konvergiert.¹⁰ Zwei Modi der Raumvorstellung werden hier verschränkt: zum einen die Perspektive, die von einer Kamera eingenommen und von den Betrachtern habituell mit einer räumlichen Wahrnehmung verknüpft wird, und zum anderen der geometrisch begründete Blick auf die Welt als einem vollkommenen Gebilde, das es lediglich richtig zu vermessen und berechnen gilt.¹¹

Widmen wir uns den Kodierungen und Semantisierungen dieses Bildes, so wird schnell klar, dass hier die technische Beherrschung des Raumes durch den Blick mit symbolischer Beherrschbarkeit der Welt einhergeht, dass die Globalisierung hier ein friedliches Bild bekommen hat, das im Fernsehen – abgesehen von den Logos und Intros der Nachrichtensendungen – vornehmlich für den Wetterbericht verwendet wird.¹² Den modernen Wetterkarten ist der Globus mit seiner gleichsam perspektivisch gegebenen Krümmung eingeschrieben. Obgleich es sich um gänzlich computernimierte Bilder handelt, geben auch sie den Satellitenblick vor, der als realistischer, temporärer Blick von einem Standpunkt oberhalb der Wolken nicht zuletzt dadurch inszeniert wird, dass die Wolken als Masse gezeigt werden, wodurch sie in der Vorhersage Schatten auf die Erdoberfläche werfen. Der ambivalente Status dieser Zeichen, die zwischen Symbolen, Piktogrammen und gezeichneten Objekten changieren, wird daran deutlich,

auch zu einem bevorzugten Thema der Gegenwartskunst geworden; vgl. dazu Thomas Y. Levin/Ursula Frohne/Peter Weibel (Hg.), CTRL Space. Rhetorics of Surveillance from Bentham to Big Brother, Katalog der Ausstellung im Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, Karlsruhe, London, Cambridge 2002.

10 | Zur Entwicklung der Globen vgl. Annagreta Dyring (Hg.), Erdsicht – Global change, Katalog der Kunst- und Ausstellungshalle der BRD in Bonn, Stuttgart 1992; Gerhard Bott/Johannes K. Willers (Hg.), Focus Behaim Globus, Katalog der Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, 2 Bde., Nürnberg 1992-1993; Le Globe & son image, Katalog der Ausstellung in der Bibliothèque nationale, Paris 1995; Peter E. Allmeyer-Beck (Hg.), Modelle der Welt. Erd- und Himmelsgloben, Wien 1997; Edward Dahl: Sphaerae mundi. Early Globes at the Stewart Museum Montreal, Montreal 2000.

11 | Die Beschreibung der Welt in geometrischen, geographischen und historischen Modellen wurde seit dem 15. Jahrhundert vermehrt in »Cosmographien« betrieben, in Büchern also, die Kompilationen des verfügbaren Wissens waren und Gestalt und Geschichte der Welt bzw. des Kosmos für ein Fach- oder Laienpublikum darzustellen suchten.

12 | Zu den Wetterberichten der privaten und öffentlichen Fernsehsender vgl. Wolfgang Settekorn (Hg.), Weltbilder der Wetterberichte, Frankfurt am Main u.a. 1999.

dass auch die einer Abstraktion verdankten Linien des Hochs und seines Zeichens Schatten werfen, als wären sie ebenfalls vom Sonnenlicht beschienen, in dem sich der fiktive Kameramann der animierten Prognose befindet.¹³

Bezeichnenderweise wird meist gleich im Anschluss an die Bemerkungen zur allgemeinen ›Wetterlage‹ durch Heranzoomen an den für das Publikum relevanten Bereich der Erdoberfläche das regionale Gegenmodell zum Bild der Weltkugel gezeigt – Karten, deren Symbole ganz auf das Weltempfinden des nächsten Tages eingestellt sind (bis hin zur Angabe der so genannten »subjektiv empfundenen« Temperatur oder des »Biowetters«). Selbst in den öffentlich-rechtlichen Programmen wird der Wetterbericht durch eine kurze Live-Schaltung zu einem Wetterexperten abgerundet, der an einem für die Mehrheit der Zuschauer irrelevanten Ort in der Landschaft steht und von dort berichtet, wie das Wetter ›tatsächlich‹ ist und wie es sich auf den Lebensraum auswirkt. Man mag dies als banales und der Funktion des Wetterberichtes geschuldetes Beispiel abtun, doch die Kombination von abstrakt-technischer Raumdarstellung und ihrem subjektivierten Pendant ist grundlegend für das Raumverständnis der Moderne.¹⁴ Karten und Ansichten der Welt (beim Wetterbericht: Grafiken, Fotos und Filme) sind visuelle Medien, die alltägliche Vorstellungen von Raum konstituieren und durch ihre kontinuierliche Verwendung eine fortdauernde Einprägsamkeit besitzen.

Die Wurzeln dieser heutigen, längst in die Lebenswelt vorgedrungenen Raumvorstellungen, zu denen errechnete Bilder und Diagramme so selbstverständlich gehören, dass sie mit Sinneswahrnehmungen nicht nur kombiniert, sondern auch verschmolzen werden können, liegen bereits in den Bemühungen der Renaissance, den Raum als eine der Wahrnehmung vorgängige Gegebenheit exakt abzubilden. Dies geschah mehr oder weniger parallel zueinander in der Erforschung der Perspektive und der Normierung der Kartographie, wobei auf beiden Feldern spezielle Interessen verfolgt und dementsprechend andere Darstellungsmodi gefunden wurden. Die Landschaftsmalerei hingegen, Zeitgenossin der entscheidenden Neuerungen in Optik und Geographie des 16. und 17. Jahrhunderts, bot in ge-

13 | Zur Bedeutung der Wolken für die ›realistische Darstellung‹ eines Landstriches seit dem 17. Jahrhundert vgl. Tanja Michalsky: »Landschaft beleben. Zur Inszenierung des Wetters im Dienst des holländischen Realismus«, in: Andrea von Huelsen-Esch/Hans Körner/Guido Reuter (Hg.), Bilderzählungen – Zeitlichkeit im Bild, Köln, Weimar 2003, S. 85-105 (mit weiterer Literatur).

14 | »Moderne« meint hier jenen Zeitraum, der mit der Frühen Neuzeit einsetzt und bis heute andauert. Wenngleich diese »Epocheneinteilung«, die sich in den Geschichtswissenschaften durchzusetzen scheint, viele Nuancen vernachlässigt, bietet sie sich doch für Fragestellungen an, bei denen die Kontinuität unserer heutigen Vorstellungen bis zum Beginn der jungen Naturwissenschaften nachzuvollziehen ist.

wisser Weise ein Gegenmodell, denn ihre Technik, Raum zu generieren, setzte sehr früh auf eine Interaktion von dargestelltem Land und Betrachter, der sich imaginär auf den Raum einlassen musste, um in den Genuss seiner Erfahrung zu kommen. Die folgende Vorstellung der drei Bereiche soll dazu dienen, die unmittelbare Bedeutung der Medien für die Konzeptualisierung des Raumes in Wissenschaft und Kunst aufzuzeigen. Gerade wegen des in der Frühen Neuzeit noch ungebrochenen Vertrauens in die Gegebenheit der Welt, deren Gesetze es lediglich zu erforschen galt, kann der Rückblick auf die Medien, in denen Raum scheinbar nur fixiert wurde, zeigen, wie dort jener Raum generiert und kommuniziert wurde, den die historischen Subjekte als natürlichen Raum wahrzunehmen vermeinten.

1. Perspektive

»Perspektive« heißt bekanntermaßen wörtlich übersetzt »Durchsicht«.¹⁵ Sie wurde ursprünglich entwickelt und erforscht, um jenes Bild, das beim Menschen (in einer heute veralteten Vorstellung) durch den Einfall von Strahlen auf der Netzhaut entsteht – und das er somit scheinbar wirklich ›sieht‹ –, auf eine zweidimensionale Fläche zu projizieren. Perspektive meinte somit zunächst ein wissenschaftliches Modell, um das Sehen zu erklären. Sie wurde seit Anfang des 15. Jahrhunderts von Künstlern entwickelt, um den dreidimensionalen, im Sinne Euklids verstandenen und der Wahrnehmung vorgängigen Raum auf der Bildfläche zu bannen. Der Begriff »Durchsicht« meinte insofern die Sicht durch jene Fläche, auf der das Bild des gesehenen Objektes wie beim Blick durch ein Fenster quasi abgebildet ist. Seit der so genannten »Entdeckung der Perspektive« arbeiteten Mathematiker, Optiker und Künstler kontinuierlich daran, die Berechnungen ihrer Projektionen zu optimieren.¹⁶ Wie James Elkins mit Recht

15 | Ein Forschungsüberblick lässt sich in diesem Rahmen nicht geben. Vgl. Erwin Panofsky: »Die Perspektive als ›symbolische Form‹«, in: Hariolf Oberer/Egon Verleyen (Hg.), Aufsätze und Fragen der Kunstwissenschaft, 2. Aufl., Berlin 1974, S. 99-167, mit der topisch gewordenen Formel der Perspektive als symbolischer Form; Samuel Y. Edgerton: Die Entdeckung der Perspektive, München 2002 (zuerst: The Renaissance Rediscovery of Linear Perspective, New York 1975); Martin Kemp: Geometrical Perspective from Brunelleschi to Desargues. A Pictorial Means or an Intellectual End?, Oxford 1984; ders.: The Science of Art. Optical Themes in Western Art from Brunelleschi to Seurat, London, New Haven 1990; Hubert Damisch: L'Origine de la perspective, 2. Aufl., Paris 1989; James Elkins: The Poetics of Perspective, San Diego, New York, London 1994, mit dem Versuch, die verschiedenen kunsthistorischen Ansätze darzustellen und auf ihre Konsistenz zu überprüfen. Judith Veronica Field (The Invention of Infinity. Mathematics and Art in the Renaissance, Oxford 1997) gelingt es, die mathematischen Gesetze der Perspektivlehren verständlich

herausgestellt hat, gibt es heute kaum noch Kunsthistoriker, die in der Lage wären, diese komplizierten Lehrbücher, die auf diversen geometrischen Prämissen beruhen und unendlich viele Diagramme zeigen, überhaupt zu verstehen.¹⁷ Dies war nicht als Invektive gegen Kollegen gemeint, sondern sollte die häufig missachtete Forderung unterstreichen, dass insbesondere beim Transfer von Wissenschaftsgeschichte in eine andere Fragen verfolgende, breiter angelegte Kulturgeschichte die Komplexität der wissenschaftlichen Medien nicht aus dem Blick geraten sollte, kurz gesagt: dass Perspektive nicht auf ein einfaches Modell räumlichen Sehens oder Darstellens verkürzt werden darf. Unter Berufung auf Elkins lassen sich, zwar ebenfalls verkürzt, doch für das hier verfolgte Argument hinreichend, folgende Punkte festhalten:

Die Geschichte der Perspektive ist keine lineare Fortschrittsgeschichte, in deren Verlauf der gegebene Raum immer besser dargestellt werden konnte. Perspektive bildet Wirklichkeit auch nicht ab, sondern sie ist vielmehr ein Modell von Wirklichkeit (wie man an den Wetterkarten im Fernsehen noch immer gut nachvollziehen kann). Bis heute existieren mehrere Modelle nebeneinander, die in verschiedenen Bereichen und je nach Intention erfolgreich angewendet werden können.¹⁸

zu machen und die heftigen historischen Debatten auf ihre argumentative Struktur zu reduzieren. Zu jüngeren literaturwissenschaftlichen Ansätzen vgl. auch Kurt Röttgers/Monika Schmitz Emans (Hg.), *Perspektive in Literatur und bildender Kunst*, Essen 1999.

16 | »Entdeckung der Perspektive« steht in Anführungszeichen, weil bereits diese verbreitete Formulierung insinuiert, man könne die Perspektive wie ein Naturgesetz entdecken. Dabei wird leicht vergessen, dass bereits die Annahme einer »Durchsicht« mitsamt der zugehörigen Sehpyramide und anderen Vorgaben Prämissen waren, die ihrerseits in den verschiedenen Modellen der Perspektive nur noch abgewandelt werden konnten.

17 | Vgl. J. Elkins, *Poetics of Perspective*, Kap. 2, »Argus/Polyphemus«, in dem er die Entwicklung mehrerer Perspektiven und den oft ostentativ vorgeführten Schwierigkeitsgrad von Bildern diskutiert.

18 | Zur Differenz von Zentralperspektive und Distanzpunktperspektive vgl. Svetlana Alpers: *Kunst als Beschreibung. Holländische Malerei des 17. Jahrhunderts*, 2. Aufl., Köln, 1998 (zuerst: *The Art of Describing. Dutch Art in the Seventeenth Century*, Chicago 1983), Kap. 2.3. Alpers überreizt jedoch ihrerseits die Deutung der verschiedenen Perspektivformen im Hinblick auf die Nationalität ihrer Nutzer und deren sozialer Realität sowie einer neuen Aufmerksamkeit für naturwissenschaftliche Fragen, wie Kepler sie verfolgt hat. Zur Kritik an der Verknüpfung von frühen Perspektivtraktaten mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen Keplers vgl. M. Kemp: *The Science of Art*, S. 119. Die Distanzpunktperspektive, die darauf ausgerichtet ist, den Betrachter gleichsam ins Bild zu holen, wo er als Augpunkt häufig sogar mit einem kleinen Auge angegeben ist, wurde zunächst von Jean Viator publiziert.

Der moderne Wortgebrauch von »Perspektive« als einer Metapher für Subjektivität, mit der Elkins sich besonders kritisch auseinander setzt, ist zwar verständlich, insofern die Projektion des Raumes auf einen Gesichtspunkt – also auf zwei Augen hin – dazu führt, dass der Raum für ein imaginäres Subjekt entworfen wird; schon im historischen Einsatz der Perspektive ist jedoch zu beobachten, dass ganz unterschiedliche Intentionen verfolgt werden konnten und dass der subjektive oder individuelle Blick nicht notwendig intendiert war.¹⁹ Ganz im Gegenteil ist das, was oft vorschnell als subjektive Perspektive begriffen wird, die Feststellung und Normierung eines streng geometrisch geordneten Raumes, der einen subjektiven Zugriff des Betrachters gerade verweigert.²⁰ So verführerisch und zunächst einleuchtend die metaphorische Verwendung des Begriffes ist, die mit »Perspektive« meint: »einen Standpunkt einnehmen, aus dem einem die Welt erscheint«, die also Perspektive mit subjektiver, individueller oder persönlicher Wahrnehmung kurzschließt, so lässt sie doch außer Acht, dass schon die Wahrnehmung viel komplizierter ist als die Einnahme eines Standpunktes – und sie verkennt zugleich, dass Perspektive von Anbeginn an auch als pure Technik angewandt werden konnte, um die Augen gerade zu täuschen. Als berühmtes holländisches Beispiel sei an den Perspektivkasten von Samuel van Hoogstraten erinnert (Abb. 1), der mit seinem Guckloch in ein Interieur nicht nur virtuos mit der aufwändig konstruierten perspektivischen Verzerrung spielt, sondern auch mit dem schon damals anzüglich konnotierten Schaubedürfnis der Betrachter.²¹

Siehe dazu Liliane Brion-Guerry: Jean Pélerin Viator. Sa place dans l'histoire de la perspective, Paris 1962 ; William Jr. Ivins: On the Rationalization of Sight. With an Examination of three Renaissance Texts on Perspective, New York 1973 (mit Abdruck der Zeichnungen).

19 | Vgl. dazu ausführlich J. Elkins: Poetics of Perspective, Kap. 1 »Into the maelstrom of metaphor«.

20 | Zum Reflexionsniveau Albertis, dessen Perspektivmodell sich absetzt »von jenem anders gerichteten Erkenntnisinteresse, das den Mathematiker leitet«, vgl. Klaus Krüger: Das Bild als Schleier des Unsichtbaren. Ästhetische Illusion in der Kunst der frühen Neuzeit in Italien, München 2001, S. 29-34 (Zitat S. 30). Krüger betont, dass Alberti die sinnstiftende Dimension reflektiert, die der Transformation von der »in der Natur gesehenen Wirklichkeit und ihrer in die Fläche projizierten Darstellung« zukommt (S. 34).

21 | Die »Peepshow with Views of the Interieur of a Dutch House« (58 x 88 x 63,5 cm), die wohl in Dordrecht angefertigt wurde, befindet sich heute in der National Gallery in London. Sie ist ein besonders aufwändig gestaltetes Exemplar dieser Objektgattung, die in den Niederlanden des 17. Jahrhunderts stark verbreitet war. Auf die Liebe wird im allegorischen Programm der äußeren Wände angespielt, wo Venus und Cupido figurieren. Die sinnliche Betrachtung von Kunst war im 17. Jahrhundert mit »Augenlust« konnotiert, zu deren Beschreibung sich schon Karel van Mander in

Abbildung 1: Samuel van Hoogstraten: Perspektivkasten, London National Gallery, 1655-1660



Quelle: Celeste Brusati: *Artifice & Illusion. The Art and Writing of Samuel van Hoogstraten*, Chicago, London 1995.

seinem Malereitaktat (1604) durchaus doppeldeutiger Termini bediente; siehe dazu Martha Hollander: *An Entrance for the Eyes. Space & Meaning in Seventeenth Century Dutch Art*, Berkeley 2002, S. 8-17. Ähnliche Überlegungen finden sich bereits bei Walter S. Melion: *Shaping the Netherlandish Canon. Karel van Mander's Schilder-Boeck*, Chicago, London 1991, S. 4ff. Zum Illusionismus des Samuel van Hoogstraten, der von den Zeitgenossen besonders hoch geschätzt wurde, vgl. Celeste Brusati: *Artifice & Illusion. The Art and Writing of Samuel van Hoogstraten*, Chicago, London 1995 (zur Gattung der Perspektivkästen vor allem Kap. 5, »Self as Eye. The

In unserem Zusammenhang sind zwei Aspekte von besonderer Relevanz: zum einen, dass die Anstrengungen, Perspektive technisch zu konstruieren, in erster Linie Rückschlüsse auf den wissenschaftlichen Zugriff zur Welt zulassen, die als korrekt abbildbar galt und doch spielerisch verzerrt wurde; zum anderen, dass trotz der naturwissenschaftlichen Bemühungen um das Verständnis der Perspektive in diversen (nicht unbedingt künstlerischen) raumgenerierenden Darstellungen die strengen Gesetze vernachlässigt und eigenständige Strategien verwendet wurden. Ein gutes Beispiel dafür, dass natürlicher Raum auch mit anderen Mitteln einzufangen oder genauer gesagt: zu gestalten ist, bietet die Landschaftsmalerei, die nur aus wenigen distinkten Linien, dafür aber umso mehr Farben besteht, die den Tiefenraum staffeln und begehbar erscheinen lassen.²²

2. Kartographie

Unter Kartographie verstehen wir, nochmals nach den Angaben im Brockhaus, »die wissenschaftliche und praktische Tätigkeit, die sich mit der Herstellung und Nutzung [...] von raumbezogenen Informationen unter Verwendung graphischer (analoger) und grafikbezogener (digitaler) Ausdrucksmittel (Zeichensysteme) befaßt« –

»Ziel der Kartographie war ursprünglich die Bereitstellung genauer topographischer Unterlagen (über die einzelnen Erdteile) sowie die Darstellung von Besitz- und (politischen) Zuständigkeitsgrenzen und v.a. von Verkehrswegen (Straßen, Küsten mit Häfen). Daneben liegt ihre heutige Aufgabe in der Verdeutlichung und Erkenntnis

Perspective Box«, speziell zu Hoogstratens Perspektivkasten S. 173-182, zum Vergleich seiner eigenen Theorie mit dem Perspektivkasten S. 220).

22 | Zur Farbperspektive gibt es erstaunlich wenige Untersuchungen, was nur partiell darauf zurückzuführen ist, dass es auch nur verhältnismäßig wenige historische Texte gibt, die sich theoretisch damit auseinandersetzen. Zu Mattei Zaccolinis Traktat dazu vgl. Janis Bell: *Color and Theory in Seicento Art. Zaccolini's ›Prospettiva del Colore« and the Heritage of Leonardo*, PhD Thesis, Brown University 1983. In der kunsthistorischen Forschung spielen Überlegungen zur Farbperspektive erst für die Zeit nach Newtons Farbtheorie eine größere Rolle. Vgl. etwa John Gage: *Colour and Meaning. Art, Science and Symbolism*, London 1999. Wie er (S. 43) zu Recht bemerkt, besteht ein Problem der jüngeren Farbtheorieforschung darin, dass sie die historischen Werke mit einem zu hohen Grad an Theorie und Wissenschaftsgeschichte befrachtet, statt sich auf die konkrete Praxis der Zeit zu berufen. Farbperspektive wurde allerdings (wie mit einer hier nicht zu leistenden Analyse der Werke leicht nachzuweisen ist) beständig angewendet. Sie implizierte wahrnehmungstheoretische Prämissen, die sich zwar nicht durchweg als richtig erwiesen haben, aber die Auseinandersetzung mit naturwissenschaftlichen Phänomenen belegen.

räumlicher Strukturen aus vielen Bereichen von Natur und menschlichem Wirken einschließlich der Darstellung von Planungen.«²³

Es ist längst ein Gemeinplatz, dass auch und insbesondere Karten Räume nicht einfach abbilden, sondern ihrem System gemäß kulturell kodieren.²⁴ Nichtsdestotrotz scheint das Verhältnis von einer Karte zu dem Landstrich, den sie repräsentiert, strenger definiert zu sein als dasjenige einer ansichtigen Zeichnung – oder auch eines Fotos – zu dem entsprechenden Landstrich. Dies beruht darauf, dass es sich bei Karten um geometrische Projektionen handelt, deren Exaktheit vor allem durch die Beachtung mathematischer Gesetze gewährleistet wird. Nicht nur das Verhältnis der Karte zum vermessenen Gelände, sondern insbesondere das Verhältnis der Zeichen einer Karte untereinander ist geregelt. Der Wahrheitsgehalt einzelner Karten, also das Verhältnis der Darstellung zum Dargestellten, lässt sich durch Augenschein ebenso wenig überprüfen wie bei anderen Abbildungen. Dennoch – und darauf kommt es in unserem Zusammenhang an – suggeriert das Medium Karte durch seine tradierten Markierungen bis heute einen besonders streng definierten Bezug zu seinem Gegenstand.²⁵

Das entscheidende Merkmal, das die Abbildung eines Raumes zu einer kartographischen macht, liegt darin, dass diese Abbildung einen Maßstab hat und dass es sich um eine nach strikten Kriterien angefertigte Projektion handelt, die Punkte im Raum auf einer Fläche verzeichnet. In diesem Sinne

23 | Brockhaus – die Enzyklopädie in 24 Bänden, 20. Aufl., Leipzig, Mannheim 1997, Band II, S. 534.

24 | Zur methodisch orientierten Interpretation historischer Karten vgl. Louis Marin: »Les Voies de la carte«, in: *Cartes et figures de la terre*, Paris 1980, S. 47-54; David Woodward (Hg.), *Art and Cartography*, Chicago, London 1987; David Buisseret (Hg.), *Monarchs, Ministers and Maps. The Emergence of Cartography as a Tool of Government in Early Modern Europe*, Chicago, London 1992; Geoff King: *Mapping Reality. An Exploration of Cultural Cartographies*, New York 1996; Norman Thrower: *Maps and Civilization. Cartography in Culture and Society*, Chicago 1996; Jeremy Black: *Maps and Politics*, London 1997; Jerry Brotton: *Trading Territories. Mapping the Early Modern World*, London 1997; Christine Buci-Glucksmann: *Der kartographische Blick der Kunst*, Berlin 1997 (zuerst: *L'Œil cartographique de l'art*, Paris 1996); Daniel Dorling/David Fairbairn (Hg.), *Mapping. Ways of Representing the World*, London 1997; Erminia Casti (Hg.), *Reality as Representation. The Semiotics of Cartography and the Generation of Meaning*, Bergamo 2000; Denis S. Cosgrove: *Apollo's Eye. A Cartographic Genealogy of the Earth in the Western Imagination*, Baltimore 2001; Edward S. Casey: *Representing Place. Landscape Painting and Maps*, Minneapolis, London 2002.

25 | Das gilt in gleichem Maße für die thematische Kartographie, die sich einer Reihe weiterer Markierungen bedient, oder für Karten, die sich gar nicht auf Raum, sondern auf andere Daten beziehen.

ist die Zeichnung des wiedererkennbaren Stiefels von Italien keine regelrechte Karte, sondern ein Piktogramm,²⁶ während der Ausschnitt aus einem »Falk-Plan«, so stark sein Maßstab auch variiert, den städtischen Raum den Konventionen getreu wiedergibt und durch Farbgebung und eingestreute Piktogramme eine Reihe weiterer Informationen enthält, die nützliche Aussagen über seine nähere Beschaffenheit machen.²⁷

Kartographen haben seit der Frühen Neuzeit, selbstredend im Zuge der großen Eroberungen am Ende des 15. Jahrhunderts, den Anspruch erhoben, ein objektives Bild der neu entdeckten oder noch zu entdeckenden Welt zu zeigen. Parallel zur Verwissenschaftlichung der Perspektive reklamierten sie für sich ein objektives, wissenschaftliches Verfahren, dessen Konventionen eine exakte Abbildung der vermessenen Gegend ermöglichen. Der bezeichnende Unterschied zur perspektivischen Darstellung des vorgefundenen Raumes besteht darin, dass die Kartographie sich ausdrücklich über den individuellen, menschlichen Blick erhebt, dass gerade nicht das Sehen im Mittelpunkt steht, sondern das Vermessen, dessen Daten es auf ein Koordinatennetz zu projizieren gilt. Wie schon Samuel Edgerton feststellte, liegt die historische Parallele von Perspektive und Kartographie in der Verwendung des Gitternetzes, das den Raum objektiv auf der Fläche zu bannen sucht und im Laufe der Zeit zum Inbegriff mathematischer Exaktheit geworden ist, obgleich das System allein ja keineswegs die richtige Eintragung der Daten gewährleistet.²⁸

Hier müssen wenige Schlaglichter genügen, um Potential und Sugges-

26 | Vgl. die Zeichnung »C'est l'Italie« im Aufsatz von Louis Marin (1980), in der Schriftzug und Grenzziehung miteinander verschmelzen – ein Kunstgriff, der auf die vorgeblich indexikalische Bezugnahme der Kartierung anspielt, zugleich aber offenbart, dass es sich um eine Benennung handelt.

27 | Bekanntlich ist der Falk-Plan, der sich nach den Bedürfnissen von Autofahrern und Fußgängern (häufig Touristen in fremden Städten) richtet, in unterschiedliche Zonen aufgeteilt, in denen sich der Maßstab von der Innenstadt zu den Stadträndern hin stark verändert – ein Umstand, der allerdings am sich ebenfalls wandelnden Gitternetz leicht abzulesen ist. Anders verhält es sich wiederum mit Linienetzplänen von öffentlichen Transportmitteln, wie etwa dem stark vereinfachten und vielseitigen Funktionen geschuldeten Plan der Londoner U-Bahn. Hier, wie auf den meisten Plänen dieser Art, wird der Raum, auf dessen Durchmessung in möglichst geringer Zeit die U-Bahnen ausgelegt sind, bewusst gestaucht. Im Vordergrund steht die Visualisierung des effizienten Netzes, und der geometrische Raum ist (u.a.) dem der Vektoren gewichen. Vgl. dazu David Leboff/Tim Debuth (Hg.), *No Need to Ask! Early Maps of London's Underground Railways*, London 1999; Mark Ovenden: *Metro Maps of the World*, London 2003.

28 | Vgl. Samuel Y. Edgerton: »From Mental Matrix to »Mappamundi« to Christian Empire. The Heritage of Ptolemaic Cartography in the Renaissance«, in: David Woodward (Hg.), *Art and Cartography*, Chicago, London 1987, S. 10-50.

tivität von Karten zu benennen. Die Ebstorfer Weltkarte von ca. 1222-1234 ist ein eindrucksvolles Beispiel für das christlich geprägte mittelalterliche Weltbild, das in den Leib Christi eingeschrieben ist.²⁹ Chronotopisch organisiert, kombiniert sie auf faszinierende Weise Heilsgeschichte und topographische Daten. Der Sündenfall im Paradies, die Auferstehung Christi in Jerusalem, dem ›Nabel der Welt‹ und Mittelpunkt der Karte, sowie der Entstehungsort Ebstorf sind in dem geosteten System eingezeichnet. Die Monster in den unbekanntenen Gegenden der Welt fehlen ebenso wenig wie die Gestalten der antiken Mythologie. Formgebend ist der vollendete Kreis – und zum besseren Verständnis ist eine Fülle von Informationen in auffallend langen Inschriften beigegeben. Diese *mappa mundi* verleugnet an keiner Stelle, dass sie ein ausgeklügeltes Zeichensystem ist, das zwar auf die Welt als den Ort der Menschheit Bezug nimmt, dessen Funktion jedoch hauptsächlich darin besteht, eben diese Welt – in Absehung jeglicher mathematischer Daten – als eine vom christlichen Gott geschaffene zu erklären. In dieser Welt gibt es unwirtliche, nicht betretbare, naturbelassene Orte – und solche, die für die eigene Geschichte bedeutsam sind: je bedeutender, desto größer. Hier gibt die Geschichte den Maßstab vor. Der kartierte Raum ist dieser Erzählung untergeordnet – und so einseitig und ›falsch‹ uns diese Darstellung heute erscheinen mag, so hat sie doch eine große Potenz, wenn man Raum als Kategorie einer Kommunikationsgeschichte versteht.

Seit dem 15. Jahrhundert setzte sich mit der Wiederentdeckung des ptolemäischen Weltbildes, das seinerseits auf einer erstaunlich großen Menge an geographischen Daten eines Koordinatensystems aufbaute,³⁰ nicht nur

29 | Das Original (3,53 x 3,56 cm) ist zerstört, erhalten sind jedoch Faksimiles, die nach Fotos angefertigt wurden. Zur Ebstorfer Weltkarte, deren genaue Funktion bis heute diskutiert wird, vgl. Birgit Hahn-Woernle: Die Ebstorfer Weltkarte, Stuttgart, Bad Cannstatt 1987; Armin Wolf: »Neues zur Ebstorfer Weltkarte. Entstehungszeit – Ursprungsort – Autorschaft«, in: Klaus Jaitner/Ingo Schwab (Hg.), Das Benediktinerinnenkloster Ebstorf im Mittelalter, Hildesheim 1988, S. 75-109; Hartmut Kugler: Ein Weltbild vor Columbus. Die Ebstorfer Weltkarte, Weinheim 1991; Jürgen Wilke: Die Ebstorfer Weltkarte, Göttingen 1999. Zu den Repräsentationsmodi mittelalterlicher Weltkarten vgl. darüber hinaus Anna-Dorothea van den Brincken: »Mappa mundi und Chronographia. Studien zur imago mundi des abendländischen Mittelalters«, in: Deutsches Archiv zur Erforschung des Mittelalters 24 (1968), S. 118-186; Marcia Kupfer: »Medieval World Maps. Embedded Images, Interpretative Frames«, in: Word & Image 10 (1994), S. 262-288.

30 | An einer neuen Darstellung der von Ptolemäus gesammelten Daten arbeitet zur Zeit unter der Leitung von Alfred Stückelberger eine Forschergruppe in Bern; siehe <http://www.ptolemaios.unibe.ch>, gesehen am 19. Januar 2005. Die Daten aus den verfügbaren, überlieferten Handschriften werden computergestützt verglichen und die reinen Koordinatenangaben mit den historischen Visualisierungen abgeli-

die ohnehin durchgehend präsen- te Vorstellung der Welt als Kugel endgültig durch – viel wichtiger für unseren Zusammenhang ist, dass die Weltkugel nun in ein allgemein verbindliches Raster gebracht werden musste, in das die Daten der schwer zu vermessenden, weil gekrümmten Erdoberfläche einzuzeichnen waren.³¹ In der Mitte des 16. Jahrhunderts waren zwei niederländische Großprojekte auf diesem Gebiet führend. Zum einen ist an Abraham Ortelius zu erinnern, der seit 1570 für sein *Theatrum orbis terrarum* eine große Schar von Geographen und Malern beschäftigte, um sämtliche verfügbaren Daten in ein ständig erweitertes Kartenwerk zu integrieren, das die Welt in das Haus der interessierten Gelehrten brachte.³² Zum anderen entwickelte Gerhard Mercator seine bis heute angewandte und nach ihm benannte Projektion, die es ermöglichte, Karten so anzufertigen, dass Kurse von Seefahrern leichter nachzuvollziehen waren, da die Winkeltreue zum Breitengrad beibehalten wurde.³³ Es macht wenig Sinn, mittelalterliche Karten gegen neuzeitliche auszuspielen, indem man den Ersteren die Symbolsprache und Narration, den Letzteren hingegen die größere Wissenschaftlichkeit zugesteht. Trotz der hiesigen, ohnehin schon sträflichen Vereinfachung angesichts des unendlich großen überlieferten Kartenmaterials, das sich in etliche Gruppen unterschiedlicher Funktionen und Gestalten teilt, muss vielmehr die Akzentverschiebung in den Blick genommen werden, die in der Frühen Neuzeit stattgefunden hat. Die Vorstellung einer unendlich genau vermessbaren Welt und damit auch die eines mathematisch-geometrisch vorgegebenen Raumes hat sich auch außerhalb eines engen wissenschaftlichen Zirkels durchgesetzt. Mit weiteren technischen Errungenschaften wurde sie immer weiter vorangetrieben. Gleich in welchem

chen. Geplant ist eine griechisch-deutsche, kommentierte Ausgabe des Textes sowie die Aufarbeitung der wichtigsten historischen Karten.

31 | Zur mittelalterlichen Vorstellung von der Erdkugel vgl. Anna Dorothea van den Brincken: »Die Kugelgestalt der Erde in der Kartographie des Mittelalters«, in: Archiv für Kulturgeschichte 58 (1976), S. 77-95. Zur Symbolik der Weltkugel als Behälter von Landschaft siehe Lukas Madersbacher: »Land in der gläsernen Kugel. Das ›Weltbild‹ des Wilton-Diptychons im Kontext christlicher Weltsymbolik«, in: Paul Naredi-Rainer (Hg.), *Imitatio. Von der Produktivität künstlerischer Anspielungen und Mißverständnisse*, Berlin 2001, S. 71-93.

32 | Vgl. die Einleitung von Raleigh Ashlin Skelton, in: Abraham Ortelius: *Theatrum orbis terrarum*, Antwerpen 1570, Faksimile, Amsterdam 1964; zur Entstehungsgeschichte vgl. Peter H. Meurer: *Fontes Cartographici Orteliani. Das »Theatrum orbis terrarum« von Abraham Ortelius und seine Kartenquellen*, Weinheim 1991.

33 | Vgl. Marcel Watelet (Hg.), *Gérard Mercator cosmographe, le temps et l'espace*, Antwerpen 1994; Gerhard Mercator. *Europa und die Welt*, Katalog der Ausstellung im Kultur- und Stadthistorischen Museum, Duisburg 1994; Nicholas Crane: *Mercator. The Man who Mapped the Planet*, London 2002 (mit weiterführender Literatur).

Jahrhundert man die großen ›Fortschritte‹ in der Vermessung ansiedelt – mit der Verbreitung von Atlanten und Globen wurde das Bild des mathematisch erfassten Welt-Raumes populär.

Um das Argument zu pointieren: Die neuzeitliche Kartographie hat die Vorstellung von einem objektiv gegebenen, der Wahrnehmung vorgängigen Raum maßgeblich geprägt. Im Laufe ihrer jüngeren Geschichte hat sie sich dabei immer weiter von dem erfahrenen, geschichtsträchtigen und von kulturellen Symbolen durchsetzten Raum entfernt. Sie exemplifiziert vielmehr den wissenschaftlichen wie auch den alltäglichen Umgang mit jenem Raum, der in den Karten zur Verfügung steht. Für den heutigen Betrachter der Microsoft-Karten scheint die Welt dank preiswerter Flüge real ebenso verfügbar zu sein wie durch einen Mausklick auf dem *desktop*. Während sich dies jedoch oft als Fiktion entpuppt, ist die Allgegenwart kartographischer Repräsentation längst zur Realität einer aus Informationen gebauten Welt geworden. Bezeichnenderweise bietet gerade die Welt des Internets und der digitalisierten Daten auf diversen Speichermedien entsprechende Links, um die abstrakte kartographische Darstellung um weitere Informationen zu ergänzen und die geographische Karte so zum Referenzpunkt einer räumlichen Wissensordnung zu machen. Diese Potenz der Karte beschrieb schon Abraham Ortelius, der 1570 in der Einleitung zu seinem *Theatrum orbis terrarum* von der Geographie als dem »Auge der Geschichte« sprach und damit sowohl die historische als auch die soziale Relevanz des Raumes zum Ausdruck brachte.³⁴

Daran, dass ›mapping‹ inzwischen zu einem Synonym für Wissensorganisation geworden ist, zeigt sich das bereits weit verbreitete Bewusstsein für das strukturierende und konstruierende Potential von Karten. Jenes Medium, das zunächst in der Absicht entwickelt wurde, den Raum zu erfassen, um sich in ihm orientieren zu können, wird heute ob seiner genuinen Eigenschaft geschätzt, einen Raum überhaupt erst zu schaffen, in dem dann Informationen (ähnlich wie in den Topoi der Rhetorik) verortet werden können. Besonders eindrücklich exemplifizieren Karten zum einen die Absicht, »raumbezogene Informationen« (Brockhaus) zu fixieren, und zum anderen die Relationalität jenes Raumes, den sie für spezifische Funktionen visualisieren.

34 | »Geographia, quae merito a quibusdam historiae oculos appellata est.« Zur Funktion der Karten, die die Geschichte vor Augen stellen, heißt es wenig später: »si Tabulis ob oculos propositis liceat quasi praesentem, res gestas, aut loca in quibus gestae sunt, intueri« (Abraham Ortelius: *Theatrum orbis terrarum*, 1570). Die Vorrede ist nicht paginiert.

3. Landschaftsmalerei

Auf den ersten Blick mag der Vergleich mit der Landschaftsmalerei weit hergeholt erscheinen, da man gewöhnt ist, sie allein nach ästhetischen Kategorien zu beurteilen, die wenig mit der räumlichen Erfassung der Welt zu tun haben.³⁵ Dennoch ist auffällig, dass die Landschaftsmalerei ihren Aufschwung zu einem Zeitpunkt erlebte, als Kartographie und Perspektive bereits vorangeschritten waren, und dies lässt sich unter anderem damit erklären, dass die Wahrnehmung und Darstellung von Landschaft gerade als Komplement dieser geometrisch-mathematischen Projektionen fungieren konnte und sollte.³⁶

In einem Stich von ca. 1600 (Abb. 2) stellte Leonardo Parasole Christi Blindenheilung dar und entwarf damit gleichsam ein Stufenmodell des menschlichen Sehens.³⁷ Ein Blinder kniet mit niedergelegtem Stab vor Christus, der seine heilenden Finger auf dessen Augen legt. Links hinter ihm wird sodann, in die Tiefe des Bildraums gestaffelt, das Wunder des wiedererlangten Sehens vorgeführt: Erst hinter dieser christlichen *historia* öffnet sich der Bühnenraum. Seine Fußbodenzeichnung ruft mit den aufeinander zulaufenden, in die Tiefe führenden Linien und den sich sukzessive einander annähernden parallelen Horizontalen den Zugriff der Linearperspektive fast schmerzhaft ins Bewusstsein. Auf diesem Boden steht mit dem Rücken zu uns und dem Blick ins Innere des Bildes, stark verkleinert, weil auch auf der Zeitachse bereits entfernt, der soeben geheilte Mann und tastet sich vorsichtigen Schrittes in den gerade erst neu wahrgenommenen Raum hinein. Noch befindet er sich auf heller Straße, doch im Mittelgrund verschattet eine Häuserreihe den Fußboden, wodurch der Blick in die Tiefe zugleich rhythmisiert wird. Im Fluchtpunkt der Perspektive, die unseren

35 | Dies hängt damit zusammen, dass die Landschaftsmalerei erst spät durch die Kunsttheorie nobilitiert wurde. Erst mit Klassik und Romantik geriet sie in den Blick der Theoretiker, und in der Folge wurden auch die älteren Werke meist mit Prämissen betrachtet, die Kontext und Intentionen der frühneuzeitlichen Bilder nur selten gerecht werden konnten. An dieser Stelle auf ausführliche Literaturangaben verzichtend, sei hingewiesen auf: Werner Busch (Hg.), *Landschaftsmalerei*, Berlin 1997, hier die einschlägigen Texte sowie weiterführende Literatur zur Landschaftsmalerei. Die 1999 erschienene »Geschichte der Landschaftsmalerei« von Norbert Schneider perpetuiert lediglich das 1949 von Kenneth Clark eingeführte Narrativ von der Landschaft, die zur Kunst wird.

36 | Erste Überlegungen dazu in Tanja Michalsky: »Hic est mundi punctus et materia gloriae nostrae«. Der Blick auf die Landschaft als Komplement ihrer kartographischen Eroberung«, in: Gisela Engel u.a. (Hg.), *Das Geheimnis am Beginn der europäischen Moderne*, Frankfurt am Main 2002, S. 436-453.

37 | Auf den Stich hingewiesen hat J. Elkins: *Poetics of Perspective*, S. 177f. und Abb. 42.

Blick beherrscht, zeichnen sich sanfte Hügel ab, an deren geschwungenen Konturen die Herrschaft der Perspektive zugleich ihre Grenzen erfährt. Im Bild wird so, nicht zuletzt mit den Mitteln der Perspektive, ein dreigliedriges Stufenmodell entworfen, das von der Blindheit über den von starrer Geometrie gefesselten Blick hin zum wandernden Blick in der Landschaft führt. So geflissentlich sie auch benutzt wird, so beschränkt wirkt die berechnete Perspektive in diesem Bild, das als Ziel und Höhepunkt des Sehens das Vordringen in die Natur inszeniert.³⁸

Abbildung 2: Leonardo Parasole: *Blindenheilung*, ca. 1600



Quelle: James Elkins: *The Poetics of Perspective*, San Diego, New York, London 1994, S. 178.

Eben dieses imaginäre Vordringen in die Natur, das Durchwandern des natürlichen Raums in einem künstlerischen Medium, ist der Landschaftsmalerei vorbehalten, die die topographische Genauigkeit einer Karte mit der

38 | Zum therapeutischen Nutzen von Landschaftsmalerei hatte sich bereits Leon Battista Alberti geäußert. In den »Zehn Büchern über die Baukunst« Wien, Leipzig 1912, reprographischer Nachdruck Darmstadt 1991, Band IX, 5; S. 486) heißt es: »Unser Gemüt wird dadurch besonders erheitert, wenn wir die Lieblichkeit der Gegend, die Hafene, die Fischerei, und die Jagd, das Bad und die Spiele der Landleute, Blüten und Laub im Bilde sehen.«

Evokation eines gesehenen und sogar erlebten Raumes verbinden kann. Ein frühes, besonders eindrückliches Beispiel sind die 1565 im Auftrag Niclaes Jonghelincks gemalten »Monate« von Pieter Bruegel d.Ä.³⁹ Zwar stehen sie entfernt noch in der Tradition der Jahreszeitendarstellungen, die ehemals Kalender zierten und insofern von vornherein als Darstellung des kosmischen Verwobenseins von Mensch und Natur zu verstehen sind. Nichtsdestotrotz sind sie ein Höhepunkt in der Darstellung des natürlichen Raumes, weil sie diesen – anders als die älteren Kalenderminiaturen – ganz dezidiert als einen atmosphärisch gestimmten wiedergeben. Beim Vergleich von Frühjahr und Hochsommer etwa wird schlagartig deutlich, wie insbesondere Farbe und Komposition das menschliche Ausgesetztsein vermitteln. Im einen Fall herrschen Sturm und Kälte, im anderen senkt die Sonne auf die Mittagsrast haltenden Bauern, denen ein Birnbaum nur wenig Schatten bietet. Beide Bilder bedienen sich der so genannten Überschau, einer auf einen weiten Prospekt hin angelegten Perspektive, die es ermöglicht, im Winter bis zu den schneebedeckten Gipfeln ferner Gebirge zu schauen, die im Sommer jedoch das weitgedehnte Tal im Dunst nur erahnen lässt.⁴⁰ Die Überschaulandschaft öffnet bewusst einen sehr weiten Raum, weil sie kein Porträt eines spezifischen Landstriches geben will, sondern einen möglichst allgemeingültigen Anblick der Welt, die aus verschiedenen Elementen (wie Bergen, Flüssen oder Seen) zusammengesetzt ist. Perspektive im Sinne der mathematischen Berechnung spielt hier kaum eine Rolle – und die Involvierung der Betrachter geschieht auf einer anderen Ebene. Obgleich wir nämlich des hohen Horizontes und der Überschau zuliebe notwendigerweise sehr hoch und außerhalb stehen müssten, um diesen Anblick zu haben, werden wir durch die ausgeklügelte Atmosphäre

39 | Die »Monate« Pieter Bruegels gehören ob ihres universalen Gegenstandes zu den meist reproduzierten Bildern, die tief im kulturellen Gedächtnis verankert sind. Die Literatur dazu ist kaum zu überschauen. Verwiesen sei auf drei jüngere Interpretationen: Paula Manot: »Bruegel et Ovide. Contribution à l'étude de La Journée sombre«, in: *Bulletin archéologique du Comité des Travaux Historiques et Scientifiques* 27 (1999), S. 33-50; Tanja Michalsky: »L'Atelier des songes. Die Landschaften Pieter Bruegels d.Ä. als Räume subjektiver Erfahrung«, in: Klaus Krüger/Alessandro Nova (Hg.), *Imagination und Wirklichkeit. Zum Verhältnis von mentalen und realen Bildern in der Kunst der frühen Neuzeit*, Mainz 2000, S. 123-137; Reindert L. Falkenburg: »Pieter Bruegel's »Series of the Seasons«. On the Perception of Divine Order«, in: Joost Vander Auwera (Hg.), *Liber amicorum Raphael de Smedt*, Löwen 2001, S. 253-276.

40 | Zur Überschau bei Bruegel vgl. Justus Müller Hofstede: »Zur Interpretation von Bruegels Landschaft. Ästhetischer Landschaftsbegriff und Stoische Weltbetrachtung«, in: Otto von Simson/Matthias Winner (Hg.), *Pieter Bruegel und seine Welt. Ein Colloquium des Kunsthistorischen Instituts der Freien Universität Berlin und dem Kupferstichkabinett*, Berlin 1979, S. 73-142.

in die Bilder hineingezogen und haben den Eindruck, den gestimmten Raum mit eigenen Augen wahrzunehmen. Durch kompositorische Blicklenkung wird suggeriert, man könne den Raum imaginär durchmessen, immer neue, kontingente Details entdecken – dergestalt, dass die Wahrnehmung des Raumes auf die Aneignung durch den Betrachter angelegt ist.

Im 17. Jahrhundert perfektionierten holländische Maler die Landschaftsdarstellung dann dahin gehend, dass der dort konstruierte Raum sich zwar oft an Karten und Ansichten konkreter Gegenden orientierte,⁴¹ dass die in den Bildern angelegte ästhetische Erfahrung aber noch immer die Fiktion bot, man sähe gerade diesen Landstrich oder diese Stadt so zum ersten Mal, mit anderen Worten: man sähe sie mit eigenen Augen, ohne dass ein Medium dazwischengeschaltet wäre.

Einmal den Versuch unternehmend, ein typisches holländisches Landschaftsbild des 17. Jahrhunderts nicht abzubilden, sondern lediglich verbal vorzustellen,⁴² wird man aufgrund des Arsenal der im eigenen Gedächtnis gespeicherten Bilder das Folgende sogleich nachvollziehen können: Die Perspektive, im technischen Sinne eines auf die Leinwand projizierten Raumes, ist ganz auf der Höhe der Zeit eingesetzt, und sie situiert den externen Betrachter oft leicht erhöht und entfernt vom Bildgegenstand, während interne Betrachter im Vordergrund postiert werden. Es ist die Farbregie, die die Tiefe des flachen Landes ermessen lässt. Insbesondere rhythmisch erhellte Streifen ermöglichen ein sukzessives Abtasten und Durchwandern des Raumes. Norman Brysons Unterscheidung von einem stillgestellten, starren und einem flüchtigen, sukzessiven Blick lässt sich hier gut anwenden, denn das Oszillieren zwischen diesen Wahrnehmungsmöglichkeiten prägt die meisten holländischen Landschaften.⁴³ Durch die Perspektive sind wir dem Bild entrückt, durch die Oberflächengestaltung und die vielen kleinen, vorgeblich kontingenten und genau deswegen als mimetisch rezipierten Details wird die starre Wahrnehmung immer wieder aufgegeben – und der Blick wandert. Entweder er wandert zu kleineren, an Staf-

41 | Alpers (Kunst als Beschreibung, Kap. 4) hat zunächst auf diese Parallele hingewiesen. Sie hat jedoch zu stark die Ähnlichkeit von Kartographie und Malerei herausgestellt, um die Malerei in die Nähe zur Wissenschaft und zur ›Beschreibung‹ zu rücken.

42 | Zahlreiche Schriftsteller, etwa Anna Seghers oder Cees Nooteboom, haben sich mehr oder weniger explizit der niederländischen Landschaftsbilder bedient; vgl. dazu Michalsky: ›L'atelier‹ und dies.: ›Natur der Nation. Überlegungen zur Landschaftsmalerei als Ausdruck nationaler Identität‹, in: Klaus Bußmann/Elke Anna Werner (Hg.), Europa im 17. Jahrhundert. Ein politischer Mythos und seine Bilder, Stuttgart 2004, S. 333-354.

43 | Norman Bryson: Das Sehen und die Malerei. Die Logik des Blicks, München 2001.

fagegruppen angebundene Erzählungen; oder er bleibt an der Textur der meist ›malerischen‹, gebeugten und verwitterten Häuser hängen;⁴⁴ oder aber er verheddert sich in der undurchsichtigen Beschaffenheit des Gestrüpps bzw. stapft durch den feuchten Sand der Dünen. Erneut den Blick starr gestellt und wieder Distanz eingenommen, wird vielleicht der Himmel stärkere Aufmerksamkeit finden, wird überhaupt erst einmal auffallen, wie hoch er oft gegeben ist und wie er seine raumbildende Funktion entfaltet. Scharfstellen und Fokussieren sowie das damit verbundene Visuell-auf-Wanderschaft-Gehen lässt den Flug mancher Vögel erkennen, und in dem einen oder anderen Moment dieser vom Bild selbst eingeforderten Betrachtung wird sich die Wahrnehmung von Zeit bemerkbar machen. Spätestens dann wird klar, dass insbesondere durch die Staffagefiguren, die quellenden Wolken und das durch sie gestreute Licht ein Moment angegeben ist, der zwar die kontemplative Betrachtung nicht stört, der aber die Sensation auslöst, den Moment zu erleben und diese Landschaft selbst zu sehen.⁴⁵

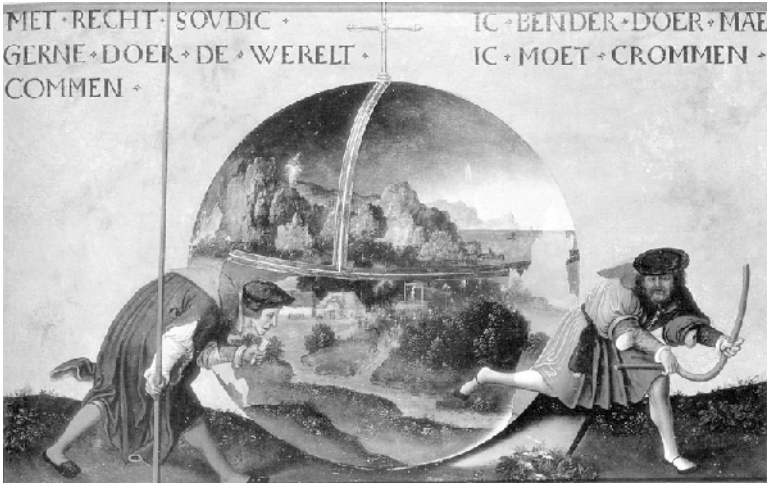
Topographische Genauigkeit, die man vielleicht zunächst für das realismusgenerierende und raumabbildende Moment halten könnte, ist nur die eine Qualität eines solchen Bildes – sie ist im Reigen der Stadtansichten des 16. und 17. Jahrhunderts jedoch keineswegs etwas Besonderes.⁴⁶ Das Entscheidende ist die Aktivierung des Betrachters, der sich in einem groß angelegten Raum jeweils neu verorten kann – der sein an anderen Medien geschultes topographisches Wissen einbringen kann, aber nicht muss. Die Gestaltung einer solchen Landschaft lässt sich vielleicht am besten beschreiben als Vorgabe eines Raumes, der aus Orten der Erinnerung besteht – aus Orten der Erinnerung deswegen, weil Bekanntes (etwa die Silhouette einer Stadt) wieder erkannt wird, aber auch, weil Unbekanntes und Kontingentes (etwa eine Wolkenformation) neu gesehen und erst in den Speicher persönlicher Bilder aufgenommen wird. Dass dies überhaupt funktioniert, war und ist der fortgeschrittenen Technik von Perspektive und Kartographie zu verdanken, die das historische Verständnis von Raum und Ort entscheidend geprägt haben – das Verständnis von Raum als einer projizierbaren Gegebenheit und das von Ort als einem im Raum einzeichnenbaren Element, das sich im Laufe der Zeit verändert. Der so genannte ›Realismus‹, der auch uns noch entgegenzukommen scheint, beruht auf einem längst habitualisierten Blick auf Landschaft, der sehr eng mit persönlicher Erfahrung und dem Wissen darum verbunden ist, dass Erfahrung auch an bestimmte Orte zu einem bestimmten Zeitpunkt geknüpft ist.

44 | Zum Begriff des ›Malerischen‹ in der niederländischen Kunsttheorie vgl. Boudewijn Bakker: »Schilderachtig. Discussions of a Seventeenth-Century Term and Concept«, in: *Simiolus* 23 (1995), S. 147-162.

45 | Vgl. dazu T. Michalsky, *Landschaft beleben*.

46 | Vgl. die Sammlung von Stadtansichten bei Georg Braun und Franz Hogenberg: *Civitates orbis terrarum*, 6 Bde., Köln 1572-1618.

Abbildung 3: *Der Weg durch die Welt*, ca. 1515, Isselburg, Fürst zu Salm-Salm, Museum Wasserburg



Quelle: Die Flämische Landschaft 1520-1700, Katalog der Ausstellung in der Villa Hügel, Essen, Lingen 2003, Kat. Nr. 5.

Dass diese Lesart der niederländischen Landschaftsbilder als bewusste Generierung subjektiven Raumerlebens im Angesicht objektiver Raumaufzeichnung keine rein moderne ist,⁴⁷ sei abschließend kurz an zwei Bildern gezeigt. Die Inschrift einer allegorischen Tafel aus dem frühen 16. Jahrhundert (Abb. 3) gibt die intendierte moralische Deutung des Bildes vor:⁴⁸ Wer durch die Welt will, der muss sich krümmen. Das Frappierende an der Darstellung ist ihre Kombination einer kristallinen Weltkugel – als dem traditionellen Symbol der christlichen, vom Kreuz bekrönten Welt – mit einer ihr eingeschriebenen, zeitgenössischen Landschaft, durch die sich die

47 | Höchst lehrreich ist in diesem Zusammenhang auch die »Weltkarte unter der Narrenkappe« (ca. 1590), die einen von einer Weltkarte des Ortelius verblendeten Narren zeigt, dem es aufgrund der Karte, die seinen Gesichtssinn verstellt und symbolisch für die modernen, nicht zuletzt politisch motivierten Wissensordnungen steht, nicht mehr gelingt, sich und die Bedingungen der Erkenntnis zu erfassen. Vgl. dazu T. Michalsky: *Hic est, passim*.

48 | Isselburg, Fürst zu Salm-Salm, Museum Wasserburg. Vgl. den kurzen Eintrag in: Die Flämische Landschaft 1520-1700, Katalog der Ausstellung in der Villa Hügel, Essen, Lingen 2003, Kat. Nr. 5 (mit weiterer Literatur). Hier wird die Tafel auf 1515 datiert – was für das Thema außergewöhnlich früh wäre.

beiden Männer ihren Weg bahnen.⁴⁹ Es gibt hier sowohl den abstrakten Raum der gesamten Welt als auch jenen subjektiv wahrnehmbaren, der die Welt des Einzelnen ausmacht. Dies lässt sich nicht auf ein dem Thema inhärentes Darstellungsproblem reduzieren, sondern ist wohl durchdacht. Der ›konkrete‹, innerweltliche Raum ist nämlich – wie an den Häusern der Dorfgemeinschaft und dem durch die Galgen repräsentierten Rechtssystem unmissverständlich deutlich wird – ostentativ sozial kodiert. In einer Allegorie können selbstredend die Gesetze des ›realen‹ Raumes vernachlässigt werden. Umso aufschlussreicher aber ist der Umstand, dass der Lebensweg, für den es die ikonographische Tradition des einsamen Wanderers gibt, in das Betreten und Verlassen eines ›Weltraums‹ gefasst wird – eines Raumes, dessen Hülle durchsichtig und verletzlich, aber nicht zerstörbar ist und der seinerseits in einem größeren Raum mitten auf einer Wiese liegt. Visuell lässt sich die Verschränkung des gegebenen, natürlichen Raums und seiner individuellen Aneignung kaum prägnanter fassen. Auch wenn das sicher nicht die primäre Absicht des Malers war, zeigt seine Invention der ineinandergeschachtelten Räume eben jenes Nebeneinander relationaler Räume, die heute unter anderen Prämissen wieder in den Fokus der Kulturwissenschaften geraten.

Johannes Vermeer hat 1665/66 mit seiner »Allegorie der Malkunst« (Abb. 4) einen direkten Paragone von Kartographie und Malerei angestrebt, indem er seinem Bild eine Karte der Vereinigten Niederlande inkorporierte.⁵⁰ Im intermedialen Diskurs wird hier verhandelt, wie Geschichte visualisiert werden kann, denn der Maler, der uns den Rücken zuwendet, malt keine Geringere als Clio, in deren Auftritt als Modell bereits die gesamte Problematik von Allegorie und Realismus angedeutet ist. Das Bild thematisiert mit Rekurs auf Geschichtsschreibung und Kartierung die gemalte Repräsentation von Geschichte, die eine dezidiert ›realistisch‹ räumliche ist und die bei aller Kunst in der Anwendung der Perspektive deren Konstruktion verschleiert. Auf dem Höhepunkt illusionistischer Räumlichkeit arbeitend, macht Vermeer zugleich sein eigenes Medium präsent, indem er die Textur der Malerei betont, auch die materielle Beschaffenheit der Karte im schräg einfallenden Licht herausstreicht und nicht zuletzt das Gewebe von Malerei und Geschichte an den vordersten Rand des Bildes rückt. Er hebt den oben erwähnten Anspruch jeder Karte, ein aktuelles und wissenschaftliches Medium zu sein, dadurch hervor, dass er nur die Wörter »Nova XVII

49 | Vgl. zu diesem Motiv, wenngleich mit anderen Beispielen: L. Madersbacher: Land in der gläsernen Kugel.

50 | Wien, Kunsthistorisches Museum. Ich stütze mich weitestgehend auf die aufschlussreichen Interpretationen des Bildes von Daniel Arasse: Vermeers Ambition, Dresden 1996, Kap. 4, und Victor Stoichita: Das selbstbewusste Bild. Vom Ursprung der Metamalerei, München 1998, S. 206ff. und S. 286-298 (mit weiterführender Literatur).

Abbildung 4: Johannes Vermeer: *Die Allegorie der Malkunst*, 1665, Wien, Kunsthistorisches Museum



Quelle: Daniel Arasse, *Vermeers Ambition*, Dresden 1996, S. 44.

... descriptio« gut lesbar hinter dem Kronleuchter hervorsehen lässt. Dadurch, dass er die gemalte Karte aber mit der bewusst unscharfen Wiedergabe um ihren genuinen Informationswert bringt, wird die Bedeutung der Inschrift gleichsam invertiert, da sie sich nun nicht mehr auf die Karte, sondern auf das Bild von ihr zu beziehen scheint. Gerade weil die Leinwand des Bildes und die der Karte in der »Malkunst« materialiter identisch sind und Vermeer die Karte deshalb eigens in das Rechteck des Rahmens eingepasst hat und sie doch von dem Vorhang, von Clio, dem Maler, der Staffelei und dem Kronleuchter überschneiden lässt, wird die Differenz zwischen

der im Bildraum täuschend ähnlich wiedergegebenen Karte und ihrem realen Korrelat offensichtlich. Vermeer setzt somit ein subtiles Spiel von Kopräsenz und Dissoziation ins Werk, in dem das historische Medienverständnis eindrücklich verdichtet ist.

4. Schluss

Resümierend lässt sich Folgendes festhalten: Die Koexistenz von abstrakt-technischen und lebensweltlich-funktionalen Raumvorstellungen und Räumen ist eine Konstante, die allerdings erst in der aktuellen Debatte um den Raum als kulturwissenschaftlichem Phänomen problematisiert wurde. In Absetzung von der im eingangs zitierten Brockhaustext anklingenden Hierarchie zwischen einem naturwissenschaftlichen Raumbegriff und dem »Anschauungsraum« des alltäglichen Lebens, der dem euklidischen Raum untergeordnet ist, kommt es darauf an, die Interferenzen von lebensweltlichen, naturwissenschaftlichen und künstlerischen Vorstellungen und Konstrukten zu untersuchen. Dass auch und gerade der »Anschauungsraum« ein kulturell kodierter und habitualisierter ist, dürfte an den besprochenen Beispielen deutlich geworden sein. Von besonderem Gewicht für das momentan diskutierte Verständnis von Raum als einem dynamischen, kommunikativen und relationalen ist jedoch die Rolle der visuellen Medien, in denen der Raum sein jeweils aktuelles Gesicht erhält. Im intermedialen Diskurs (etwa zwischen Kartographie und Landschaftsmalerei) wurden die Möglichkeiten diverser Repräsentationsformen und ihrer Implikationen auf hohem Niveau getestet, und nicht zuletzt die Wechselwirkungen zwischen technischen und künstlerischen Bildern haben die Reflexionen über den Status der Repräsentation und den Status des Raumes hervorgerufen. Bilder, seien es künstlerische oder wissenschaftliche, machen auf ihre historisch und medial imprägnierte Art deutlich, dass Raum nicht neutral beschrieben werden kann, sondern in jedem Fall eine Angelegenheit von Beziehungen ist – herauszufinden von welchen, ist die Aufgabe von Einzelanalysen.

Architektur und Kommunikation.

Zur symbolischen Form der städtischen Villa im 19. Jahrhundert

ALARICH ROOCH

1. Symbol und Gesellschaft

Gebäude werden – in einem ersten Zugriff – zumeist über ihre Funktion beschrieben: so zum Beispiel als Fabriken, Warenhäuser, Büro- oder Wohngebäude. In dieser Hinsicht können sie als strukturelle Elemente des *topographischen* Raumes bezeichnet werden, in dem sich lebensweltliche Prozesse abspielen. Neben ihrer spezifischen baulichen Funktionalität haben Gebäude aber auch eine kommunikative, eine mediatorische Dimension, denn sie setzen Zeichen. Zum einen sind sie der symbolische Ausdruck des ökonomischen Kapitals, das der Eigentümer für ihre Erstellung aufbringen muss. Zum anderen vermitteln sie durch ihre Gestaltung kulturelle Wertewelten, die in der Interaktion von Auftraggeber, Architekt und baulicher Administration ihren Ausdruck erhalten. Sie sagen dem Betrachter etwas über den Geschmack und die ästhetischen Vorlieben des Bauherren und seines Architekten. Darüber hinaus verweisen sie auf den allgemeinen architektonisch-gesellschaftlichen Diskurs, auf den sie durch ihre Gestalt jeweils Bezug nehmen. Diese Dimension, die man in Unterscheidung zur rein baulich-funktionalen die *symbolische* nennen kann, ist für die gesellschaftliche Praxis von tief greifender Wirksamkeit.

Ernst Cassirer wies bereits 1944 auf die grundlegende Bedeutung von Symbolen für die kulturelle Welt hin, denn die Kultur werde erst durch Symbole kommunizier- und wahrnehmbar: »Der Mensch lebt in einem symbolischen [...] Universum. [...] Er lebt so sehr in sprachlichen Formen, in Kunstwerken, in mythischen Symbolen oder religiösen Riten, daß er nichts erfahren oder erblicken kann, außer durch Zwischenschalten dieser künst-

lichen Medien.«¹ Die besondere Rolle, die in der Welt der symbolischen Formen dem Bild zukommt, wurde insbesondere von Aby Warburg herausgestellt, der das Bildvermögen des Menschen zum Ausgangs- und Bezugspunkt seiner kulturwissenschaftlichen Arbeiten machte. Diese Ansätze wurden dann etwa von Susanne K. Langer, Leslie A. White, Nelson Goodman, Clifford Geertz, Alfred Lorenzer oder Pierre Bourdieu aufgenommen und fortgeführt.² Nelson Goodman hob hervor, dass mit Symbolen als Medien nicht nur neue Welten zum Ausdruck gebracht, sondern auch geschaffen werden können.³ Sein Ansatz, die verschiedenen Symbolsysteme, wie sie in Form von Sprachen, Bildern, Handlungen und Objekten vorliegen, in einen kommunikativen Bezug zueinander zu setzen, führt zu der These, dass alle symbolischen Tätigkeiten als Modi dienen, Welt zu generieren. Die symbolische Verfasstheit von Gesellschaft lässt das kommunikative Handeln als primären Faktor der Bildung eines kollektiven sozialen und kulturellen Gedächtnisses deutlich werden, das sich zugleich als ein wesentliches gesellschaftliches Ordnungsmoment offenbart. Alfred Lorenzer formuliert in diesem Zusammenhang für die Architektur, dass Symbole nicht nur »sozialen Prozessen [...] entstammen, sondern hergestellt werden als *Regulatoren sozialer Prozesse*, nämlich als Verständigungsformeln oder Handlungsanweisungen.«⁴ In dieser Hinsicht sind Gebäude nicht nur Strukturelemente des *real-topographischen*, sondern auch des *abstrakt-sozialen* Raumes.

Für die Erklärung der Funktionszusammenhänge von symbolischen Formen und gesellschaftlicher Struktur liefert die Kultursoziologie Pierre Bourdieus einen zentralen Beitrag.⁵ Bourdieu hat aufgezeigt, dass die

1 | Ernst Cassirer: *An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture*, New Haven, London 1944 [Dt.: *Was ist der Mensch? Versuch über den Menschen*, Frankfurt am Main 1990], S. 39. – Nicht nachgewiesene Abbildungen entstammen dem Archiv des Autors; einzelne Fotovorlagen wurden zugunsten einer besseren Darstellungsqualität retuschiert.

2 | Susanne K. Langer: *Philosophy in a New Key. A Study in the Symbolism of Reason, Rite and Art*, Cambridge 1942 [Dt.: *Philosophie auf neuem Wege*, Frankfurt am Main 1984]; Leslie A. White: *The Science of Culture. A Study of Man and Civilization*, New York 1949; Nelson Goodman: *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*, Frankfurt am Main 1998; Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main 1983.

3 | Nelson Goodman: *Ways of Worldmaking*, Indianapolis, Cambridge 1978 [Dt.: *Weisen der Welterzeugung*, Frankfurt am Main 1984].

4 | Alfred Lorenzer: »Architektonische Symbole und subjektive Struktur«, in: *Das Prinzip Reihung in der Architektur*, Regensburg 1977, S. 141-147, hier S. 143.

5 | Zur Fokussierung der Theorie Bourdieus auf Fragen des Funktionszusammenhangs von Architektur, ästhetischer Wahrnehmung und sozialer Praxis vgl. Alarich Rooch: *Zwischen Museum und Warenhaus. Ästhetisierungsprozesse und*

symbolischen Formen und Handlungen in ihren Manifestationen und Materialisationen ganz wesentlich an der Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher (Ungleichheits-)Verhältnisse beteiligt sind. Mit ihnen markieren die Menschen ihre Positionen in den sozialen Feldern; als Ausdruck individueller und figurativer Identitäten dienen sie der Behauptung von Eigenständigkeit, Zugehörigkeit und Abgrenzung. In den symbolischen Formen drücken sich nicht nur gesellschaftliche Prozesse und Auseinandersetzungen aus, sondern aufgrund ihrer dialektischen Wechselwirkung (als Ausdruck *und* Regulator sozialer Prozesse) bilden sie selbst ein konstruktives Tragwerk für jene gesellschaftlichen Strukturen, aus denen sie hervorgegangen sind. Die strukturierende Macht der Symbole resultiert aus ihrer Gebundenheit an die sozialen Felder, in denen die Menschen sich bewegen und deren Wertesysteme sie in den Sozialisationsprozessen als kollektive kulturelle Konventionen, Ansichten oder Beurteilungen aufnehmen und verinnerlichen. Da nach Bourdieu auch die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsstrukturen der Menschen in diesen Sozialisationsprozessen ausgebildet und als »Habitus« verinnerlicht werden, realisiert sich die Wirkungskraft der Symbole, die engstens mit den kulturell verankerten Beurteilungs- und Handlungsstrukturen verbunden sind, lebensweltlich auf einer vor-reflexiven Ebene, wodurch ihr Wirkungspotential geradezu »verschleiert« wird. Man kann hier auch von »Verblendungszusammenhängen« sprechen, die erst durch kritische Analysen aufzudecken sind, die die sozio-historischen und sozio-kulturellen Kontexte der Genese und des Wandels der symbolischen Formen berücksichtigen.

Die soziale Welt wird von Bourdieu als ein *symbolisches System* entworfen, wobei die Welt der symbolischen Formen selbst zum Durchsetzungsmedium und Austragungsort von Behauptungs- und Bestimmungskämpfen der »legitimen Sicht« wird, wie die Symbolsprache auszulegen und zu beurteilen ist. Der Blick auf die symbolischen Formen ist somit zugleich ein Blick auf die gesellschaftlichen Machtverhältnisse, unter denen diese Formen als ein bestimmter Werteausdruck anerkannt oder abgelehnt werden. In den durchgreifenden Prozessen der Ästhetisierung, die mit der Entwicklung der bürgerlich-industriellen Gesellschaft einhergehen, wird die Welt der Symbole zum Dreh- und Angelpunkt menschlicher Lebensgestaltung. Hierdurch wird das Ästhetische im Sinne des Gestaltens, des Wahrnehmens und der Beurteilung der Objekte der visuellen Kultur – auf die das Ästhetische im Zusammenhang dieses Beitrages beschränkt bleiben soll – nachgerade zu einer Fundamentalkategorie gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse und sozialer Strukturierungen.

Als von besonderer Bedeutung für die Lebensstilgestaltung haben sich die Räume des Wohnens erwiesen. Das Wohnen nimmt für die Menschen

sozial-kommunikative Raumeignungen des Bürgertums (1823-1920), Oberhausen 2001.

eine Schlüsselstellung ein. Am Wohnraum wird im besonderen Maße die Lebensqualität gemessen.

2. Der Inbegriff bürgerlichen Lebensstils – die Villa

Unter den verschiedenen Wohnarchitekturen hat sich insbesondere ein Gebäudetyp herausgebildet, der geradezu als Inbegriff für einen exklusiven Lebensstil steht: die Villa. Architekturhistorisch reichen ihre Ursprünge zurück bis in die römische Antike, in der mit ›villa‹ ein agrarwirtschaftlicher Landsitz bezeichnet wurde. In Unterscheidung zum Stadthaus wurde das Herrenhaus dieses Gutes später dann ›Villa‹ genannt, wobei diese im Laufe der Zeit mehr und mehr aus ihren landwirtschaftlichen Bezügen herausgelöst wurde und nun als ein herrschaftliches Wohnhaus mit Gartenanlagen, Terrassen und schönen Aussichten in die angrenzenden Landschaften fungierte. Eine richtungweisende Neuorientierung erfuhr die Villa in der Renaissance, als sie durch Architekten wie Baldassare Peruzzi (Villa Farnesina, Rom, 1508-1511) und Andrea Palladio (mit über 20 verschiedenen Villenbauten zwischen 1540 und 1565) ihre Ausgestaltung als Repräsentationsgebäude, als Herrschaftsarchitektur erhielt. Die Form, in der die Villa bis heute stadtbildprägend ist, wurde indes im 19. Jahrhundert entwickelt. Die Villa, ehemals ein Landsitz der herrschenden Schichten, erfuhr während der Urbanisierung des 19. Jahrhunderts eine grundlegende Umformulierung. Sie wurde als ein repräsentatives Wohnhaus in städtischer Umgebung entworfen. Entweder am Stadtrand oder in exponierten innerstädtischen Gebieten gelegen (›Villa am Stadtpark‹), war sie sprechender Selbstausdruck eines sozio-kulturellen Milieus, das sich sowohl topographisch wie auch sozial von den anderen Schichten der städtischen Bevölkerung abhob. Die Auftraggeber rekrutierten sich aus den kapitalkräftigen Schichten des Bürgertums, die in der Dynamik der Industrialisierung zu Reichtum gekommen waren. Die Villen waren nicht nur Zeichen des ökonomischen Wohlstands ihrer Eigentümer, sondern sie wurden zu Aufführungsorten eines besonderen bürgerlichen Lebensstils, der sich durch einen elaborierten, kunst sinnigen Geschmack auszeichnete. In einer Villa zu wohnen bedeutete schlichtweg Distinktion. Was die Villa aber – über den ökonomischen Aspekt hinaus – kulturell als Leitbild verankerte, waren die mit diesem Gebäudetyp verbundenen symbolischen Formen der Architektur und der Gestaltung. Sie wurde zu einem Medium, mit dem die Eigentümer ihre sozio-ökonomische wie sozio-kulturelle Stellung in der Gesellschaft zum Ausdruck brachten.

In diesem Beitrag sollen anhand einiger Beispiele die bestimmenden Erscheinungsbilder, Entwicklungen und Wandlungen des Gebäudetyps ›Villa‹ vorgestellt werden, wie sie in Deutschland vom 19. Jahrhundert bis in die zweite Dekade des 20. Jahrhunderts hinein ihre Ausprägung erfuh-

ren.⁶ Es soll aufgezeigt werden, wie spezifische symbolische Formen der Architektur zu Bedeutungsträgern avancierten und als architektonales, kulturelles Leitbild Gestalt erhielten.

2.1 Wohnkultur als Hochkultur – die Wiedergeburt der Renaissance im Villenbau

1839 entstanden in Dresden zwei Wohnhäuser, die von ihren Architekten als Innovation für diese Bauaufgabe präsentiert wurden. Die Architekten, die übrigens in einen lebhaften Streit darüber gerieten, wer denn nun der eigentliche Begründer des neuen Stils sei, waren Hermann Nicolai und Gottfried Semper, und bei den beiden Gebäuden handelt es sich um das Haus Seebach und die Villa Rosa.

Für den architekturhistorisch bewanderten Betrachter erwecken diese beiden Villen nun gar nicht den Eindruck, als ob die Architekten hier einen neuen Stil kreiert hätten. Vielmehr scheinen sie Entwurfsmodellen entsprungen zu sein, wie man sie aus der italienischen Renaissance kennt. Auch der zeitgenössische kritische Blick sah das so: In *Försters Allgemeiner Bauzeitung* wurde das Haus Seebach 1844 direkt als eine »Nachahmung venezianischer Wohnhäuser« bezeichnet.⁷

Hermann Nicolai übernahm für das Haus Seebach, das in Dresden mit seiner Schauseite zur Straße »An der Bürgerwiese« lag, den dreiaxigen Aufbau, den viele venezianische Gebäude aufweisen. Die Mittelachse des Hauses wurde durch eng gestellte Fenster hervorgehoben, während die seitlichen Fensterachsen an die Ecke des Hauses gerückt wurden. So auf die zentrale Achse eingestimmt, fing sich der Blick am betonten Balkon des ersten Obergeschosses, dem *piano nobile* mit der *sala grande*, dem großen Repräsentationsraum, in dem der Hausherr seine Gäste empfing. Die Wappenschilder auf den freien Flächen zwischen den Fensterachsen links und rechts des Balkons unterstrichen den herrschaftlichen Anspruch.

Die Villa Rosa, die Gottfried Semper für den Bankier Oppenheim am damals fast unbebauten Nordufer der Elbe errichtete, vertrat ein anderes Konzept als das städtisch gelegene Haus Seebach.

Sie war geschickt in die Uferlandschaft gesetzt. Zur Straßenseite nur zweigeschossig und auch in der Formensprache zurückhaltender, entfaltete sie ihre Hauptschauseite zum Garten hin. Von der Terrasse konnte der Hausherr den Anblick der weiten Flusslandschaft genießen, während die Spaziergänger die Villa vom anderen Ufer aus bewundern konnten. Der Blick über die Landschaft erhob den Hausherrn zum Grundherren – ein Prinzip, das Semper den Konzepten der italienischen Villen des 16. Jahr-

6 | Zu einer detaillierteren Darstellung vgl. A. Roock: Zwischen Museum und Warenhaus, S. 93-132, 233-237.

7 | Zit. n. Volker Helas: Villenarchitektur in Dresden, Köln 1991, S. 53.

Abbildung 1: Gottfried Semper: Villa Rosa, Dresden, Holzhofgasse 20, 1839, Gartenansicht



Quelle: Harry Francis Mallgrave: Gottfried Semper. Architect of the Nineteenth Century, New Haven, London 1996, S. 102.

hunderts entlehnt hatte. Dort wurde die Villa als repräsentativer Sitz des *padrone*, des ›gottgewollten‹ Herrn über Grundbesitz, Familie, Knechte und Mägde entworfen, und in der damals neu formulierten Villenarchitektur etwa eines Andrea Palladio fand diese Inszenierung ihren lebhaften Ausdruck.⁸

Auch in der Abfolge der Innenräume der semperschen Villa Rosa wird deutlich, wie wichtig die zur Schau gestellte Verfügungsgewalt über die umgebende Landschaft für die Repräsentation des Hausherrn war: Das in der Mittelachse des Hauses gelegene Vestibül führte in den zentralen oktogonalen Saal, der sich über zwei Geschosse erstreckte und sein Licht durch eine große Oberlichtkuppel erhielt. War der große Saal mit seiner imposanten Höhe und der durchlichteten Kuppel ein erster repräsentativer Höhepunkt bei gesellschaftlichen Empfängen, so wurde mit dem anschließenden Gartensaal, der in seiner Breite mehr als die Hälfte des Hauses beanspruchte, das Raumempfinden des Kuppelsaals quasi ›in die Natur‹ überführt. Durch die hohen Fenster bot sich ein erster Blick auf die Landschaft, die man in ihrer ganzen Weite dann von der großen Gartenterrasse überschauen konnte, wobei die Kuppel des zentralen Saals im Himmelsge-

8 | Vgl. Reinhard Bentmann/Michael Müller: Die Villa als Herrschaftsarchitektur, 5. Aufl., Frankfurt am Main 1992 [1970].

wölbe über der Landschaft gleichsam ihre Fortführung fand. Über zwei Freitreppen konnte man sodann in den Garten treten. Die sukzessiv die Erlebnisqualität steigernde Raumfolge von einem überkuppelten Saal bis hin zur erhöhten Landschaftsaussicht ist in der Wirkung nicht zu unterschätzen, gehörten doch Empfänge, zu denen ausgesuchte Gäste eingeladen wurden, zum festen Bestandteil des bürgerlichen Gesellschaftslebens. Die Räumlichkeiten waren gerade auf diese Anforderungen hin konzipiert, und sie erscheinen wie eine Bühne, auf der der Hausherr und seine Gäste sich zu ausgesuchten Anlässen inszenieren und so in ihrer Bürgerlichkeit konstituieren konnten.

Das sorgsam aufeinander abgestimmte Erscheinungsbild der Villa ließ auf einen elaborierten Geschmack schließen, der sich an der Kulturepoche der Hochrenaissance orientierte. Mit den vier überlebensgroßen Frauenfiguren, die vor die Pfeiler des Balkons im Obergeschoss gestellt waren, zitierte Semper ein herausragendes Beispiel antiker Baukultur: Obwohl sie bei Semper keine tragende Funktion für das Gebälk hatten, sondern ausgesprochene Schmuckfiguren waren, verwiesen sie direkt auf ihre berühmten Vorbilder, die Karyatiden der Korenhalle des Erechtheions auf der Akropolis von Athen, die in der Zeit zwischen 437 und 406 v. Chr. errichtet worden war. In der von Semper entworfenen Villa Rosa zeigte sich nicht nur das ökonomische Kapital des Bankiers Oppenheim, sondern sie sollte auch Zeichen seines kulturellen Kapitals sein, das durch die Formensprache der Renaissance sinnfällig als ›Kunstverstand‹ und ›ästhetische Bildung‹ zum Ausdruck kam. Die Karyatidenfiguren fanden in der Folge übrigens eine rege Aufnahme. Sie waren bald an vielen Villen und Wohnhäusern im Stil der Renaissance zu finden. Man kann sie geradezu als ein sprechendes Stilelement der Neorenaissance bezeichnen, mit dem ein distinktives Kunstverständnis zum Ausdruck gebracht werden konnte, denn Skulpturen – zumal die der Antike – wurden damals als die herausragende und bedeutendste Kunstgattung angesehen.

Der erwähnte Streit zwischen den Architekten Nicolai und Semper, wer denn nun die Innovation des neuen Stils begründet hätte, erscheint beim Anblick der beiden Villen kaum nachvollziehbar. Die Villen waren von ihrer Fassadengestaltung und ihrer Lage her deutlich zu unterscheiden: Die nicolaische Villa Seebach lag innerstädtisch, mit ihrer Schauseite zur Straße bzw. zu einer Parkanlage gewandt, die sich hinter der gegenüberliegenden Straßenseite erstreckte. Dem trug Nicolai bewusst Rechnung, denn als Vorlage für seinen Entwurf wählte er die Ansicht eines venezianischen Stadtpalastes. Sempers Villa Rosa hingegen war landschaftlich orientiert. Vom Typus her war sie eher eine Land- als eine Stadtvilla, was sich auch funktional zeigte, denn nur sechs Jahre später ließ sich der Bankier Oppenheim von Semper in unmittelbarer Nähe zur Villa Seebach für seinen städtischen Arbeits- und Lebenszusammenhang ein Stadtpalais im Renaissancestil errichten, wie man es typischerweise in Florenz oder Vicenza finden kann. Bei

ihrer Auseinandersetzung ging es folglich nicht um architekturhistorische Spezifitäten, sondern Semper und Nicolai reklamierten jeder für sich die Urheberschaft einer italienisch orientierten Neorenaissance als *Distinktionsstil* für die Bauaufgabe eines repräsentativen Wohnhauses. Dass sich die ausdifferenzierte Formensprache der Renaissance, die mit einem modifizierten, zeitgemäßen Zuschnitt auf modern getrimmt war, als äußerst erfolgreich erwies, zeigt die breite Rezeption, derer sie sich in der Folge erfreute. Allein für Dresden zählte der Deutsche Architekten- und Ingenieurverein 1878 in einer Bestandsübersicht 13 Villen auf, die stilistisch direkt auf die Villa Rosa zurückgeführt werden konnten.⁹ Die Dresdener Bauten markierten gleichsam den Anfang, und in den folgenden Dekaden wurden – bestärkt durch positive Besprechungen in architektonischen Fachpublikationen – eine Vielzahl von (Wohn-)Gebäuden in diesem Stil errichtet. Die Neorenaissance als distinguierender Ausdruck eines kunstsinnigen Geschmacks war in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland nachgerade zu einem Erfolgsrezept geworden.

Welche Vorbildfunktion die italienische Renaissance-Villa nicht nur für die architektonische Form, sondern auch für die Art und Weise eines entsprechenden Lebensstils bot, zeigte sich ja schon bei der Villa Rosa des Bankiers Oppenheim in Dresden, der neben seiner Villa im ländlichen Außenbereich auch ein Wohn- und Geschäftshaus in der Stadt selbst unterhielt. Noch deutlicher wird dies jedoch am Beispiel der Villa Bleichröder in Berlin-Charlottenburg. Der Bankier Bleichröder, der über Finanzierungsgeschäfte eng mit Bismarck und der preußischen Politik verbunden war, hatte in einer Parallelstraße zu »Unter den Linden«, also direkt im Zentrum Berlins, bereits ein repräsentatives Wohn- und Geschäftshaus, als er sich von Martin Gropius in Charlottenburg, das damals noch außerhalb der Stadt lag, eine Villa bauen ließ.

Martin Gropius entwarf einen Bau, den man im Fassadenaufriß als eine Variation der Villa Pisani ora Placco bezeichnen kann, die um 1552 von Andrea Palladio in Montagnana erstellt worden war.

In aufwändiger Bauweise und mit großem, gepflegtem Garten zeugte die Villa Bleichröder nicht nur vom ökonomischen Kapital des Bauherren, sondern ist auch als Symbol seiner herausragenden gesellschaftlichen Stellung und kunsthistorischen Bildung zu sehen. Neben dem städtischen Wohn- und Geschäftshaus eine Villa im Weichbild der Stadt zu unterhalten, unterstrich eine großbürgerliche Trennung von Berufs- und Privatleben. Die so reklamierte gesellschaftliche Position fand ihren markanten Ausdruck in einem tempelgleichen Portikus, der das Gebäude und die Intimsphäre des Privaten gleichsam ins Sakrale transzendierte. Dies ist allerdings als eine bühnenmäßige Aufführung zu sehen, denn die Empfän-

9 | Vgl. Wolfgang Bröner: Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830-1890 unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes, Düsseldorf 1987, S. 216.

Abbildung 2: Martin Gropius: Villa Bleichröder, Berlin-Charlottenburg, 1863-1866



Quelle: Eva Börsch-Supana: Berliner Baukunst nach Schinkel 1840-1870, München 1977, Nr. 205.

Abbildung 3: Andrea Palladio: Villa Pisani ora Placco, Montagnana, Baubeginn um 1552



Quelle: Archiv des Autors.

ge in der Villa waren nicht nur Teil des gesellschaftlichen, sondern auch und insbesondere des geschäftlichen Lebens. Hier verschränkten sich – mit Bourdieu gesprochen – ökonomisches und soziales Kapital auf dem Feld der Macht. Aus dieser Perspektive erscheint die Adaption der Formensprache der Renaissance als sinnfälliger Ausdruck einer gebildeten Kultur, als *kulturelles Kapital*.

2.2 Herrschaftszeichen im Mietwohnungsbau

Das Wohnen in Großstädten ist in erster Linie ein Wohnen zur Miete. Das gewöhnliche Mietshaus ist dabei mehrstöckig und wird von mehreren Parteien bewohnt. Demgegenüber ist die Zahl der Einfamilienhäuser signifikant gering: Um 1900 lag ihre Anzahl in den Großstädten deutlich unter fünf Prozent der Wohngebäude.¹⁰ Der Anteil der Villen, die ebenfalls unter die Kategorie der Einfamilienhäuser fallen, war statistisch gesehen geradezu marginal. Als Leitbild war die Villa allerdings von herausragender Bedeutung. Dort, wo man Mietshäuser mit Repräsentationsqualitäten versehen wollte, griff man gerne auf die symbolischen Formen der Villen-Architektur zurück. In jenen Vierteln, die zu beliebten Quartieren eines kapitalkräftigen, gehobenen Mittelstandes wurden, fand man somit einen reichen Zitatenschatz aus Versatzstücken der für besonders repräsentativ gehaltenen Architektur der Renaissance, mit dem auch hier ›guter Geschmack‹ und gehobener Wohnstil zum Ausdruck gebracht werden sollte. Stellvertretend für diese Form der Mietshäuser, die sich in allen großen Städten finden, sollen zwei Beispiele aus Berlin angeführt werden.

Als sich zu Beginn der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts in Berlin die Konturen eines attraktiven Zentrums (zwischen Stadtschloss im Osten und Pariser Platz oder Potsdamer Platz im Westen) abzeichneten, erfuhr das westlich des Potsdamer Platzes gelegene Matthäikirchviertel geradezu einen Bauboom. Investoren erhofften sich durch die ›beste Lage‹ zwischen der sich herausbildenden City und den Parkanlagen des Tiergartens gute Gewinne beim Bau von hochpreislichen Mietwohnungen. Seit 1846 begann eine rege Bautätigkeit, in deren Folge die noch vorhandenen Baulücken ge-

10 | So waren etwa im Berliner Stadtgebiet zu Anfang der 1860er Jahre lediglich ein Prozent der Wohnhäuser Einfamilienhäuser. Im zunehmenden Wachstum der Stadt sank ihr Anteil bis 1890 auf 0,5 Prozent, wobei gerade im Zeitraum zwischen 1860 und 1890 eine verstärkte Villenbautätigkeit zu verzeichnen war. In Frankfurt am Main lag der Anteil der Einfamilienhäuser 1890 bei etwa drei Prozent; dieselbe Quote erreichte Hamburg 1910. Vgl. dazu Clemens Wischermann: ›Wohnung und Wohnquartier. Zur innerstädtischen Differenzierung der Wohnbedingungen in deutschen Großstädten des 19. Jahrhunderts‹, in: Heinz Heineberg (Hg.), Innerstädtische Differenzierungen und Prozesse im 19. und 20. Jahrhundert, Köln, Wien 1987, S. 57-84, hier S. 59f.

füllt und damit geschlossene Fassadenfronten hergestellt wurden. Im Jahre 1853 erhielt der Architekt Friedrich Hitzig den Auftrag, an der Bellevuestraße ein Doppelhaus zu bauen, das, wie es im Bauauftrag hieß, »rentabel, aber herrschaftlich sein sollte«.¹¹

Abbildung 4: Friedrich Hitzig: Doppelhaus, Berlin, Bellevuestraße 12/12a, 1853



Quelle: Eva Börsch-Supan: *Berliner Baukunst nach Schinkel 1840-1870*, München 1977, Nr. 61.

11 | *Atlas deutscher Bürgerhäuser 1846-1902*, Düsseldorf 1986, Bl. 13-16, Text-Seite 7f.

Hitzig entwarf das Wohnhaus in der Form zweier identischer dreigeschossiger Baukörper, die er mit einer Galerie verband. Diese war über einer zweibogigen Durchfahrt errichtet, in der die Eingänge lagen. Die beiden Flügel mit ihren großzügig geschnittenen Wohnungen zeigten zur Straße einen klar gegliederten Fassadenaufriß, dessen Formensprache sich an den Spätklassizismus anlehnte. Die Mittelachsen der Flügel wurden mit Altanen akzentuiert, die quasi in den Straßenraum ausgriffen. Der zwischen die Flügel eingestellte Galerietrakt war ein wenig zurückgesetzt und auch etwas niedriger als diese, sodass sich ein rhythmisches Fassadenbild mit Vor- und Rücksprüngen ergab. Augenfällige Krönung des Mitteltrakts waren die vier Karyatiden, die den Dacharchitrav der Galerie stützten und das Gebäude mit der Anmutungsqualität antiker Baukunst versahen – ein Element, das sich, wie erwähnt, ausgesprochener Beliebtheit erfreute. Die von Hitzig geschickt verquickten Elemente des Klassizismus und der Renaissance schufen ein repräsentatives Erscheinungsbild, das dem Selbstdarstellungsbedürfnis der kapitalkräftigen Mieterschichten entsprach. Die in der Bauaufgabe geforderte »Rentabilität und Herrschaftlichkeit« wurde so zur Zufriedenheit erfüllt. Wenngleich die Erstellungskosten für ein solches Wohnhaus nicht unerheblich waren, so erreichte der Hauseigentümer die Rentabilität durch die hohen Mieten, die manche Leute für die herrschaftlich erscheinenden Wohnungen in gehobener Wohnlage zu zahlen bereit waren.

Mit dem Entwurf für das Wohnhaus Voßstraße 19, also gar nicht weit von der Bellevuestraße entfernt, knüpfte Friedrich Hitzig 1870 direkt an die Formensprache der Renaissance an.

Mit dieser Anmutungsqualität bot der Architekt den hier wohnenden Familien die Möglichkeit, sich als in unübersehbarer Tradition der mächtigen italienischen Familien des Quattrocento und des Cinquecento stehend zu präsentieren. Das Ideal eines kunstsinnigen Bildungsbürgertums, das die Renaissance als die Wiege der Kultur überhaupt betrachtete, erfuhr in dieser Architektur seine symbolische Materialisation. Die symbolische Form unterstrich das Selbstverständnis der sich als Kulturträger verstehenden bürgerlichen Schichten und wies die so gestalteten Wohngebiete als »gehobene« Viertel des »guten« Geschmacks aus, in denen sich die »bessere« Gesellschaft distinguierend selbst bestätigte und augenfällig von den anderen Schichten abhob.

Die Neorenaissance als der symbolische Ausdruck eines elaborierten Kulturverständnisses hatte sich in den 70er Jahren in Berlin etabliert. Als Leitbild konnte sie ihre Vorreiterrolle bis in die 80er Jahre hinein aufrechterhalten. Mit einer großen Variationsbreite, doch signifikant eindeutig, war die Neorenaissance zum bevorzugten Stil jenes Bürgertums geworden, das sein Selbstverständnis in Anknüpfung an die Epoche der italienischen Renaissance formulierte, die in diesen Kreisen – und weit darüber hinaus – als herausragend und richtungweisend betrachtet wurde. Der Stil der Renaissance wurde hier zum Nachweis eines erlesenen Geschmacks, der sich

Abbildung 5: Friedrich Hitzig: Wohnhaus, Berlin, Voßstraße 19, 1870



Quelle: Eva Börsch-Supan: *Berliner Baukunst nach Schinkel 1840-1870*, München 1977, Nr. 580.

insbesondere über die Werte einer hohen kulturellen Bildung ausdrückte. Ein offensiv vorgetragenes, differenziertes Verständnis von Kunst, Literatur und Musik wurde zu einem zentralen Element des Selbstverständnisses einer Schicht, die als Bildungsbürgertum kulturelle Maßstäbe setzte. Dessen kulturelle Dominanz im 19. Jahrhundert ist nicht zu unterschätzen, denn seine Wertehorizonte gingen in die Lernziele der Unterrichtspläne von Schulen und Universitäten ein. Der kunst sinnige Lebensstil der bildungsbürgerlichen Schichten erfuhr in Form von Museums- und Kunstvereinsgründungen sowie Theater-, Opernhaus- und Villenbauten eine breite Präsentation im öffentlichen Leben der Städte. Mit den Villen markierte dieses Bürgertum sein soziokulturelles, exklusives Milieu, in dem der verfeinerte Lebensstil nicht nur Distinktion bedeutete, sondern auch Ziel und Ergebnis von Erziehung war – und damit Selbstbewusstsein und Identität gewährleistete. In dem Maße, wie dieses kulturelle Kapital seine Wirkung entfalten konnte, wurde das Stadtbild bürgerlich und die Stadt zum Inszenierungsort einer spezifisch bürgerlichen Kultur.

Auch wenn sich die Neorenaissance in der Architektur der zweiten

Hälfte des 19. Jahrhunderts einer großen Beliebtheit erfreute, war die Frage nach der Formulierung eines adäquaten Baustils für die moderne industriell-bürgerliche Gesellschaft weiterhin virulent. Bereits 1828 hatte Heinrich Hübsch die von ihm aufgeworfene Frage »In welchem Style sollen wir bauen?« dahin gehend beantwortet, dass eine Adaption historischer Stile und insbesondere der Stile der großen griechischen und italienischen Kulturepochen keine Lösung des Problems bieten würde.¹² Die Architekten und ihre Bauherren waren auch im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nicht zu einer befriedigenden Lösung gekommen. Was sich vordergründig als ein Stilproblem präsentierte, war auch und gerade eine Auseinandersetzung um sozio-kulturelle Signifikanz, um symbolische Formen, mithilfe derer gesellschaftliche Positionen und kulturelle Wertmaßstäbe markiert und durchgesetzt werden sollten. Aus dieser Perspektive erweist sich die Auseinandersetzung um Stilfragen als ein Politikum.¹³

2.3 Die Opposition der Neogotik

1845 veröffentlichte August Reichensperger seine Schrift *Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart*, die geradezu als Manifest der Neogotik in Deutschland bezeichnet werden kann.¹⁴ Mit einer scharfen Kritik wandte sich Reichensperger gegen eine Architektur, die sich an der Antike orientierte. Die in dieser Tradition stehenden Gebäude seien aufgrund ihrer Symmetrie und Regelmäßigkeit höchst unfunktional und würden den modernen, aktuellen Anforderungen nicht genügen. Gebäude müssten nach den Prinzipien der baulichen Notwendigkeiten der Benutzung und der sich daraus ergebenden rationalen Struktur geplant werden. Praktikabilität könne nicht durch die Anwendung von Symmetriekonzepten erreicht werden, die der antiken Architektur entlehnt seien und dem modernen Gebäude bloß übergestülpt würden, sondern sie ergebe sich aus den rationalen Gebrauchsprinzipien der jeweiligen Gebäude. Die Funktionsbestimmungen des Gebrauchs und der Zweckmäßigkeit bedingten so die Gestalt des Bauwerks: Gegenüber der Doktrin der Symmetrie war damit der Grundsatz des irregulären Grundrisses mit entsprechend unregelmäßigem Aufbau formuliert. Diese Architekturauffassung fand ihr charakterisierendes Motto im Leitsatz des »Bauens von innen nach außen« – ein Motto,

12 | Heinrich Hübsch: *In welchem Style sollen wir bauen?*, Karlsruhe 1828.

13 | Zur Architekturdebatte des 19. Jahrhunderts vgl. Klaus Döhmer: »In welchem Style sollen wir bauen?« Architekturtheorie zwischen Klassizismus und Jugendstil, München 1976; Kurt Milde: *Neorenaissance in der deutschen Architektur des 19. Jahrhunderts. Grundlagen, Wesen und Gültigkeit*, Dresden 1981. Zur politischen Bedeutung siehe insbesondere Michael J. Lewis: *The Politics of the German Gothic Revival. August Reichensperger (1808-1895)*, Cambridge MA, London 1993.

14 | Ebd.

das die Architekturdebatte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein begleiten sollte. Das Prinzip dieser Entwurfs- und Gestaltungsweise fand Reichensperger bereits in der Gotik realisiert, die er nun für die aktuellen Bauaufgaben als Universalprinzip urbar machen wollte.¹⁵ Für seine Auffassung, die Gotik nicht nur für den Sakralbau (für den sie im 19. Jahrhundert als Vorlage allgemein anerkannt war), sondern für alle Bereiche des Profanbaus einzusetzen, trat Reichensperger unermüdlich und im Laufe der Zeit geradezu dogmatisch ein. Als Spiritus Rector des Kölner Dombauvereins (gegründet 1841), als Redakteur des Kölner Domblattes (seit 1842), als Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses (1850-1863 und 1870-1886) und als Mitglied des Reichstages (1867-1884) nahm er nahezu jede Gelegenheit wahr, die Gotik als deutsch-nationalen Baustil zu propagieren – auch trotz der Tatsache, dass die kunsthistorische Forschung seit den frühen 40er Jahren nachweisen konnte, dass die Ursprünge der Gotik in Frankreich lagen und nicht in Deutschland.

1856, also elf Jahre später, veröffentlichte der Architekt Georg Gottlob Ungewitter seine *Entwürfe zu Stadt- und Landhäusern*. Diese Entwurfsammlung für Häuser im neogotischen Stil fand als Musterbuch Einzug in die Büros der Architekten, die sie gerne aufnahmen. Der Architekturhistoriker Wolfgang Bröner bezeichnet sie als »eine Vorwegnahme der nachfolgenden fünfzig Jahre«.¹⁶ Was immer sich an neogotischer – oder wie es damals hieß: *malerischer* – Architektur bis zur Jahrhundertwende entwickelte, habe hier seine Vorlage gefunden.

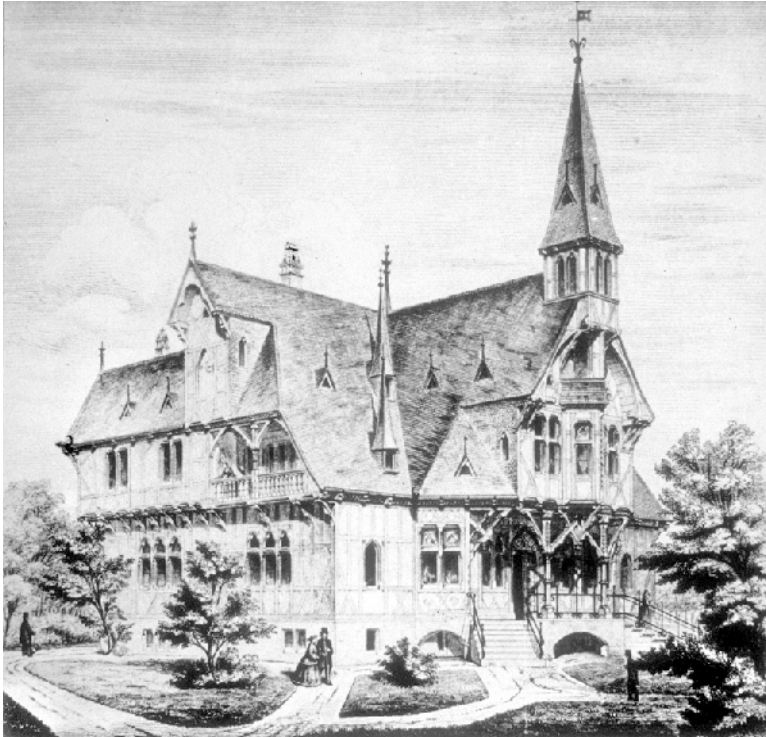
Doch Georg Gottlob Ungewitter zielte mit seiner Sammlung architektonischer Entwürfe nicht nur auf Einzelhäuser. Ihm ging es vielmehr um den Gesamtentwurf einer idealen Stadt als Summe seiner neogotischen Musterentwürfe. Die »malerische, asymmetrische Architektur«, die die Neo-

15 | Die Formulierung der Neogotik als adäquater Stil für die sich langsam durchsetzende Industriegesellschaft war nicht auf Deutschland beschränkt. Reichensperger fand in Augustus Welby Northmore Pugin einen Vorkämpfer, der sich sowohl gegen die an der Antike orientierten Stilauffassungen als auch gegen die historistisch verkleideten und als geschmacklos empfundenen industriellen Massengüter wandte. Die Auffassungen, die Pugin in seiner Schrift »The True Principles of Pointed or Christian Architecture« (1841) vertrat, finden sich bis in die Wortwahl hinein auch bei August Reichensperger wieder (vgl. M. J. Lewis: *The Politics of the German Gothic Revival*, S. 90ff., 166ff.). Pugin zählt zusammen mit seinem Schüler George Gilbert Scott in England und Eugène-Emmanuel Viollet-le-Duc in Frankreich zu den exponiertesten Vertretern der Neogotik. In diesem Zusammenhang muss auch der Engländer John Ruskin erwähnt werden, der in seinen Büchern »The Seven Lamps of Architecture« (1849), »The Stones of Venice« (1851-53) und »Lectures on Architecture and Art« (1854) die Gotik nicht nur für Sakralbauten, sondern auch für profane Geschäfts- und Verwaltungsgebäude favorisierte.

16 | W. Bröner: *Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830-1890*, S. 122.

gotiker der klassisch orientierten »monumentalen, symmetrischen« entgegengesetzten, entwirft sich als eine spielerische Ineinanderschachtelung verschiedener stereographischer Baukörper mit Türmchen, Vorsprüngen, Auskragungen, Gauben und einer aufwändigen Ausschmückung des Holz-

Abbildung 6: Georg Gottlob Ungewitter: Entwürfe für Stadt- und Landhäuser



Quelle: Georg Gottlob Ungewitter: Entwürfe zu Stadt- und Landhäusern, 1. Aufl. 1856, 2. Aufl. Glogau 1858, II, Pl. 26.

fachwerks. Ein überdimensionierter, hoch aufragender Turm ist auf den Schwebegiebel über den Eingang gesetzt und betont diesen markant. Die Realisierung der komplizierten Baukörperstruktur wird durch die technischen Möglichkeiten des Holzfachwerkbbaus gewährleistet, wobei der Werkstoff Holz zugleich als gestalterisches Bauelement hervorgehoben wird. Wie die Balken profiliert werden sollten und welche Ausgestaltung zum Beispiel für die Balkenköpfe vorgesehen war, hat Ungewitter in diversen Detailzeichnungen durchgespielt. Das Fachwerk der Wand dient nicht nur konstruktiven Zwecken, sondern die Lineatur der sichtbaren Balken gliedert die

Fassade in rhythmischen Intervallen. Ein so gestalteter Entwurf für ein Wohnhaus des 19. Jahrhunderts ist mehr als nur ein Spiel mit der Formensprache der mittelalterlichen Gotik, denn zugleich scheinen auch die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse ihres Ursprungs auf. Ungewitter bezeichnete seine Entwürfe als »funktional und rational«. Hierbei sattelte er allerdings auf einen historischen Horizont auf, dessen Gesellschafts- und Herrschaftsverhältnisse eben nicht Ausdruck von Rationalität und Aufklärung waren, sondern auf strikten ständischen Hierarchien basierten. Unter der Bezeichnung »Rationalität und Funktionalität« wurden diese hierarchischen Vorstellungen so kaschiert und in den Wertefindungsprozess der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts eingebracht. In der symbolischen Form der architektonischen Sprache erfuhren sie ihre mediale Transformierung. Die beschauliche, »malerische« Atmosphäre, die seine Entwürfe auszeichnen, stellt sich als eine Rückwärtsorientierung dar, als ein Beschwören der »guten, alten Zeit«. Vor dem Hintergrund der Modernisierungsprozesse, unter denen – wie Marx und Engels es formulierten – »[a]lle festen, eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen [...] aufgelöst (werden) [...] [a]lle Ständische und Stehende verdampft«,¹⁷ erweist sich eine derart gestaltete Villa als ein Bollwerk gegen die spürbaren Veränderungen. Mit dem deutlichen Bezug auf das Mittelalter wurde ein identitätsstiftender, national orientierter Rahmen gezimmert, der traditionsverbundene historische Stabilität ausdrücken sollte. Das »Malerische« als national verstandener Heimastil setzte Akzente – sowohl in der Signifikanz der äußeren Erscheinung wie auch in ideologischer Dimension:

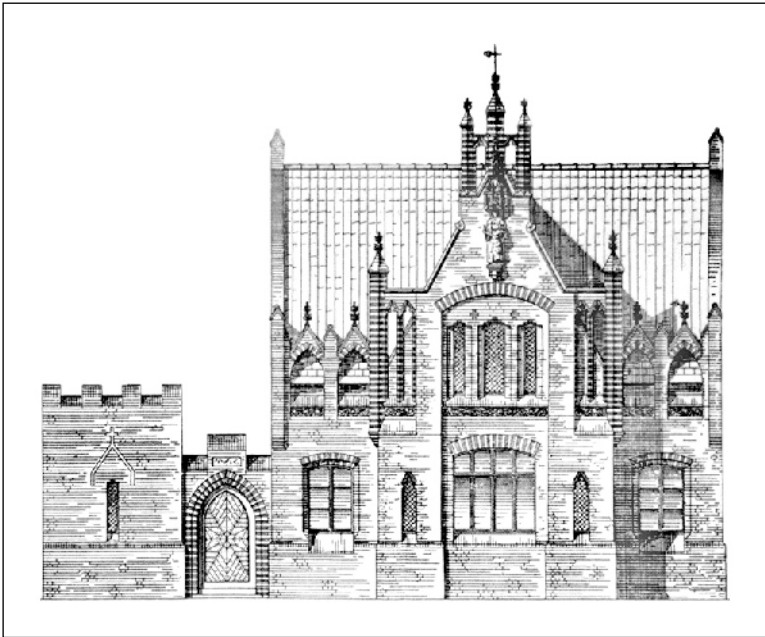
»Es ist wohl nicht mehr hinwegzuleugnen, dass die christlich-germanische Bauweise im deutschen Vaterlande mehr und mehr wieder Geltung und festeren Boden gewonnen hat. Die früher allgemeine und noch immer bestehende Abneigung gegen die Wiederbelebung derselben, wurzelt hauptsächlich ja auch nur im Kreise der Bauleute, bei deren künstlerischer Jugendbildung die Gelegenheit nicht geboten wurde, sich mit dem Geist und dem Wesen der mittelalterlichen Kunst so vertraut machen zu können, um aus der Erkenntnis ihrer tief innerlichen Schönheit sie lieb gewinnen, und sich zu eigen machen zu müssen. Der grösste Theil des deutschen Volkes dagegen begrüsst schon seit langer Zeit mit Freuden jeden wiederbelebten Keim heimathlichen Wesens, und diese im deutschen Gemüthe begründete, überall sich kundgebende freudige Hinneigung zu Allem, was dem vaterländischen Geiste verwandt ist, sichert der heimathlichen Kunste den Sieg in nicht mehr ferner Zeit.«¹⁸

17 | Karl Marx/Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei (1847/48), 40. Aufl., Berlin 1975, S. 46.

18 | Conrad Wilhelm Hase: »Vorwort«, in: Wilhelm Rösing: Zwölf Entwürfe zu einem Kirchthurme. Ein Beitrag zur Wiederbelebung des Backsteinbaues, Hannover

Dies schrieb der Hannoveraner Architekt Conrad Wilhelm Hase im Jahre 1859. Was er unter dem »Keim heimathlichen Wesens« verstand, zeigt Hases eigenes Wohnhaus, das ein Jahr später gebaut wurde.

Abbildung 7: Conrad Wilhelm Hase: Wohnhaus Hase, Hannover, 1860/61, Hauptansicht



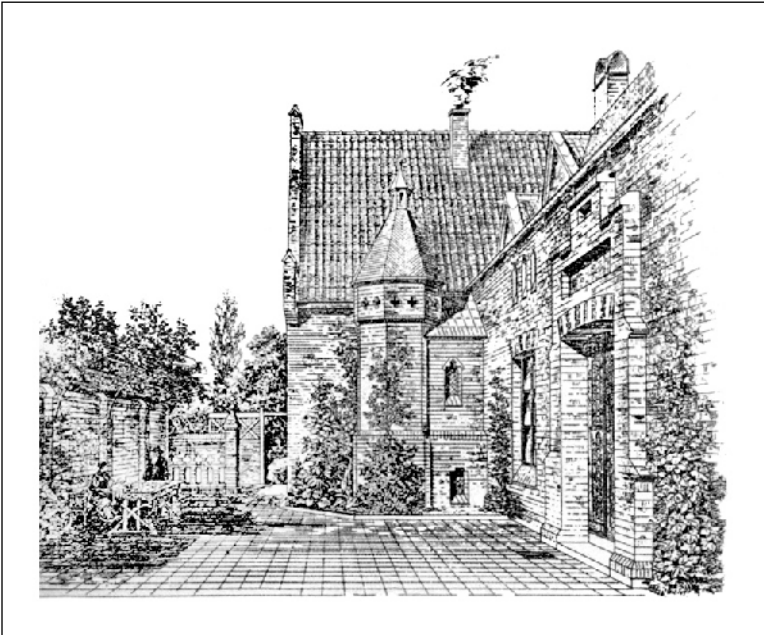
Quelle: Wolfgang Bröner: Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830-1890 unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes, Düsseldorf 1987, Nr. 316.

Der »vaterländische Geist« suchte und fand die Vorlagen für den Sieg der »heimathlichen Kunst« in der norddeutschen Backsteingotik. Das Mittelalter in der Prägung der norddeutschen Hanse-Tradition wurde wieder belebt und romantisch verklärt. Das »deutsche Gemüthe« präsentierte sich in Form einer modifizierten Burganlage. Traditionsbewusst und wehrhaft, so ließ der Architekt und Bauherr sein Haus erscheinen. Der Eingang, der links vom Haus in einen Innenhof führte, war in eine mächtige, zinnenbekrönte Wehrmauer eingelassen und erinnert unzweideutig an ein Burgtor, das den inneren Hoheitsbereich vor der vermeintlich feindlichen Außen-

1859 (o.S.), zit. n. Harold Hammer-Schenk (Hg.), Kunsttheorie und Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Texte und Dokumente, Band 2: Architektur, Stuttgart 1985, S. 60f.

welt sichert. Wird Einlass gewährt, so öffnet sich ein Innenhof, der als Inbegriff verklärter Burgenromantik erscheint: Hier ist die Idylle – im wahren Sinne des Wortes – gesichert. Geschützt wird sie durch einen wuchtigen Turm, der zugleich den rechts liegenden Hauseingang und den hinten liegenden Durchgang zu einem Wirtschaftshof bewacht.

Abbildung 8: Conrad Wilhelm Hase: Wohnhaus Hase, Hannover, 1860/61, Hofansicht



Quelle: Wolfgang Brönner: Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830-1890 unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes, Düsseldorf 1987, Nr. 317.

Der Innenhof entwirft sich als Idylle einer romantischen Verklärung, wie sie für das Wiederaufleben eines nachaufklärerischen Kulturideals als signifikant angesehen werden kann. Dieses wurde gegenüber der Rationalität der modernen Aufklärung ins Feld geführt und setzte auf Gefühls- und Stimmungsmomente, mit denen eine vordergründig traditionsorientierte und alten Werten verhaftete Lebensauffassung ihre Selbstbestimmung erhielt. Durch den Rückbezug auf die norddeutsche Backsteingotik wurde nicht nur eine als deutsch verstandene Traditionslinie verfolgt, sondern es ging auch um eine ständische Selbstdarstellung als patrizischer Stadtbürger und die damit verbundenen Werte horizonte und Ordnungsprinzipien. Symbolisch findet dies seinen Ausdruck in einer mit Zinnen und Wehr-

mauer, Vorhof und Turm artikulierten, zielgerichteten Wehrhaftigkeit, die sich eindeutig gegen die Öffentlichkeit der Stadt und somit gegen die Moderne der entstehenden Industriegesellschaft richtete. Der Schutz von Eigentum, Privatsphäre, Familie und Eigeninteresse gegenüber vermeintlichen Anfeindungen von »außen« zeigt sich in den Entwicklungsprozessen der Städte als ein prinzipielles Element: In den heutigen *gated communities*, den mit hohen Mauern, Zäunen und Wachpersonal gesicherten Wohnbezirken eines sich bedroht fühlenden gehobenen Mittelstandes findet dies seine Fortsetzung.

Der Stil der Renaissance und der so genannte »malerische« Stil der Neogotik markieren die beiden Pole, zwischen denen das Erscheinungsbild der bürgerlichen Villa des 19. Jahrhunderts gestaltet wurde. Gegen Ende der 60er Jahre waren die hauptsächlichen Grunddispositionen für diesen Wohnhaustyp entwickelt, bis dann in der Zeit um die Jahrhundertwende ein neues Kapitel in der Baugeschichte der Villa aufgeschlagen wurde.

2.4 Wege aus dem Historismus: Reformen – Jugendstil – radikale Kritik

Die beliebte Orientierung der Architektur an historischen Stilen erfuhr gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine deutliche Kritik. Erneut wurde die Frage gestellt, wie ein Baustil gestaltet sein sollte, der den Bedürfnissen der modernen Gesellschaft entspreche. Verschiedene Architekten forderten ein grundsätzliches Umdenken – so auch Hermann Muthesius, der sich in verschiedenen Publikationen und Vorträgen vehement gegen die »Stilarchitektur« aussprach. Muthesius' Einfluss auf die Wohnhausarchitektur war gewaltig. Sein dreibändiges Werk *Das englische Haus* (1904/05) – auch von englischer Seite als die umfassendste und genaueste Arbeit über dieses Sujet gelobt – fand bei deutschen Architekten große Resonanz. Mit seinen Entwürfen und Bauten sowie als Mitbegründer des *Deutschen Werkbundes* (1907), der die Grundlagen für Gestaltung und Architektur unter den Prämissen der industriellen Massengüterindustrie neu formulierte, hatte er einen gewichtigen Anteil an der Entwicklung der Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

1901 veröffentlichte Hermann Muthesius seine Kampfschrift *Stilarchitektur und Baukunst*, der dann 1907 sein Buch *Landhaus und Garten* folgte. Seine Kritik richtete sich nicht nur gegen das geradezu willkürliche Zitieren aus dem historisch überkommenen Fundus, sondern auch gegen die Überlast der Ornamentik, die insbesondere die »malerischen« Villen schmückte:

»Wenn man heute unsere Vororte durchstreift, so findet man Häuser, an denen der ganze Motivenschatz der Vorbilderliteratur angebracht ist. Giebelchen, Erkerchen, Türmchen drängen und schieben sich förmlich. Man sieht keine Wand, die nicht durch Risalite, Vorbauten und zurückspringende Teile unterbrochen wäre, und kei-

nen Quadratzentimeter Fläche, der nicht irgendein Dekorationsmotiv aufwies. In dem Streben nach Wechsel sind am selben Bau alle Materialien herangeholt und verwendet, die der Baumarkt bietet, und im allgemeinen hat man den Eindruck einer großen Narretei. Es herrschen die Ideale des Maskenballs.«¹⁹

Gegenüber der »Narretei« eines »Maskenballs«, bei dem die Häuser gewissermaßen verkleidet waren, setzte er auf »Schlichtheit und Sachlichkeit«. Diese Forderung zielte auch auf eine entsprechende Änderung der Lebensweise. In der Gedrängtheit, Überladenheit und Hektik der Stadt sah er eine der Hauptursachen für die in seinen Augen entfremdete und entfremdende Architektur. Als Alternative zur städtischen Lebensweise entwarf er ein Konzept eines Lebens auf dem Lande, das dem Menschen wieder das Gefühl geben sollte, mit seiner Umgebung in Einklang zu sein. Das Wohnen und Leben in ländlicher Umgebung sah er als Möglichkeit, eine persönliche Kultur zu entwickeln, was die moderne Stadt nach seinem Dafürhalten kaum oder überhaupt nicht gewährleisten konnte. Für ihn war das Wohnen in der Stadt schlicht eine »Summe von Unkultur«.²⁰

»Zur persönlichen Kultur gehört [...] auch die anständige äußere Gestaltung unseres Lebens. Wenn wir nun heute auch eine gewisse äußere Kultur in unserer Kleidung erlangt haben, so steht unsere heutige Stadtwohnung in desto größerem Widerspruch dazu. Ihr Inhalt birgt eine Summe von Unkultur, wie sie in den Wohnverhältnissen der Menschheit noch nicht dagewesen ist. Überall ist der billigste Surrogatschwindel mit Behagen entfaltet, und es herrscht allein das Bestreben, dem Urteilslosen durch Prunk der Ausstattung zu imponieren. [...] Es ist der nächste Schritt zur Verbesserung unserer Lebensauffassung und äußeren Kultur, wenn die städtische Etage zugunsten des ländlichen Hauses bis zu dem heute zulässigen Grade aufgegeben wird.«²¹

Die (groß-)bürgerlichen Wohnhäuser in den verschiedenen historistischen Stilformen, mit Pomp und Prunk ausgestattet, hielt er für anachronistisch. Für ihn war das Prinzip der Gesellschaft und der Kultur, in der er lebte, bürgerlich, also auf »Einfachheit und Sachlichkeit« bezogen. Der herrschenden Architektur warf er vor, diesem Prinzip nicht zu entsprechen,

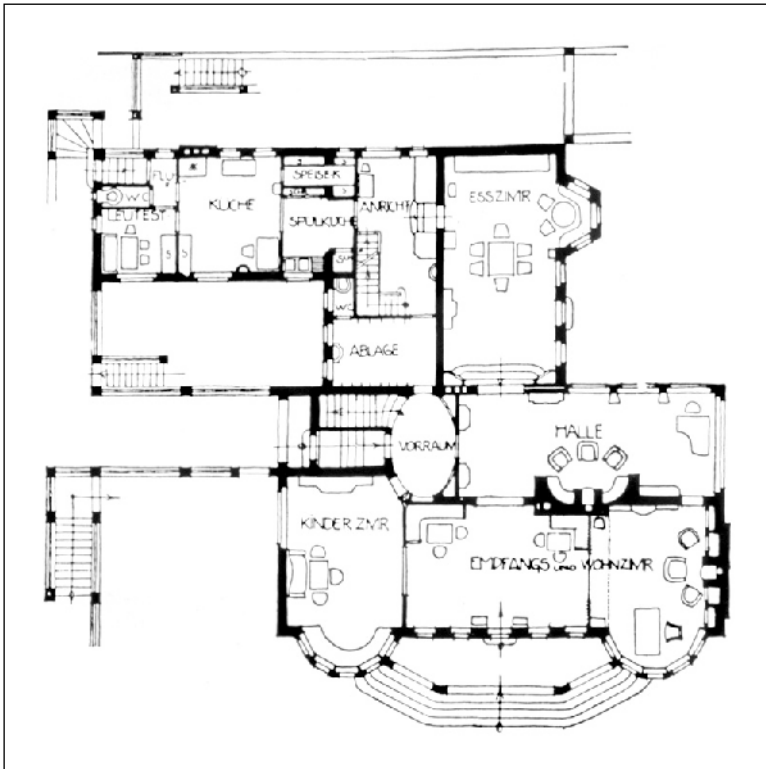
19 | Hermann Muthesius: *Landhaus und Garten*, München 1907, S. XI f.

20 | Zur Großstadtkritik vgl. Andrew Lees: »Debates about the Big City in Germany, 1890-1914«, in: *Societas. Review of Social History* 5 (1975), S. 31-47; ders.: »Critics of Urban Society in Germany, 1845-1914«, in: *Journal of the History of Ideas* 40 (1979), S. 61-83. Den Hinweis verdanke ich den Herausgebern des vorliegenden Bandes.

21 | H. Muthesius: *Landhaus und Garten*, hier zit. n. Julius Posener, Berlin auf dem Weg zu einer neuen Architektur. *Das Zeitalter Wilhelms II.*, München, New York 1995 [1979], S. 153.

und so forderte er Raumentwürfe und Zimmergestaltungen, »deren Wesen und Ziel die Sachlichkeit« sein sollte.²² Das Familienhaus sollte sachlich und funktional, mit anderen Worten: schlicht »bürgerlich« sein. Muthesius sah das Wohnhaus als Signum einer neuen bürgerlichen Kultur, als Dreh- und Angelpunkt eines neuen Lebensgefühls und Lebensstils.

Abbildung 9: Hermann Muthesius: Haus Cramer, Berlin-Dahlem, 1911/12, Grundriss



Quelle: Hermann Muthesius, 1861-1927, Berlin 1978, S. 90.

Das von ihm entworfene Haus Cramer, das 1911/12 in Berlin-Dahlem erstellt wurde, markiert den Schritt vom Historismus zur grundsätzlichen Funktionalität der klassischen Moderne recht anschaulich. Ein erster Blick auf den Grundriss zeigt ein etwas verschachtelt wirkendes Raumgefüge.

22 | Hermann Muthesius: Stilarchitektur und Baukunst, Mülheim an der Ruhr 1901 (erweit. Aufl. 1939), hier zit. n. J. Posener, Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur, S. 134f.

Auf den zweiten Blick wird dies allerdings relativiert, und man sieht eine geschickte Raumerschließungsfolge auf sich durchstoßenden Achsenführungen. Der Besucher wird durch einen alleeatigen Zugang auf das Haus zugeführt (im Plan von links kommend) und findet sich, wenn er das Haus betreten hat, in einem ovalen Vorraum. Dieser fungiert als ein retardierendes Moment: Die Rundführung der Wände schafft ein Abbremsen der Bewegung des Eintretens, der Gast wird empfangen und von dort aus in die Halle geleitet. Muthesius hat mit Bedacht ein Oval für den Vorraum gewählt; damit hält er ihn quasi in der Schwebelage zwischen Ruhe und Bewegung. Von dem Vorraum aus gelangt der Besucher in die Halle – und von hier kann sich dann die weitere Form des gesellschaftlichen Empfangs entfalten, denn die Eingangsachse stößt im rechten Winkel auf die Hauptachse, die die repräsentativen Räume der Villa verbindet. Auf ihr liegen das Empfangs- und Wohnzimmer mit Terrasse und Zugang zum großzügigen Garten, die Halle selbst und das Esszimmer.

Muthesius hat damit für die Besuchssituation eine herausragende Raumordnung geschaffen. Hat man über den ovalen Vorraum die Halle betreten, so laden Flügel und Kamin die Gäste zu einem ersten Verweilen ein. Von hier aus erschließen Sichtachsen das weitere Haus: zum eigentlichen Empfangsraum mit Blick auf Terrasse und Garten und – in die andere Richtung – zum etwas tiefer gelegenen Esszimmer. Im hinteren Teil des Esszimmers kreuzt eine zweite Querachse die Hauptflucht. Nach vorne zur Straße sind hier die Wirtschaftsräume und der Raum für das Personal (mit eigenem Eingang) positioniert. Nach hinten, zum attraktiven Gartenblick, findet diese Achse ihren Endpunkt in einem Erker. Die Raumordnung des Hauses hat ihre Entsprechung in der Außenfassade, die mit großen geschweiften Giebeln und wuchtigen, zweigeschossigen Erkern die Achsen betont. Mit einer spannungsvollen Zuordnung der verschiedenen Räume zueinander, die er mit unterschiedlichen Sichtachsen und Bewegungsführungen erschließt, hat Muthesius eine aufeinander abgestimmte Folge der Räume entworfen, die der Besucher als ein sich steigerndes und mit retardierenden Momenten unterfanges Raumerlebnis wahrnehmen soll.

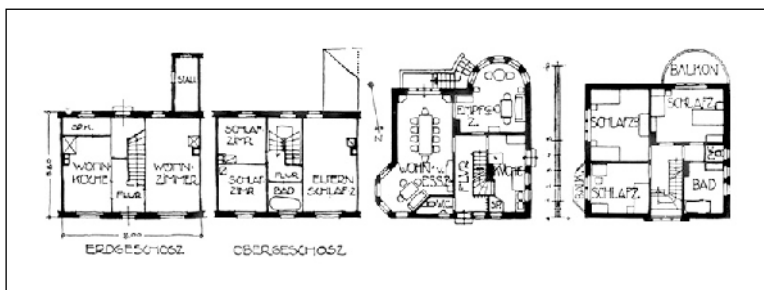
Wie weit reichend und geradezu pädagogisch Muthesius sein Konzept einer »allgemeinen Verbesserung der Lebensauffassung« durch eine bürgerliche Landhaus-Wohnkultur verstand, wird an seinen Entwürfen für Arbeiterhäuser der Gartenstadt Hellerau bei Dresden deutlich. Das Projekt einer Garten-Wohnkolonie für die Arbeiter der Dresdner Werkstätten wurde von deren Gründer Karl Schmidt in die Wege geleitet und in den Jahren zwischen 1907 und 1913 realisiert. Karl Schmidt rief eine »Bau- und Kunstkommission« für die Gartenstadt ins Leben, zu der neben dem Designer und Architekten Richard Riemerschmid, der den Generalbebauungsplan erstellte, auch so bekannte und angesehene Architekten wie Theodor Fischer, Heinrich Tessenow, Fritz Schumacher und eben auch Hermann Muthesius gehörten. Sie sollten eine Gesamtkonzeption von Produktion und

Wohnen entwickeln, bei der das Ideal einer harmonischen Gesellschaft zum Tragen kommen sollte:

»Das Gemeinwesen unserer ›Gartenstadt Hellerau‹ bildet eine Dreieinigkeit und soll enthalten: 1. Die Werkstättenanlage als Ort der edlen Erzeugung. 2. Die Wohnhäuser der Arbeiter als Ort des gesitteten Wohnens auf künstlerisch sozialer Grundlage. 3. Die Wohnhäuser unserer Gartenstadtfreunde als Ort der veredelten bürgerlichen Wohnungskultur. Das Gemeinwesen der Gartenstadt Hellerau vereint sonach einen Hochstand in gewerblicher, geistiger und künstlerischer Hinsicht.«²³

Nicht nur die Arbeit sollte veredelt werden, sondern auch der Arbeiter – und für die bürgerlich-liberalen Reformer stand außer Frage, dass es die von ihnen vertretene bürgerliche Kultur war, die als Leitbild hierfür fungieren sollte. Der »veredelten bürgerlichen Wohnungskultur«, wie sie in den großen Villen und Landhäusern zur Ausprägung gelangt war, kam hierbei eine tragende Rolle zu.

Abbildung 10: Hermann Muthesius: Grundrisse frei stehender Arbeiterhäuser, Gartenstadt Hellerau, 1907



Quelle: Julius Posener: Berlin auf dem Weg zu einer neuen Architektur. Das Zeitalter Wilhelms II., München, New York 1995 (1979), S. 141.

Auch für den Arbeiterhaushalt war ein Empfangszimmer vorgesehen. Der Grundriss zeigt, wie geschickt Muthesius mit der äußerst begrenzten Grundfläche umgegangen ist, um die Räume einander zuzuordnen. Das Empfangszimmer mit Erker ist der gesellschaftliche Dreh- und Angelraum, von dem man ins Wohn- und Esszimmer gelangt, wobei der Wohnbereich hier deutlich zugunsten des Essbereiches zurückgenommen ist. Die Küche befindet sich auf der anderen Seite des Flurs, wodurch die bürgerliche

23 | Joseph August Lux: Die Gartenstadt Hellerau, Werbeschrift (ca. 1908), zit. n. Winfried Nerdinger (Hg.), Richard Riemerschmid. Vom Jugendstil zum Werkbund. Werke und Dokumente [Ausstellungskatalog], München 1982, S. 400/402.

Marginalisierung der Hauswirtschaftsarbeit auch für das Arbeiterhaus übernommen wird.

Die Veredelung der Wohnkultur war allerdings strikt sozial gegliedert; die soziale Hierarchie drückte sich in Lage und Ausstattung der Häuser und somit in der jeweiligen Miete signifikant aus. Riemerschmid erklärte,

»daß die Wohnung eines bessergestellten Arbeiters sich irgendwie von den andern auszeichnet, etwa durch einen Erkersitz, der dann etwas zu sagen hat: mein Besitzer hat's um ein paar Schritte weiter gebracht, die Frau geht natürlich nicht in die Fabrik, kann ein freundliches liches Plätzl brauchen zum Nähen und Flicken, sie kann's am Sonntag auch einmal dem Mann abtreten, der an so einem Platz mit gesteigerter Behaglichkeit sich einer Liebhaberei hingibt oder ein Buch vornimmt.«²⁴

Die »Verbesserung der Lebensauffassung« (Muthesius) zeigt sich als eine eindeutige Kolonialisierung, bei der Entwürfe eines bürgerlichen Lebensstils auch für die unteren sozialen Schichten als Leitbild gelten sollten.

Die Vertreter der Lebensreformideen suchten unter dem Motto »Schlichtheit und Sachlichkeit« einen Weg aus der Überladenheit mit historisierendem Zierrat und Ornament. 1906 stellten die *Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst* auf der 3. *Deutschen Kunstgewerbeausstellung* in Dresden verschiedene Möbelprogramme vor, die unter der maßgeblichen Entwurfsleitung von Richard Riemerschmid als Komplett-einrichtungen konzipiert waren. Die seriell gefertigten »Maschinenmöbel« hoben sich durch eine betonte Nüchternheit deutlich von dem historistischen Gepränge ab, das damals allgemein die Inneneinrichtungen prägte. Die Standardausführung, mit der die Werkstätten die unteren Einkommensschichten ansprechen wollten, umfasste Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche. In der erweiterten Version, der »Wohnung für den Mittelstand«, wurden zudem die Einrichtungen für Speisezimmer, Herrenzimmer, Empfangszimmer und Diele angeboten. 1908 entwarf Bruno Paul für die Vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk in München seine »Aufbaumöbel«. 1912 stellte die Zeitschrift *Die Bauwelt* einige Möbel von Peter Behrens als »Arbeiter-Typenmöbel« vor. Mit den seriell gefertigten »Reformmöbeln« wurden in Deutschland die ersten Konzepte einer Wohnraumgestaltung präsentiert, die durch eine betonte »Sachlichkeit« Ausdruck einer neuen Lebensauffassung sein sollte.

Währenddessen setzte sich effektiv eine dem diametral entgegengesetzte Stilrichtung in Szene. Sie bezeichnete sich selbst als »jung«, »neu« und »modern« und wurde im Deutschen »Jugendstil«, im Französischen *L'art Nouveau* und im Englischen *Modern Style* oder *Style Liberty* genannt.

24 | Richard Riemerschmid: »Das Arbeiterwohnhaus, Innenausbau und Einrichtung«, in: Hohe Warte 3 (1907), S.137f., hier S. 140, zit. n. W. Nerdinger (Hg.), Richard Riemerschmid, S. 405.

Die ganze Lebenswelt wurde gewissermaßen als Gesamtkunstwerk entworfen: Gürtelschnallen und Gartenkleider, die Inneneinrichtung und die Architektur von Häusern, Haltestellen (etwa der Metro in Paris oder der Stadtbahn in Wien), Firmengebäuden und Kirchen (zum Beispiel Otto Wagners »Kirche am Steinhof«, also St. Leopold in Wien) – alles wurde in der charakteristischen, floral-mystischen Lineatur dieses Stils und mit besonderer Betonung der aufwändigen Materialien gestaltet. Mit dem Attribut des Geschmackvollen war er Nachweis eines gehobenen Lebensstils. Das betont Künstlerische adelte den Gebrauchswert durch den hervorgehobenen Kunstwert. Mit einem hohen künstlerisch-handwerklichen Anteil suchte er augenfällig seine Superiorität gegenüber einer als seelenlos erachteten maschinellen Produktion zu behaupten.

Die Entfremdung der maschinellen Produktion und die »transzendente Obdachlosigkeit« (Georg Lukács) der industriellen Gesellschaft mit einer ausgefeilten Kunstform aufzufangen, kann als »Rettungsversuch aus den Modernisierungskrisen« bezeichnet werden, als Rettungsversuch von Kunst und Handwerk gegenüber einer sich mehr und mehr durchsetzenden Maschinenwelt.²⁵ Die als fundamentale Krise empfundene Schiefelage des *Fin de siècle* zwischen der industriellen Produktionsweise, der dominanten, legitimierten Kultur und den persönlichen Identitätsfindungsprozessen sollte mit einem als jugendlich und neu apostrophierten Lebensstil wieder in ein harmonisches Gleichgewicht gebracht werden. Für Walter Benjamin stellte der Jugendstil – wie es in seinem *Passagenwerk* heißt – »den letzten Ausfallversuch der in ihrem elfenbeinernen Turm von der Technik belagerten Kunst dar«.²⁶ Es war ein relativ kurzes Aufbäumen, das von etwa 1892 (Victor Hortas »Haus Tassel« in Brüssel) bis 1912/14 dauerte – dann hatte sich dieser Stil überlebt. Dass eine *Villa im Jugendstil* auf dem Immobilienmarkt geradezu exorbitante Preise erzielt, zeigt jedoch, dass die ornamentierten Formen, die der Jugendstil als Symbol eines elaboriert ästhetischen Lebensstils hervorgebracht hatte, auch weiterhin als Ausdruck eines distinguierenden Geschmacks mit persönlicher Note geschätzt werden.

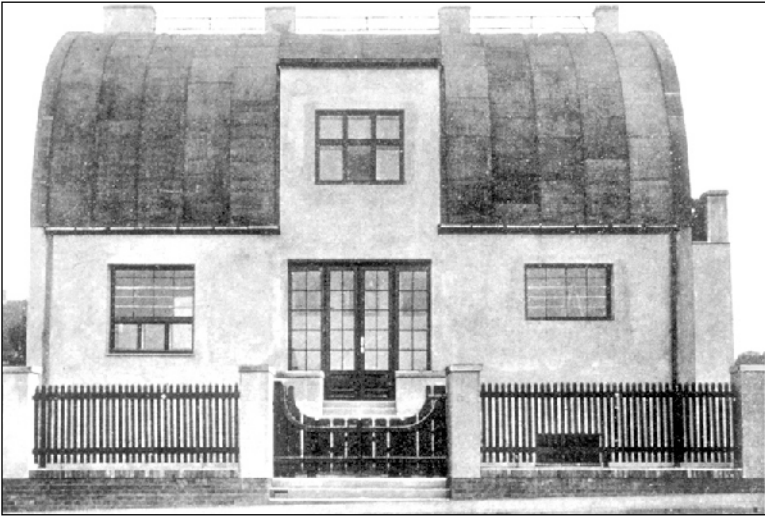
Im Jahre 1898 erschien in der Wiener Zeitschrift *Ver Sacrum* der Artikel *Die Potemkinsche Stadt*. Mit vehementen Worten wandte sich sein Autor, Adolf Loos, gegen die Neo-Stile mit ihren Fassaden-Attrappen und gegen die daraus entstandene Ornamentierung des Stadtbildes. Die strikte Ablehnung des Ornaments und die Propagierung einer urbanen sachlichen Alltagskultur stellt Adolf Loos an den Anfang einer rein funktionalen und rationalen Architektur, die in den 20er Jahren als »Internationaler Stil« ein grundlegend neues Architekturbild zeichnen sollte. 1908 schrieb Loos sei-

25 | Vgl. hierzu A. Rooch: Zwischen Museum und Warenhaus, S. 166-204.

26 | Walter Benjamin: »Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts«, in: ders., Gesammelte Schriften Band 5.1 (Das Passagenwerk), Frankfurt am Main 1982, S. 52f.

nen Aufsehen erregenden Essay *Ornament und Verbrechen*, und zwei Jahre später führte er mit dem Haus Steiner in Wien vor, wie man modern bauen sollte.

Abbildung 11: Adolf Loos: Haus Steiner, Wien, 1910, Vorderansicht



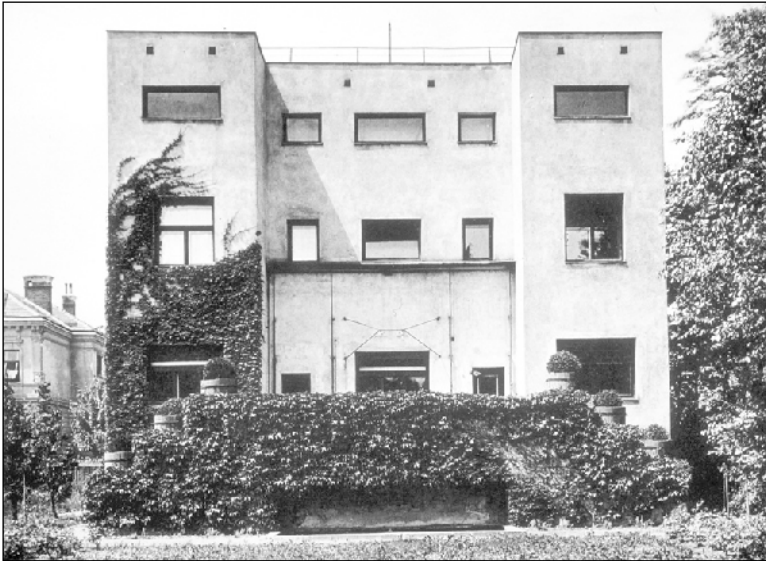
Quelle: Peter Gössel/Gabriele Leuthäuser: *Architektur des 20. Jahrhunderts*, Köln 1990, S. 87.

Das Haus war ein Schock, denn es war nicht nur karg, sondern in seiner Kargheit provozierend: kein Ornament, keine Säule, keine Applikationen, noch nicht einmal Simse, sondern glatte, nackte Wände, die Fensteröffnungen schlicht eingesägt – und das in Wien, wo das Ornament ein mehr als gewohnter Anblick war, und zwar nicht nur in der historistisch überladenen Ringstraße. Solche historistischen Fassaden mit ihrem Schmuckwerk bezeichnete Loos als »Potemkinsche Städte«, deren Bild nicht den Erfordernissen der modernen Kultur entspreche. Sie seien Überbleibsel rückständiger Kulturen – mit anderen Worten: eine »Degenerationserscheinung«. So forderte er einen radikalen Verzicht auf jegliches Ornament: »Evolution der Kultur ist gleichbedeutend mit dem Entfernen des Ornaments aus dem Gebrauchsgegenstande.«²⁷

Seine Architektur war eine radikale Kritik an der *Baukunst* des 19. Jahrhunderts. Die Architektur war für ihn der Vernunft der Nützlichkeit untergeordnet; Kunst und Architektur schlossen somit einander aus: »Nur ein

27 | Adolf Loos: »Ornament und Verbrechen (1908)«, in: ders., *Trotzdem*. 1900-1913, Wien 1982, S. 78-88, hier S. 79.

Abbildung 12: Adolf Loos: Haus Steiner, Wien, 1910, Gartenseite



Quelle: Peter Gössel/Gabriele Leuthäuser: Architektur des 20. Jahrhunderts, Köln 1990, S. 87.

kleiner teil der architektur gehört der kunst an: das grabmal und das denkmal. Alles andere, was einem zweck dient, ist aus dem reiche der kunst auszuschließen.«²⁸ Die Architektur sollte nicht mehr zwischen der als unwirtlich erfahrenen Welt der industrialisierten Gesellschaft und einer als Enklave verstandenen Privatsphäre des Wohnens vermitteln. Die loossche Architektur artikuliert genau diese Differenz.

In der damals ungewöhnlichen und krassen Form erscheint das Steiner-Haus wie ein Manifest gegen die gängige architektonische Symbolsprache. Loos lehnte damit nicht nur die Konventionen dieser Sprache ab, sondern mit der bewussten Verletzung jener Konventionen attackierte er ihre Funktion: keine Kaschierungen, keine Masken – und somit keine Herrschaft vermittelt durch Vorspiegelung von Ordnungen, die sich unter den Differenzierungsprozessen der Moderne schon längst als unzeitgemäße und wackelige Hüllen erwiesen hatten. Loos nutzte das symbolische Potential der Architektur zu einer Fundamentalkritik an den bürgerlichen, ästhetisch vermittelten Ordnungsvorstellungen. Diese Architektur reklamierte Differenzierung und Eigenständigkeit gegenüber einer verallgemeinernden Gleichschaltung durch Verhübschung, Ornamentierung und Gediegenheit.

28 | Adolf Loos: »Architektur (1909)«, in: ders., Trotzdem, S. 90-104, hier S. 101.

3. Die Villa: Signifikant eines distinktiven bürgerlichen Lebensstils

Im Zuge der Urbanisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts, die das Bild der vorindustriellen Stadt grundlegend umformten und umstrukturierten, kam der symbolischen Form der Architektur eine herausragende Funktion zu. Der Architekt Heinrich Hübsch hatte 1828 das zentrale architektonische Problem zur Debatte gestellt, welche Form für die sich abzeichnende moderne bürgerliche Gesellschaft adäquat sei. Der Findungsprozess bis zur Entwicklung der *Klassischen Moderne*, die heute als Inbegriff der Industriegesellschaft gilt, sollte dann noch fast 100 Jahre dauern. Die Suche nach dem baulichen Ausdruck einer bürgerlichen Gesellschaft zeigte sich im 19. Jahrhundert als eine Abfolge verschiedenster Adaptionen der Architekturgeschichte vom Mittelalter bis zum Klassizismus, die mit dem Präfix *Neo-* (etwa Neoromanik, Neogotik oder Neorenaissance) zu einem Sinnbild der Epoche des *Historismus* wurden. Die heftigen Debatten, die im Architekturdiskurs geführt wurden, betrafen nicht nur die äußere Form, sondern auch die den Formen zugeschriebenen kulturellen Wertehorizonte sowie die politischen Positionierungen im Prozess der Bildung von Nationalstaaten. Die architektonischen Formen erwiesen sich hierbei nicht nur als eine Präsentationsfassade, sondern sie fungierten auch als ein identitätsstiftendes Medium. Im sich formierenden Bürgertum der Industriegesellschaft zeichnete sich *Geschichte* als Leitmotiv und eine weit greifende *Ästhetisierung* als *Modus vivendi* ab.

In der sich entwickelnden industriellen Stadt erwiesen sich die Wohnbereiche als höchst bedeutsame Momente der sozialräumlichen Strukturierung. Führt die ökonomische Entwicklung der ›industriellen Revolution‹ zu einem enormen Bevölkerungszuwachs und zur Herausbildung von städtischen Elendsquartieren, in denen die einkommensschwachen Schichten wohnten und lebten, so wurden die Wohnquartiere der prosperierenden bürgerlichen Schichten mit einer distinktiven symbolischen Akzentuierung in Szene gesetzt. Die exquisiten Wohnviertel waren Ausdruck und Nachweis des ökonomischen Vermögens, dort eine Immobilie kaufen oder mieten zu können. Somit waren sie zugleich Indikator der sozialen Stellung der hier Wohnenden. Vermittels der Gestaltung der Häuser und der Ausformung des Wohnstils, der sich lebensweltlich im Haben oder Nicht-Haben von ›Geschmack‹ oder ›Stil‹ äußerte, kam das kulturelle Kapital zum Tragen – der ›gute Geschmack‹ oder der ›Stil des Hauses‹ finden sich in der Alltagssprache als klassifizierende Synonyme. Mit repräsentativen Fassaden und Wohnungszuschnitten setzten die Figuren der Oberschicht in der Stadt markante Zeichen und verliehen der sozialen Hierarchie in der Sprache der Architektur einen augenfälligen Ausdruck.

Das Spektrum der Wohnformen der städtischen Oberschichten war dabei relativ breit; es reichte vom einzeln stehenden Einfamilienhaus über

einzelnen stehende Mehrfamilienhäuser bis zu Häusern im Fassadenverbund. Besonders distinguierend für diesen Wohn- und Lebensstil war allerdings die Villa, deren vielfältige Formensprache sich wie eine Manifestation des bürgerlichen sozio-kulturellen Milieus artikuliert. Die ausgezeichneten Viertel oder Straßenzüge, in denen eine Villenbebauung vorgesehen war, können aufgrund ihrer Exklusivität als Segregationsbastionen betrachtet werden. Hier zu wohnen, war – und ist – ein Indiz für ökonomischen und gesellschaftlichen Erfolg. Die Synergieeffekte des Zusammenspiels von ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital, die sich gerade in der Villa manifestieren, lassen sie zum signifikanten Symbol stadträumlicher Distinktion werden: In ihr ›kondensieren‹ sich die ökonomische, soziale und kulturelle Stellung, die Werte und Normen, der Geschmack sowie die sozialräumlichen und ästhetischen Ordnungsvorstellungen ihrer Eigner. Daher kann man die Villa als einen Fundamentalausdruck der Wohnkultur der bürgerlichen Oberschichten bezeichnen, als einen idealtypischen Ort ihres Wohn- und Lebensstils. Sie wurde zum Leitbild, an dem sich die Vorstellungen und Wünsche eines ›schöner Wohnen‹ orientierten.

Als vielschichtiger, dynamischer sozialer Raum ist die Stadt ein komplexer Kommunikationsraum. Stadträume sind Seh-Räume, sie sind Erfahrungsräume, die durch symbolische Formen strukturiert werden. Das Wahrnehmen und Beurteilen der symbolischen Formen ist engstens verbunden mit der sozialen Praxis der Akteure, die aufgrund ihrer sozio-ökonomischen und sozio-kulturellen Lage den jeweiligen Formen bestimmte Werte zuschreiben. Durch die soziale Praxis werden die Wahrnehmungs- und Beurteilungsstrukturen habituell eingeschrieben, sie erfahren – um mit Bourdieu zu sprechen – eine Inkorporation, eine unbewusste Verinnerlichung.

Rauminszenierungen und Raumwahrnehmungen erstrecken sich nicht nur auf die Raumwirkungen der einzelnen Architekturen; in ihnen kommen auch die (objektiven) Strukturen des sozialen Raumes zum Tragen, in denen sie ihre Realisation finden. Die Wahrnehmung einer Villa – um bei unserem Beispielfeld zu bleiben – nimmt nicht nur die äußere Gestalt des Gebäudes auf, sondern auch die ökonomischen, sozialen und kulturellen Implikationen, die in der symbolischen Form wirksam werden. Architektur erweist sich so als ein Medium, mit dem eine symbolisch strukturierte Lebenswelt in umfassender Weise produziert und reproduziert wird: Mit den durch ihre symbolischen Formen kommunizierten sozio-kulturellen Orientierungsmustern werden soziale Beziehungsstrukturen und soziale Ordnungen entworfen, konstituiert und manifestiert. Die symbolische Strukturierung des Stadt-Raums trägt somit zur Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheit bei. Wie immer Macht artikuliert werden mag – in der symbolischen Aneignung des Raumes liegt eine ihrer wirkungsvollsten Darstellungen.

Kommunizierende Räume. Das Museum

STEFAN PAUL

»Schaulust«, »Bilderwelten«, »Blickwechsel«, »Sehsucht«, »Der Traum vom Sehen«, »Ich sehe was, was du nicht siehst« – so lauten die Titel viel beachteter Ausstellungen der letzten Jahre, die den Sehsinn in den Mittelpunkt stellen.¹ Damit folgt der Museumsbereich einem Trend, ohne dessen Schrittmacher zu sein. Doch diese starke Hinwendung zum Sehen, Schauen und Blicken vernachlässigt eine vermeintlich unbedeutende Tatsache: Voraussetzung für das Sehen ist der Raum, und ohne Raum könnte der so hervorgehobene Sinn nicht zur Entfaltung kommen. Diese Tatsache schlägt sich aber nicht in einer besonderen Wertschätzung der Kategorie Raum im Museum nieder. Um es noch schärfer zu formulieren: Jeder arbeitet mit dem Raum, aber keiner redet darüber. Auch der Fakt, dass Ausstellungen und Museen im Unterschied zu vielen anderen vermittelnden Medien physisch zu begehen sind, wird in der Regel übersehen. Vor diesem Hintergrund verwundert es kaum, dass einer der wenigen ernst zu nehmenden Versuche, sich mit dem Thema Raum im Museum zu beschäftigen, im Kindermuseum »zoom« in Wien stattfand. Schiefe Häuser stellten dort den Gleichgewichtssinn der Besucher auf die Probe, und überdimensionale Schaumstoffkostüme ließen erahnen, was passiert, wenn aus Körpern Raum wird.²

1 | »Blickwechsel« (Zentrum für Kunst und Medientechnologie, Karlsruhe 1998); »Sehsucht – Das Panorama als Massenunterhaltung im 19. Jahrhundert« (Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1993); »Der Traum vom Sehen« (Gasometer, Oberhausen 1997); »Ich sehe was, was du nicht siehst! Sehmaschinen und Bilderwelten« (Agfa Foto-Historama im Museum Ludwig, Köln 2002).

2 | In eine ähnliche Richtung geht die Dauerausstellung des Alimentariums in Vevey. Hier wird nicht nur die Kulturgeschichte der Ernährung gezeigt, sondern auch die Dauerausstellung als Ausstellung hinterfragt. Alte Ausstellungselemente werden

Diese Befunde signalisieren, was die Kategorie des Raumes für die Kommunikation im Museum bedeutet. Umso überraschender ist die Feststellung, dass die Kategorie ›Raum‹ in der deutschsprachigen museologischen Literatur so gut wie gar keinen ›Raum‹ einnimmt. Ein Beispiel dafür ist das *Handbuch der Allgemeinen Museologie* von Friedrich Waidacher.³ Die Kategorie Raum kommt hier zwar hin und wieder vor, aber ein eigenes Kapitel wird ihr auf den knapp 800 Seiten des Buches nicht gewidmet. Eine weitaus stärkere, wenngleich nicht zentrale Rolle spielt sie im englischsprachigen Raum, wo es im Gefolge der Kommunikationstheorie von Marshall McLuhan in den 60er und 70er Jahren eine intensive Debatte um Kommunikationsstrukturen im Museum gab.⁴ In den letzten Jahren zeichnet sich eine Entwicklung ab, die von Museumspädagogen forciert wird und in der Themen wie Besucherverhalten, Leitsysteme oder Wahrnehmungspsychologie in den Vordergrund treten. Auch hier spielt die englischsprachige Forschung eine wichtige Vorreiterrolle,⁵ ohne jedoch die Bedeutung der Kategorie Raum wirklich erkannt zu haben.

Im vorliegenden Beitrag geht es nicht etwa um eine kritische Auseinandersetzung mit theoretischen Standpunkten; vielmehr soll versucht werden, erste Kriterien für Raum als Kategorie einer Kommunikationsgeschichte des Museums zu entwickeln.⁶ Ein Mosaik verschiedener möglicher Zugänge soll Einstiege eröffnen und Anregungen für eine weiterführende Diskussion geben. Zunächst gilt es die Janusköpfigkeit von äußerer Hülle als Schauseite und der Funktion des Museums als Depot und Ort der

der neu gestalteten Ausstellung gegenübergestellt. So entsteht eine Art »Ausstellungslabor«. Vgl. dazu Martin R. Schärer: *Ausstellungswanderungen. Notizen museologischer Streifzüge durch das Alimentarium*, Vevey 2002.

3 | Friedrich Waidacher: *Handbuch der Allgemeinen Museologie*, 2. Aufl., Wien, Köln, Weimar 1996.

4 | Vgl. etwa Duncan F. Cameron: »A Viewpoint: The Museum as a Communications System and Implications for Museum Education«, in: *Curator* 11 (1968) S. 33-40.

5 | Vgl. etwa Valorie Beer: »Great Expectations. Do Museums Know what Visitors are Doing?«, in: *Curator* 30 (1987), S. 206-215; Kenneth Hudson: *A Social History of Museums: What the Visitors Thought*, London 1975.

6 | Einen interessanten Ansatz aus dem philosophischen Bereich bietet das Werk »Mensch und Raum« von Otto Friedrich Bollnow aus dem Jahr 1962, der eine Art Anthropologie des Raumes entwickelte. Bollnow stellt das menschliche Bedürfnis nach Bewegung und Ruhe in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Dieser Ansatz scheint mir auch für das Museum interessant zu sein, da er sich stärker dem Menschen, sprich: dem Besucher, zuwendet. Museumspädagogik beginne nicht erst mit der Vermittlung einer Ausstellung, sondern mit Überlegungen zum menschenfreundlichen Raum.

Präsentation von Objekten zu thematisieren.⁷ Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Architektur des Museums, die raumkonstituierend ist und einprägsame, repräsentative Aufgaben erfüllt. Hierbei steht die Geschichte des Museums als Baukörper im Vordergrund. Der zweite Abschnitt wendet sich dem ›Kerngeschäft‹ des Museums zu, der Inszenierung von Innenräumen, die die Ausstellungsobjekte, frei nach Hermann Hesse, »heben und weiten« sollen. Raum wird zu einem wesentlichen dramaturgischen Element, das das Museum prägt. Danach folgen drei kurze Ausblicke auf andere zentrale Fragestellungen, die Anregungen für eine vertiefte Debatte geben sollen. Dabei wird im Nachgang zu den Bestrebungen der 60er Jahre gefragt, ob der Kommunikationsbegriff heute für das Verhältnis von Raum und Kommunikation noch fruchtbar genutzt werden kann. Die stärkere Hinwendung zur Szenographie in den 90er Jahren lässt nach dem Verhältnis von Theater und Museum fragen. Im letzten Kapitel steht der Begriff der virtuellen Räume im Zentrum – und damit die Frage, ob virtuelle Museen das klassische Museum ergänzen oder in Konkurrenz zu ihm treten.

1. Einblicke

1.1 Das Museum als Baukörper – Architektur

Das Museum als öffentliche Sammlung künstlerischer und wissenschaftlicher Gegenstände ist eine Erfindung des 18. Jahrhunderts. In dieser Zeit wurde begonnen, die fürstlichen Sammlungen (›Kunstkammern‹) öffentlich zur Schau zu stellen.

Die erste staatliche Gründung war das Britische Museum in London (1753). In Deutschland entstand das Kasseler Museum Fridericianum (1769-1779). Die Verschränkung von Raum und Kommunikation in Museen und Ausstellungen hat aber viel ältere Wurzeln.⁸ Woher diese älteren Prinzipien kommen, lässt sich an den Museumsbauten des 19. Jahrhunderts ausmachen, die unser Bild von Museumsräumen bis heute prägen. Der Museumsbau orientiert sich in seiner äußeren Hülle oft an antiken Tem-

7 | Diese Doppelfunktion der Architektur belegt Wolfgang Schivelbusch eindrucksvoll an den Bahnhofsbauten des 19. Jahrhunderts, wo die prächtige steinerne Außenfassade im Inneren einer modernen funktionalen Industriearchitektur aus Stahl gegenübersteht. Vgl. Wolfgang Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise*, München 1977, S. 152-157.

8 | Vgl. Paul von Naredi-Rainer: *Zwischen Stadt und Kult. Die Sprache moderner Museumsarchitektur*. Siebente Sigurd Greven-Vorlesung, gehalten am 15. Mai 2003, S. 3f.; Alexis Joachimides: *Die Museumsreformbewegung in Deutschland und die Entstehung des Modernen Museums 1880-1940*, Dresden, Basel 2001.

pelbauten. Der sakrale Bezug ist auch an der Dramaturgie dieser Bauten zu erkennen. Die eindrucksvolle Kubatur mit aufwändig gestalteter Fassade schafft von außen eine besondere, Ehrfurcht gebietende Atmosphäre, bevor das Gebäude überhaupt betreten wird.

Dort findet der Besucher eine Abfolge von Räumen, die beim Heiligsten des Tempels enden. Diese Abfolge kennen wir in ähnlicher, etwas abgewandelter Form auch von den christlichen Kirchen. Und so ist die Präsentation von Schreinen oder wertvollen Monstranzen als erste Form einer Ausstellungsstrategie zu begreifen, die sich des Raumes bedient.

Abbildung 1: Das Museum als Tempel: Die Alte Nationalgalerie in Berlin 1839, Gartenansicht



Quelle: Bildarchiv Marburg.

Viele Museen folgen dieser ›klassischen‹ Dramaturgie. Der Eingangsbereich führt dem Besucher bereits äußerlich die Bedeutung des Raumes vor Augen, der Bewahrer wertvoller, auratischer Objekte ist. Dementsprechend repräsentativ ist der Zugang zum Gebäude. Ein gutes Beispiel ist die nunmehr wieder eröffnete Alte Nationalgalerie in Berlin. Die Architektur des Gebäudes entspricht in ihrer räumlichen Dramaturgie der eines Tempels. Ein mächtiger Treppenaufgang empfängt den Besucher. Danach folgt ein Bereich der inneren Einkehr, der im benachbarten Alten Museum in der zentralen Rotunde besteht.⁹ Es schließt sich in der Regel ein Rundgang

9 | Die Rotunde im Alten Museum, entworfen von Karl Friedrich Schinkel, ge-

durch die Ausstellung an, der wieder im imposanten Eingangsbereich endet. Dieses festgelegte Raumprogramm lässt sich in der Struktur noch heute in vielen Museen verfolgen. Die Gestaltung des Eingangs ist oft weniger repräsentativ als in den genannten Beispielen, die Funktion ist aber dieselbe. Der Raum der Einkehr hat sich in der Regel in einen Dienstleistungsbereich verwandelt. Der Besucher kann sich wie bei den genannten Vorbildern orientieren, doch zusätzliche Funktionen ergänzen das Angebot, etwa der wohl unvermeidliche Shop, der zum Erwerb vertiefenden Materials animieren soll. Aber hier lässt sich die Analogie fortsetzen, denn auch die Verkaufsstellen von Postkarten und Führern in Kirchenräumen werden meistens als Fremdkörper erlebt.

Die Tradition der an sakralen Vorbildern ausgerichteten Raumabfolge wird erst durch die fürstlichen und damit weltlichen Wunderkammern des 18. Jahrhunderts gebrochen.¹⁰ Nicht eine fest aufeinander abgestimmte Dramaturgie bestimmt hier den Gang durch den Raum, sondern das Bemühen, alle besonderen natürlichen und kulturellen Phänomene der Zeit zu sammeln und auf gleichem Niveau zu präsentieren. Die Sammlung ist oft nur in einem Raum mit gleichartigen, großen Schränken verteilt. Die Abfolge der Themen orientiert sich an den antiken Einteilungen der Wissenschaften. Der Raum verwandelt sich in ein Schaudepot. Das Objekt wird nicht inszeniert, sondern in seiner dreidimensionalen Form dokumentiert. Damit sind zugleich die beiden zentralen Aktivitäten definiert, die der Raum Museum leisten muss: das Deponieren und das Exponieren von Objekten.¹¹

Dass neue Aufgaben für die äußere Hülle des Museums hinzugekommen sind, zeigt der Sprung in die Gegenwart. Ein beeindruckendes Beispiel für die Kategorie Raum als Kommunikationsinstrument ist der Libeskind-

hört für postmoderne Architekten wie James Stirling, der dieses architektonische Element in der Nationalgalerie aufnahm, zu den Ikonen. Vgl. dazu: Douglas Crimp: Über die Ruinen des Museums, Basel 1996, S. 284-319; Dieter Bartetzko: »Das Bewußtsein des Menschen für sich selbst. Das Erbe des postmodernen Museumsbaus der achtziger Jahre«, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.), Vom Elfenbein zur Fußgängerzone. Drei Jahrzehnte deutsche Museumsentwicklung, Opladen 1996, S. 85-96.

10 | Vgl. Jürg Steiner: »Von der Kunst, Wunderkammern zu gestalten«, in: Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig (Hg.), Weltenharmonie. Die Kunst-kammer und die Ordnung des Wissens, Katalog zur Ausstellung im Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, S. 376-381.

11 | Vgl. ebd.; Gottfried Korff: Merkwelt Wissenschaft/Staging Sciene, Vortrag Workshop Ausstellungen als Instrument der Wissensvermittlung am 26. u. 27. April 2002 im Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik, Humboldt-Universität zu Berlin, unter: www.rz.hu-berlin.de/kulturtechnik/files/Korff.pdf, S. 2, gesehen am 20. Dezember 2003.

Bau, das Jüdische Museum in Berlin. Allein die Verwendung zweier Bezeichnungen für das neue Haus – Libeskind-Bau und Jüdisches Museum – zeigt die zunehmende Bedeutung des Baukörpers und seines Schöpfers, des Architekten.

Der Bau in Berlin scheint dieser Tendenz zu folgen und sich als sperriger Museumsraum zunächst der Ausstellung zu entziehen. Er ist ein Solitär mit einer starken architektonischen Ausstrahlung. Er besitzt keinen eigenen Eingang, was ihn unter den vielen Museumsneubauten einzigartig macht. Der Zugang ist nur über ein historisches Nachbargebäude möglich, welches vormals das Berlin-Museum beherbergte. Auch durch ein anderes wesentliches Merkmal unterscheidet sich das Jüdische Museum von anderen Museen. Der Zugang in die Ausstellung (nicht der Eingang) liegt unterhalb des Erdgeschossniveaus. Der erhabene Moment des Zugangs, ein wesentliches Element der Museumsbauten des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, oft symbolisiert durch eine breite, mächtige Treppe, wird hier konterkariert. Stattdessen erwartet den Besucher ein System aus mehreren Achsen, das nicht unbedingt eine stringente Besucherführung erlaubt, aber Teil der Dramaturgie ist. Der gesamte Bau scheint sich der Kommunikation zu verweigern. Dieses Prinzip wird mit so genannten *voids*, nicht begehbaren Leerräumen, auf eine dramaturgische Spitze getrieben. Wie faszinierend dieser Museums-Raum schon ohne Ausstellung wirkte, zeigt die Tatsache, dass vor seiner Eröffnung mehr als 300.000 Besucher das noch leere Jüdische Museum besucht haben.

Der Libeskind-Bau ist ein prägnantes Beispiel für die zunehmende Tendenz der Loslösung der äußeren Hülle des Museums vom Innenleben. Die Übereinstimmung zwischen Baukörper und Innenraum, zwischen Fassade und Grundriss fehlt.¹² Zu beobachten ist eine ›Emotionalisierung‹ des Raumes. Die äußere Architektur dient nicht mehr als Schutzhülle oder Schatzkästlein, sondern das Gebäude wird Teil des *brandings* oder, anders formuliert, der Markenkommunikation.¹³ Ein ebenso beeindruckendes wie abschreckendes Beispiel ist der Museumsbau von Frank Gehry in Bilbao. Dort ordnet sich in vielen Bereichen die ausgestellte Kunst der Architektur unter. Diese Entwicklung lässt sich nicht allein auf gegenwärtige Strömungen innerhalb der Architektur zurückführen. Vielmehr reagieren Architekten und Auftraggeber damit auf ein verändertes Kommunikationsbedürfnis der Besucher: Nicht Sammlung und Kontemplation, sondern Erlebnisorien-

12 | Vgl. dazu Salomon Korn: »Plädoyer fürs Ungewohnte: Die Architektur kann uns bereichern – wenn sie mit den vertrauten Normen bricht«, in: Die ZEIT vom 21.II.2002, S. 44.

13 | Vgl. Gert Kähler: »Warnung vor einer Architektur des Spektakels. Sie nutzt sich rasch ab und dient nur den Interessen der Stadtvermarkter«, in: Die ZEIT vom 21.II.2002, S. 44.

tierung ist gefragt. Diese Öffnung oder – negativer formuliert – Anpassung der Museen führt aus meiner Sicht in eine Sackgasse.

Die Erlebniskomponente unterstützt in vielen Fällen nicht die Vermittlung von Inhalten, sondern setzt eigene Akzente. Und die Kategorie Raum ist ein wichtiger Agent dieser Entwicklung. Der Raum verliert zunehmend seine dienende Funktion, er emanzipiert sich, fordert und bekommt sein eigenes Recht. Damit erfüllen die Architekten und ihre Auftraggeber zwar die Anforderungen des Zeitgeschmacks, verabschieden sich jedoch vom Museum als einer im besten Sinne aufklärerischen Institution. Das gilt im Übrigen nicht nur für Neubauten. Die zunehmende Nutzung alter Industriebauten als Ausstellungsraum weist in eine ähnliche Richtung. Themen, Installationen und Objekte haben sich am gegebenen Raum zu orientieren

Abbildung 2: Das Jüdische Museum in Berlin: Außenansicht



Quelle: Jüdisches Museum Berlin.

und nicht umgekehrt. Beispiele sind die Zeche Zollverein und vor allem der Gasometer in Oberhausen, dessen Hülle zu einer Ikone räumlicher Inszenierung geworden ist.

Abbildung 3: Das Jüdische Museum in Berlin: Blick in einen »void«



Quelle: Jüdisches Museum Berlin.

1.2 Inszenierte Geschichte – Raum als dramaturgisches Element

Wenn wir uns in das Innere der Museumshülle bewegen, so stellen wir fest, dass die Entwicklungen im Außenraum hier nicht halt machen. Jean-Christophe Amman, der frühere Direktor des Museums für moderne Kunst in Frankfurt, beklagt, dass die sich selbst inszenierenden Museumsarchitekturen der letzten Jahre dem täglichen Arbeiten mit Werken und Ausstellungen im Wege stehen. Für ihn ist der ideale Ausstellungsraum ein weißer

Resonanzraum für die Werke in einer ihnen dienenden Umgebung.¹⁴ Dieser Ansatz – ob man ihn nun richtig oder falsch findet – unterscheidet vielleicht am stärksten das kunsthistorische Museum vom kulturgeschichtlichen Ausstellungsraum. Die kulturgeschichtlichen Museen aktueller Prägung benötigen die veränderbare Kategorie Raum, um Inhalte dauerhaft zu vermitteln. Es ist nicht die Aura des singulären Kunstwerkes, das in Szene gesetzt werden muss, sondern ein in der Regel heterogener Objektbestand, der Bezüge untereinander und damit auch zum Betrachter schaffen soll. Ein wichtiges Hilfsmittel für diese Form der Interpretation ist der Raum. Daher liegt der Fokus der folgenden Betrachtungen auf kulturhistorischen Museen, die stärker als kunsthistorische Museen mit der Kategorie Raum arbeiten. Kulturhistorische Museen versuchen, komplexe Kontexte und Inhalte herauszuarbeiten, während der Anspruch von Kunstmuseen, Werkbezüge herzustellen, vergleichsweise bescheiden wirkt. Die Ästhetik ist dort wichtiger als die Aufklärung.

Wie bestimmt die Raumgestaltung von Museen und Ausstellungen die Dramaturgie der Themen? Wie wird Spannung aufgebaut? Und wie werden Leitfragen kommuniziert? Der Umgang mit dem Raum ist eines der stärksten Werkzeuge der Dramaturgie. Besucher reagieren unmittelbar auf räumliche Veränderungen. Schafft ein Raum Offenheit, wirkt er eng oder verwinkelt, ist er begehbar oder abgeschlossen? Diese Eindrücke prägen ganz wesentlich die Atmosphäre von Räumen. Die Kategorie Raum bekommt unterschiedliche kommunikative Funktionen. Der Raum kann Teil einer Inszenierung sein. Wie die Kulissen in Film und Theater kann er die Besucher eintauchen lassen in eine andere Welt. Er lässt sie in eine afrikanische Hütte, ins Innere eines Kraftwerks oder auf dem Passagierdeck eines Ozeandampfers reisen. Der Raum lässt die Objekte stärker zur Geltung kommen und gewährleistet eine klare Führung der Besucher. Damit beschränkt er sich auf seine dienende Aufgabe als Hülle und Ort.¹⁵

Seit gut dreißig Jahren wird ganz wesentlich mit der Kategorie Raum als Teil der Inszenierung und damit als Teil eines weitergehenden Kommunikationskonzeptes gearbeitet. Das ist eine Entwicklung, die mehr oder weniger unbewusst Stränge aus dem Ausstellungswesen der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts aufnimmt. Wichtige Impulse für die Dramaturgie von

14 | Vgl. Christel Dauster/Claudia Weibel: Tagungsbericht Museum als Medium – Medien im Museum. Perspektiven der Museologie, 5./6. Juli 2002 in der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, unter: www.arthist.net/WforumCoD2.html, gesehen am 20. Oktober 2003.

15 | Diese Ansätze verfolgte schon in den 30er Jahren Georges Henri Rivière am Musée d'Ethnographie, wo er für jedes Exponat eine eigene Gestaltung suchte. Wie Libeskind im architektonischen Bereich spielte er mit einer Ästhetik der Leere und verbannte Dubletten aus der Ausstellung. Vgl. Nina Gorgus: Der Zauberer der Vitrinen. Zur Museologie Georges Henri Rivière's, Münster 1999, S. 49.

Ausstellungen kamen von den avantgardistischen Kunstausstellungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dabei sei nur an die kleine, damals eher unbeachtete DADA-Messe 1920 in Berlin erinnert, die in den 80er Jahren wieder entdeckt und als räumliche Reproduktion inszeniert wurde.¹⁶ Eine ältere Traditionslinie bilden die Weltausstellungen oder die zahlreichen Industrie- und Gewerbeausstellungen, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreuten. Ihr Einfluss ist nicht genau zu bestimmen. Sie waren inspirierend für die Einführung neuer Themengruppen innerhalb des Museums. Ihre inszenierten Räume, die uns zuweilen an Freiluftmuseen erinnern, könnten ein wichtiger Impulsgeber für die Einrichtung von »Stuben« in zahlreichen Regionalmuseen und heimatgeschichtlichen Sammlungen gewesen sein. Auf eine deutliche Verbindung von Weltausstellungen und Museen weisen auch institutionelle Verknüpfungen hin: So stellen das South Kensington Museum in London (1851), das Field Museum of Natural History in Chicago (1893) oder das französische Kolonialmuseum in Vincennes (1931) allesamt geplante oder ungeplante Relikte von Großausstellungen dar.¹⁷

Das Ziel der neuen Inszenierungsformen seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts bestand darin, sich von der Vorherrschaft des Objekts zu verabschieden und stärker narrative Strukturen in den Vordergrund zu rücken. Ausstellungen sollten Geschichten erzählen und zu einer »Demokratisierung des Museums« beitragen. Das bedeutete konkret, breitere Besucherschichten in die vermeintlich antiquierte Institution Museum zu locken. Das wurde zunächst über eine neue Themenpalette und ein neuartiges Kommunikationsangebot versucht. Die Kultur der breiten Bevölkerung, insbesondere der Unterschichten, der Arbeiter und Bauern, rückte thematisch in den Blickpunkt der Museen. Vitrinen wurden immer weniger akzeptiert. Das Stichwort »hands on« machte die Runde. Der Besucher sollte aktiv in die Ausstellung einbezogen werden. Das didaktische, kommunikative Element wurde zunehmend wichtiger. Die Textmenge in den Ausstellungen wuchs, und kleine Inszenierungen sollten Lebenswelten wiederherstellen.¹⁸

Eine große Neuerung in der Ausstellungspraxis bedeuteten die viel beachteten kulturhistorischen Ausstellungen seit Ende der 70er Jahre. Hier

16 | Helen Adkins: »Erste internationale Dada-Messe, Berlin 1920«, in: Bernd Klüser/Katharina Hegewisch (Hg.), *Die Kunst der Ausstellung. Eine Dokumentation dreißig exemplarischer Kunstausstellungen dieses Jahrhunderts*, Frankfurt am Main, Leipzig 1995, S. 70-75.

17 | Vgl. Alexander C.T. Geppert: »Welttheater. Die Geschichte des europäischen Ausstellungswesens im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Forschungsbericht«, in: *Neue Politische Literatur* 47 (2002), 10-61.

18 | Vgl. Ellen Spickernagel/Brigitte Walbe (Hg.): *Das Museum – Lernort contra Musentempel*, Gießen 1976.

wäre die große Ausstellung »Preußen – Geschichte einer Bilanz« von 1981 oder die Ausstellung »Berlin-Berlin« im Martin-Gropius-Bau von 1987 zu nennen.¹⁹ Die Ausstellungsarchitektur nahm in der Vermittlung der vielfältigen Themen eine zentrale Stellung ein. Räume sollten Atmosphäre herstellen, Enge und Weite, Glamour und Alltag. Architekten und Bühnenbildner wie Hans Dieter Schaal und Jürg Steiner bestimmten die gestalterische Sprache in diesem Bereich. Die zweidimensionale Ausstellungswelt der Designer rückte in den Hintergrund. Wie ein vorläufiges Fazit dieser Bemühungen lesen sich die Einlassungen von Gottfried Korff, einem der Kuratoren beider Ausstellungen:

»Die Dreidimensionalität der in ihm aufbewahrten Gegenstände macht das Museum zum Ort einer raumdeterminierten Wahrnehmung. Der Raum wirkt mit, wenn es um die Formierung sinnlicher Erkenntnis geht. So unterscheidet sich das Museum von den anderen, an den Sensesinn appellierenden wissensvermittelnden Agenturen, durch inszenatorische Möglichkeiten, die auch den Körper in ein Recht setzen. [...] Authentizität im Museum ist [...] eine Sache der Anmutungs- und Erlebnisqualität, die sich aus dem Bezugssystem von Körper, Gegenstand und Raum ergibt.«²⁰

Diese Ausstellungen hatten auch Konsequenzen für die Neueinrichtung der beiden großen historischen Museen in den 90er Jahren. Sie verfolgten im Grundsatz weiterhin die Intentionen der Ausstellungsmacher der eben genannten Großausstellungen, die jetzt zum Teil das leitende Personal der neuen Museen stellten. Gemeint sind das Haus der Geschichte in Bonn und das Deutsche Historische Museum in Berlin. Sie arbeiten mit ähnlichen Raumkonzepten, erweitern diese aber um neue Formen der Medialisierung.²¹ Dabei scheint auch ein stärker gewordenenes Misstrauen gegenüber den Kommunikationsmöglichkeiten dreidimensionaler Objekte zutage zu treten.

Der Gebrauch oder die Nutzung der Kategorie ›Raum‹ in Museen verfolgt unterschiedliche Zwecke. Im Zentrum des Interesses steht dabei – trotz der genannten Einschränkung – immer noch das Objekt. Diese Objektbezogenheit tritt, wie bereits erwähnt, in Kunstmuseen deutlicher hervor als in historischen Museen, in denen eher spielerisch mit Räumen umgegangen wird. Eine moderne Ausstellungsplanung geht zunächst von Leitobjekten aus, die die Struktur einer Ausstellung ›kommunizieren‹ sollen.

19 | Vgl. Gottfried Korff: »Zielpunkt: Neue Prächtigkeit? Notizen zur Geschichte kulturhistorischer Ausstellungen in der ›alten‹ Bundesrepublik«, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.), Vom Elfenbein zur Fußgängerzone, S. 53-84.

20 | Vgl. Korff, Museumsdinge oder Merkwelt?, S. 2.

21 | Vgl. Detlef Hoffmann: »Drei Jahrzehnte Museumsentwicklung in der Bundesrepublik – Trends, Strukturen, Perspektiven«, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.), Vom Elfenbein zur Fußgängerzone, S. 16.

Um diese Objekte herum werden weitere Objekte mit vermeintlich geringerer Bedeutung platziert, die zwar ihren Wert als Objekt behalten, aber eine stärker kommentierende Funktion haben. Leitobjekte werden nicht nur inhaltlich bestimmt. Manchmal ist es ihre Größe, ihre Form oder ihre Farbe, die sie ›qualifizieren‹, den Raum und damit die Ausstellung zu gliedern. Was für die äußere Hülle des Museums gilt, wird auch für das Innenleben von Ausstellungen wichtiger: Es werden erlebnisorientierte, die Sinne ansprechende Räume geschaffen. Der Einsatz von Licht, Farbe, Klang und Geruchsstationen soll die Raumerfahrung vertiefen. Vor diesem Hintergrund erklärt sich wohl auch die geradezu inflationäre Einführung von Klang-, Duft- und Tasträumen.

Der zweite wesentliche Faktor, der die räumliche Konstellation im Museum prägen kann, ist das Thema. Ein in dieser Hinsicht besonders auffallendes Beispiel war die James-Bond-Ausstellung (1998) im Hildesheimer Roemer- und Pelizaeus-Museum. Ihr Untertitel »Die Welt des 007« prägte die Struktur der Ausstellung. Der Eingangsbereich führte durch einen Pistolenschuss. Es folgten Orte, die jeder Besucher aus den Bond-Filmen kannte: ein Casino mit Baccara-Tisch, das Vorzimmer von Miss Moneypenny, das Büro von M, die Werkstatt von Q, eine gigantische Kommandozentrale und schließlich eine Stahlbrücke, die sich über brodelndes Wasser zog. Diese Form des Umgangs mit Raum mag extrem sein, aber sie steht dennoch für einen vorherrschenden Trend im Ausstellungsbereich. Es werden so genannte Themenräume konzipiert, in denen Geschichten erzählt werden. Die Objekte werden Mittel zum Zweck und sind nicht mehr Gegenstand der ehrfürchtigen Bewunderung. Der Zugang zur Museumspräsentation wird damit wesentlich erleichtert.

Ein dritter Faktor ist die zunehmende Medialisierung von Ausstellungen. Dabei bestimmen unterschiedliche Konzepte die derzeitige Ausstellungspraxis. Eindrucksvoll wurde dies im Jahre 2000 durch die EXPO in Hannover und die Ausstellung »Sieben Hügel« im Berliner Gropiusbau manifestiert,²² die stark auf elektronische Hilfsmittel setzten, um neue Erlebniswelten²³ zu inszenieren.²⁴ Bei vielen EXPO-Präsentationen war zu

22 | Vgl. Bettina Drescher: Im Westen nichts Neues? Themenpark und Sieben Hügel. Präsentationsästhetiken im Vergleich, unter: www.ulmer-verein.de/drescher.html, gesehen am 11. November 2003.

23 | Ein vorläufiger Endpunkt dieses ausgereizten Begriffes ist der »Atlas der Erlebniswelten«, der den Versuch einer Topographie unserer Welt im Kopf unternimmt. Vgl. Louise van Swaaij/Jean Klare (Hg.): Atlas der Erlebniswelten, Frankfurt am Main 2000.

24 | Ein konträres Konzept verfolgte die Ausstellung »Theatrum Mundi«, die auf die »Sieben Hügel« im Gropiusbau folgte und einen sehr puristischen, objektzentrierten Blick auf die Wissenschaftsrelikte der Humboldt-Universität richtete: eine spannende Ausstellung – trotz oder gerade wegen der vielen Vitrinen.

beobachten, dass die Medialisierung oft mit dem Verlust des physisch erlebbaren Raumes einhergeht. Räume werden nicht mehr inszeniert, sondern sind bloß noch Hüllen für immer perfektere Projektionsverfahren.

2. Ausblicke

2.1 Ein einfaches Kommunikationsmodell

Ging es bislang um Raum und den Umgang mit Raum, so steht im Folgenden der Begriff ›Kommunikation‹ im Zentrum. Ich gehe dabei von einem einfachen Kommunikationsmodell aus, das aber bereits die Komplexität dieser Herangehensweise zeigt,²⁵ nämlich dem Modell *Sender – Medium – Empfänger*, das ich mit *Objekt – Raum – Besucher* gleichsetze.

Dabei muss das Medium nicht unbedingt die Kategorie Raum sein. Auch Kategorien wie Thema, Medien, Klang, Licht, Farbe und Text können Medium sein. Dieses sehr einfache Kommunikationsmodell schafft bereits eine Fülle von Bezügen, die die Möglichkeiten und Grenzen dieses Ansatzes erahnen lassen. Übertragen auf die kleinste Ebene der musealen Präsentation, nämlich die Zurschaustellung eines Objektes in einer Vitrine, sendet das Objekt eine Botschaft an den Betrachter.²⁶ Dazwischen liegt nur der Raum, der durch eine Glasscheibe und/oder eine Absperrung unterbrochen wird. Diese Aufteilung des Raumes schafft Distanz. Die Vitrine als Raumveränderer hat damit eine zentrale kommunikative Funktion. Aus dieser Sicht können Vitrinen in einer Ausstellung eine bedeutsame Rolle spielen, die weit über die Funktion des Schutzes (vor Besuchern, Wärme, Licht oder Feuchtigkeit) hinausgeht. Sie ist auch ein wichtiges dramaturgisches Mittel. Die Objekte werden durch Distanz aufgewertet. Aber nicht jedes Objekt gehört in eine Vitrine, wie ein skurriles Beispiel der Ausstellung »Mittelalter am Oberrhein« des Badischen Landesmuseums zeigt. Dort wurden Kanonenkugeln unter Glas gesetzt. In dieser einfachen Beziehung zwischen Objekt – Raum – Besucher können auch andere »Werkzeuge« genutzt werden, um Distanz herzustellen. Ähnliche Betrachtungen wie für die Vitrine ließen sich für den Sockel anstellen.

Im Museumsraum überlagern sich eine Vielzahl solcher einfacher Kommunikationsmuster. Diese Verschränkungen machen das besucherori-

25 | Ein anderer Ansatz findet sich bei Michael Schmolke: Ausstellung und Kommunikation der Gesellschaft. Eine Skizze, Vortrag Workshop Ausstellungen als Instrument der Wissensvermittlung am 26. u. 27. April 2002 im Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik, Humboldt-Universität zu Berlin, unter: www2.rz.hu-berlin.de/kulturtechnik/files/Schmolke.pdf, gesehen am 20. Dezember 2003.

26 | Vgl. Der Ausstellungsraum im Ausstellungsraum. Moderne Vitrintechnik im Museum, Köln 1994, S. 7f.

enterte Bauen einer Ausstellung zu einem so schwierigen und kaum planbaren Unterfangen. Der Gestalter Ralph Appelbaum formulierte die Schwierigkeit für die Kategorie der »Empfänger« einmal folgendermaßen: »Museumsbesucher sind wie Schafe – man weiß nie, wo sie grasen.«

Ähnlich komplex ist die Wirkung auf der Objektebene. Wie wirken Objekte miteinander, die in einer bestimmten Absicht und in einer festgelegten Position in den Raum gestellt werden? Jeder »Empfänger« oder Besucher baut sich seinen eigenen Museumsraum. Die Alternative wäre ein schmaler Gang, der den Besucher zwar führen, ihn aber kaum noch »heben« und »weiten« könnte – es sei denn, man wollte ein Bergwerk inszenieren.

Ein anderer wichtiger Aspekt der Frage nach dem Museumsraum als Kommunikationsmedium, der bisher jedoch in der Planungspraxis von Ausstellungen kaum eine Rolle spielt, ist die der Beziehung der Besucher untereinander. Sind Museumsräume kommunikationsfeindlich? Noch heute gilt der Satz von Paul Valery, dass sich Besucher in Museen zwar »ein wenig lauter als in der Kirche, aber viel ruhiger als im Alltag«²⁷ verhalten. Die sakrale Tradition der Museumsbauten scheint noch ihre Wirkung zu tun.

2.2 Das Museum als Theater?

Seit einigen Jahren erfreut sich der Begriff »Szenographie« großer Beliebtheit. Vielen Gestaltern, Designern und Architekten scheint ihre herkömmliche Berufsbezeichnung zu langweilig geworden zu sein und sie schmücken sich mit dem Begriff Szenograph. Für Martin Roth, den ehemaligen Präsidenten des Deutschen Museumsbundes und eifrigen Förderer dieser neuen Berufsbezeichnung, ist Szenographie »das Handwerk, dreidimensionale Räume so zu inszenieren, so einzurichten, dass Inhalte verstärkt durch gestalterische Mittel deutlicher und prägnanter in ihrer Wirkung und Aussage werden«.²⁸ Mit diesem Begriff wird die Nähe zum Theater gesucht. Die Ausstellung wird als Bühne begriffen, auf der mit den Objekten ein Stück inszeniert wird und wo eine Vielzahl von Komponenten auf das fertige Produkt wirken. Hier liegen aber auch die Grenzen dieser Analogie. Theater und Film drängen den Zuschauer in eine eher passive Rolle. Er ist der Dramaturgie eines Stücks oder eines Films ausgesetzt. Im Bereich des Museums kommt ihm eine wesentlich aktivere Rolle zu. Der Besucher be-

27 | Zit. n. Barbara Gehrke: »Museen und Cyberonauten. Zukunft hat eine lange Vergangenheit«, in: www.ecmc.de/content/new/pub/download/cyberonauten.pdf, S. 1, gesehen am 10. Dezember 2003.

28 | Martin Roth: »Szenographie. Zur Entstehung von neuen Bildwelten im Themenpark der Expo 2000«, in: *Museumskunde* (66) 2001, S. 25.

stimmt das Tempo und die Vertiefung des Themas. Die Bewegung des Besuchers im Raum konstituiert die Dramaturgie. Ausstellungsmacher arbeiten denn auch mit zahlreichen Mitteln, um diesen Gang zielgerichtet zu bestimmen. Eine räumliche und thematische Struktur wird vorgegeben,²⁹ aber der Besucher entscheidet, ob er den Vorgaben folgt oder seine eigene Dramaturgie der Ausstellung entwirft. Oder plastischer gesagt: Der Besucher eines Theaters hat nicht die Möglichkeit, den Schluss der Aufführung vorzuziehen, doch der Besucher eines Museums kann seinen Gang durch die Ausstellung auch am Ende des Rundgangs beginnen.

Die These muss daher aus meiner Sicht variiert werden: Das Museum arbeitet, wenn es mit Raum arbeitet, der Institution Theater geradezu entgegengesetzt. Der Besucher ist gewissermaßen ein Akteur auf der Bühne der Ausstellung, während die Objekte die passive Rolle von Zuschauern einnehmen – denen es allerdings versagt ist, der menschlichen Vorführung zu applaudieren.

2.3 Virtuelle Räume

Seit dem Aufkommen neuer Medientechniken geistert ein weiteres Schlagwort durch den Museumsäther: Das klassische Museum sah sich plötzlich bedrängt von virtuellen Museen, die nur noch Netzwerke und Bildschirme brauchten, um sich von den herkömmlichen Museen zu emanzipieren. Die Überwindung des Raums durch das Netz schien unmittelbar bevorzustehen. So war es nicht weiter verwunderlich, dass der zentrale Museumsserver des Deutschen Historischen Museums schon bald eine Sparte mit virtuellen Museen anbot. Doch wie es vielen Kindermuseen an Objekten mangelt und man versucht, diese durch bunte Installationen zu ersetzen, so fehlt den virtuellen Museen auch etwas: der physisch erlebbare Raum.³⁰ Ob die Räume des Netzes dieses Defizit ausgleichen oder ausgleichen können, vermag ich nicht zu beurteilen. Die Direktorin des Museums für Gestaltung in Zürich, Erika Keil, vergleicht in diesem Zusammenhang die »Konkurrenzprodukte« und sieht die Vorteile des Museums in den Bereichen »Dreidimensionalität« und »Echtheit«.³¹

29 | Vgl. Duncan F. Cameron: »A Viewpoint. The Museum as a Communications System and Implications for Museum Education«, in: Curator 11 (1968) S. 38.

30 | Ein spannender Brückenschlag zwischen virtuellen Räumen und »historischen Illusionsräumen« gelingt Oliver Grau. Für ihn haben die vermeintlich innovativen virtuellen Räume unserer Zeit eine lange historische Tradition, die bis in die Antike reicht. Vgl. Oliver Grau: Virtuelle Kunst in Geschichte und Gegenwart. Visuelle Strategien, Berlin 2001.

31 | Vgl. Gespräch mit Erika Keil, unter: edu.gbssg.ch/grf/zeitlos/5recherche/gespraeche/keil.htm, gesehen am 12. Dezember 2003.

Damit bin ich bei meiner abschließenden These: Raum wird durch »leibliche Anwesenheit« (Gernot Böhme) erfahrbar.³² Auch die technisch ausgereiftesten Lösungen im Cyberspace lassen mich eher als passiven Betrachter enden. Boris Groys spricht sogar von einer Entmündigung des Besuchers, der einer fremden Lichtgestalt unterworfen werde.³³

Der Raum ist im Bereich der virtuellen Welten nur noch als Hülle für Installationen interessant, weniger als dramaturgisches Element. Ein gutes Beispiel ist das Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) in Karlsruhe, das sich der Präsentation neuer Medien verschrieben hat. Hier wird nicht Raum inszeniert, um die vielfältigen medialen Angebote zur Geltung zu bringen, sondern die Medien inszenieren den Raum. Bei der Dauerausstellung des ZKM hat der Raum dienende Funktion für die medialen Kunstwerke. Die Abfolge der gezeigten Kunstwerke scheint beliebig, und eine Dramaturgie der Ausstellung ist nicht zu erkennen.

3. Fazit

An kaum einer anderen Institution lässt sich die Verschränkung von Raum und Kommunikation so gut zeigen wie am Museum. Nichtsdestotrotz scheint das Museum die Kategorie »Raum« erst spät als Faktor der Kommunikation entdeckt zu haben. Das gilt in erster Linie für die Architektur der Museen, die zunehmend zum Marketinginstrument verkommt. Bei vielen Neueröffnungen der letzten Jahre – insbesondere bei Kunstmuseen – musste der Eindruck entstehen, dass die Gebäudehülle weitaus wichtiger war als die präsentierten Objekte. In den kulturhistorischen Museen bekommt der Raum zunehmende Bedeutung als dramaturgisches Element der »erlebnisorientierten« Inszenierung. Diese Tendenz ist freilich nicht neu, denn der Raum spielt für die Arbeit der Museen schon immer eine zentrale Rolle, sei es als Tempelersatz oder Erlebnisort. Dabei ist die Kategorie »Raum« einer stetigen begrifflichen Erweiterung unterworfen, die aber den Kern des Raumedankens eher verwässert als schärft – sei es als virtuelles Museum oder als Museums-Theater.

Die Kategorie des Raumes ist eines der zentralen »Alleinstellungsmerkmale« des Mediums Museum, verlangt dieses Medium doch die struk-

32 | Zit. n. Christian Thomas: Der poröse Leib. Ein Symposium des Deutschen Architektur-Museums über »Architektur + Wahrnehmung« in Frankfurt, in: www.fr-aktuell.de/fr/140/t140007.htm, gesehen am 16. November 2002.

33 | Zit. n. einer Besprechung der Tagung »Museum als Medium – Medien im Museum. Perspektiven der Museologie« an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart von Christel Dauster und Claudia Waibel, Universität Stuttgart, in: *H-ArtHist* (August, 2002); <http://www.h-net.org/mmreviews/showrev.cgi?path=289>, gesehen am 12. Dezember 2003.

turierte Bewegung des gesamten Körpers, um sinnvoll genutzt werden zu können. Die ›leibliche‹ Form der Raumerfahrung ist für mich ein wesentlicher Ansatz musealer Kommunikation. Wahrnehmung ist ›Ganzkörpereinsatz‹, der nicht nur über den Augensinn gesteuert wird. Das Primat des Sehens in der augenblicklichen Diskussion wird nicht durch die Kategorie des Raumes ersetzt. Eine eindrückliche Erfahrung mit den unterschiedlichen Räumen des Museums scheint mir aber nur mit physischer Präsenz möglich, um die virtuelle Welt des Museums erleben zu können.

Anhang

Raum und Kommunikation.

Eine Auswahlbibliographie

- Aase, Tor H.: »Symbolic Space. Representations of Space in Geography and Anthropology«, in: *Geografiska Annaler* 76 B (1994), S. 51-58.
- Andriopoulos, Stefan/Dotzler, Bernhard J. (Hg.): 1929. *Beiträge zur Archäologie der Medien*, Frankfurt am Main 2002.
- Arnold, Ingmar: *Luft-Züge. Die Geschichte der Rohrpost in Berlin und anderswo*, Berlin 2000.
- Art. »Raum«, in: Joachim Ritter/Karlfried Grüner (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Basel 1992, S. 67-131.
- Augé, Marc: *Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité*, Paris 1992.
- Bachelard, Gaston: *La Poétique de l'espace*, Paris 1957.
- Baier, Franz Xavier: *Raum. Prolegomena zu einer Architektur des gelebten Raumes*, Köln 1996.
- Becker, Jörg (Hg.): *Telefonieren*, Marburg 1989 (= *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* 24).
- Bericht über die 36. Versammlung deutscher Historiker in Trier, 8. bis 12. Oktober 1986*, Suttgart 1988.
- Bernold, Monika/Szely, Sylvia (Hg.): *Tele Visionen. Historiografien des Fernsehens*, Wien 2001 (= *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 12.1).
- Black, Jeremy: *Maps and History. Constructing Images of the Past*, New Haven 1997.
- *Maps and Politics*, London 1997.
- Blackbourn, David: *A Sense of Place. New Directions in German History. The 1998 Annual Lecture of the German Historical Institute*, London 1999.
- Blaise, Clark: *Die Zähmung der Zeit. Sir Sandford Fleming und die Erfindung der Weltzeit*, Frankfurt am Main 2001.

- Bobrowsky, Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (Hg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*, München 1987.
- Böhme, Hartmut: »Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion«, in: *Zeitschrift für Germanistik* 3 (2003), S. 590-604.
- Bollnow, Otto Friedrich: *Mensch und Raum*, Stuttgart 1963.
- Borges, Jorge Luis: »Von der Strenge der Wissenschaft«, in: ders., *Borges und ich*, München 1982, S. 121.
- Borscheid, Peter: *Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung*, Frankfurt am Main, New York 2004.
- Bourdieu, Pierre: »Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum«, in: Martin Wentz (Hg.), *Stadt-Räume*, Frankfurt am Main, New York 1991, S. 25-34.
- Braudel, Fernand: *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II* [1949], Paris 1985.
- »La Longue durée«, in: *Annales. Economies, Sociétés, Civilisations* 13 (1958), S. 725-753.
- »Géohistoire und geographischer Determinismus«, in: Matthias Midell/Steffen Sammler (Hg.), *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten, 1929-1992*, Leipzig 1994.
- Briggs, Asa/Burke, Peter: *A Social History of the Media. From Gutenberg to the Internet*, Cambridge 2002.
- Carnap, Rudolf: *Der Raum. Ein Beitrag zur Wissenschaftslehre*, Berlin 1922.
- Carter, Erica/Donald, James/Squires, Judith (Hg.): *Space and Place. Theories of Identity and Location*, London 1993.
- Carter, Paul: *The Road to Botany Bay. An Exploration of Landscape and History*, New York 1987.
- Casti, Emanuela: *L'ordine del mondo e la sua rappresentazione. Semiosi cartografica e autoreferenza*, Milano 1998.
- Certeau, Michel de: *L'Invention du quotidien*, Paris 1980.
- Conrad, Christoph (Hg.): *Mental Maps*, Göttingen 2002 (= *Geschichte und Gesellschaft* 28.3).
- Cosgrove, Denis E.: »Prospect, Perspective and the Evolution of the Landscape Idea«, in: *Transactions of the Institute of British Geographers* 10 (1985), S. 45-62.
- /Daniels, Stephen (Hg.): *The Iconography of Landscape. Essays on the Symbolic Representation, Design and Use of Past Environments*, Cambridge 1988.
- (Hg.): *Mappings*, London 1999.
- *Apollo's Eye: A Cartographic Genealogy of the Earth in the Western Imagination*, Baltimore 2001.
- Crivellari, Fabio/Kirchmann, Kay/Sandl, Marcus/Schlögl, Rudolf (Hg.): *Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive*, Konstanz 2004.

- Di Méo, Guy: »Que voulons-nous dire quand nous parlons de l'espace?«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), *Logiques de l'espace, esprit de lieux. Géographies à Cerisy*, Paris 2000, S. 37-48.
- Diner, Dan: »Grundbuch des Planeten«. Zur Geopolitik Karl Haushofers«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 32 (1984), S. 1-28.
- Driver, Felix: *Geography Militant. Cultures of Exploration and Empire*, Oxford 2001.
- Druckrey, Timothy (Hg.): *Electronic Culture. Technology and Visual Representation*, New York 1996.
- Duchkowsch, Wolfgang: »Mediengeschichte zwischen Historie und Soziologie. Auf dem Weg von innen nach außen«, in: ders. (Hg.), *Mediengeschichte. Forschung und Praxis*, Wien, Köln, Graz 1985, S. 37-50.
- Ehlert, Trude (Hg.): *Zeitkonzeptionen, Zeiterfahrung, Zeitmessung. Stationen ihres Wandels vom Mittelalter bis zur Moderne*, Paderborn 1997.
- Esposito, Elena: »Virtualisierung und Divination. Formen der Räumlichkeit der Kommunikation«, in: Rudolf Maresch/Niels Werber (Hg.), *Raum – Wissen – Macht*, Frankfurt am Main 2002, S. 33-48.
- Faber, Karl-Georg: »Geschichtslandschaft – Région historique – Section in History. Ein Beitrag zur vergleichenden Wissenschaftsgeschichte«, in: *Saeculum* 30 (1979), S. 4-21.
- Faßler, Manfred: *Was ist Kommunikation?* München 1997.
- Faulstich, Werner: *Die Geschichte der Medien*, 5 Bde., Göttingen 1996-2004.
- Febvre, Lucien: *A Geographical Introduction to History*, London 1950.
— *Der Rhein und seine Geschichte*, Frankfurt am Main 1994.
- Fischer, Norbert: »Der neue Blick auf die Landschaft. Die Geschichte der Landschaft im Schnittpunkt von Sozial-, Geistes- und Umweltgeschichte«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 36 (1996), S. 434-442.
- Flichy, Patrice: *Une Histoire de la communication. Espace public et vie privée*, Paris 1991.
- Flusser, Vilém: *Kommunikologie*, Frankfurt am Main 1998.
- Föllmer, Moritz (Hg.): *Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2004.
- Fortunati, Leopoldina: »The Mobile Phone. An Identity on the Move«, in: *Personal and Ubiquitous Computing* 5 (2001), S. 85-98.
- Foucault, Michel: »Des espaces autres. Conférence au Cercle d'études architecturales, 14 mars 1967« [1984], in: ders., *Dits et écrits 1954-1988*, Bd. 4: 1980-1988, Paris 1994, S. 752-762.
- Frei, Norbert: »Presse-, Medien-, Kommunikationsgeschichte. Aufbruch in ein interdisziplinäres Forschungsfeld?«, in: *Historische Zeitschrift* 248 (1989), S. 101-114.
- Führer, Karl Christian: »Neue Literatur zur Geschichte der modernen Massenmedien Film, Hörfunk und Fernsehen«, in: *Neue Politische Literatur* 46 (2001), S. 216-243.

- /Hickethier, Knut/Schildt, Axel: »Öffentlichkeit – Medien – Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge zu ihrer Erforschung«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 41 (2001), S. 1-38.
- Gaebel, Wolfgang: *Verdichtungsräume. Strukturen und Prozesse in weltweiten Vergleichen*, Stuttgart 1987.
- Gent, Werner: *Die Philosophie des Raumes und der Zeit. Historische, kritische und analytische Untersuchungen. Die Geschichte der Begriffe des Raumes und der Zeit von Aristoteles bis zum vorkritischen Kant (1768)*, Bonn 1926.
- *Die Raum-Zeit-Philosophie des 19. Jahrhunderts. Historische, kritische und analytische Untersuchungen. Die Geschichte der Begriffe des Raumes und der Zeit vom kritischen Kant bis zur Gegenwart*, Bonn 1930.
- Geisthövel, Alexa/Knoch, Habbo (Hg.): *Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main, New York 2005.
- Geppert, Alexander C.T./Braidt, Andrea B. (Hg.): *Orte des Okkulten*, Wien 2003 (= *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 14.4).
- Geyer, Martin H.: »Die erste große Umstellung der Uhren. Wie die Bürger synchronisiert wurden und die deutsche Eisenbahnverwaltung dafür sorgte, daß seitdem alle richtig ticken«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 28.10.2000, S. 47.
- Giddens, Anthony: »Time, Space, Social Change«, in: ders., *Central Problems in Social Theory. Action, Structure and Contradiction in Social Analysis*, London, Basingstoke 1979, S. 198-233.
- Giesecke, Michael: *Der Buchdruck in der Frühen Neuzeit. Eine historische Studie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt am Main 1991.
- Gosztonyi, Alexander: *Der Raum. Geschichte seiner Probleme in Philosophie und Wissenschaften*, 2 Bde., Freiburg, München 1976.
- Gregory, Derek: *Geographical Imaginations*, Oxford 1994.
- »Imaginative Geographies«, in: *Progress in Human Geography* 19 (1995), S. 447-485.
- »The Geographical Discourse of Modernity«, in: *Explorations in Critical Human Geography* (1998), S. 45-70.
- Großklaus, Götz: *Medien-Zeit, Medien-Raum. Zum Wandel der raumzeitlichen Wahrnehmung in der Moderne*, Frankfurt am Main 1995.
- Gugerli, David/Speich: *Daniel: Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert*, Zürich 2002.
- Harley, J. Brian: *The New Nature of Maps. Essays in the History of Cartography*, Baltimore 2001.
- Hartmann, Frank: *Medienphilosophie*, Wien 2000.
- Harvey, David: *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*, Oxford, New York 1989.
- *The Urban Experience*, Oxford 1989.

- »Between Space and Time. Reflections on the Geographical Imagination«, in: *Annals of the Association of American Geographers* 80 (1990), S. 418-434.
- Harvey, Miles: *Gestohlene Welten. Eine Kriminalgeschichte der Kartographie*, München 2002.
- Hassinger, Hugo: *Geographische Grundlagen der Geschichte*, Freiburg im Breisgau 1930.
- Heider, Fritz: »Ding und Medium«, in: *Symposion* 1 (1927), S. 109-157.
- Hesse, Jan-Otmar: *Im Netz der Kommunikation. Die Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung 1876-1914*, München 2001.
- Hickethier, Knut: »Zwischen Gutenberg-Galaxis und Bilder-Universum. Medien als neues Paradigma, die Welt zu erklären«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S. 146-172.
- Hörisch, Jochen: *Der Sinn und die Sinne. Eine Geschichte der Medien*, Frankfurt am Main 2000.
- Hugill, Peter J.: *Global Communications since 1844. Geopolitics and Technology*, Baltimore 1999.
- Jammer, Max: *Concepts of Space. The History of Theories of Space in Physics*, Cambridge, MA 1954.
- Jarren, Otfried: »Kommunikationsraumanalyse – Ein Beitrag zur empirischen Kommunikationsforschung?«, in: Manfred Bobrowsky/Wolfgang R. Langenbacher (Hg.), *Wege zur Kommunikationsgeschichte*, München 1987, S. 560-588.
- Jöchner, Cornelia (Hg.): *Politische Räume. Stadt und Land in der Frühneuzeit*, Berlin 2003.
- Kaschuba, Wolfgang: *Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne*, Frankfurt am Main 2004.
- Kemp, Wolfgang: *Die Räume der Maler. Zur Bilderzählung seit Giotto*, München 1996.
- Kern, Stephen: *The Culture of Time and Space, 1880-1918*, Cambridge, MA 1983.
- Kieserling, Andre: *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*, Frankfurt am Main 1999.
- Kirsch, Scott: »The Incredible Shrinking World? Technology and the Production of Space«, in: *Environment and Planning D. Society and Space* 13 (1995), S. 529-555.
- Kittler, Friedrich A.: *Aufschreibesysteme 1800-1900*. München 1985, 3. Aufl. 1995.
- /Tholen, Georg Christoph (Hg.): *Arsenale der Seele. Literatur- und Medienanalyse seit 1870*, München 1989.
- Klüter, Helmut: *Raum als Element sozialer Kommunikation*, Gießen 1986.
- Knoch, Habbo/Morat, Daniel (Hg.): *Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960*, München 2003.

- Knodt, Reinhard: »Der Nomos der Erde. Eine Betrachtung zum Raumbegriff bei Carl Schmitt«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 98 (1991), S. 321-333.
- Köck, Helmuth: »Die Rolle des Raumes als zu erklärender und als erklärender Faktor. Zur Klärung einer methodologischen Grundrelation in der Geographie«, in: *Geographica Helvetica* 52 (1997), S. 89-96.
- Konau, Elisabeth: *Raum und soziales Handeln. Studien zu einer vernachlässigten Dimension soziologischer Theoriebildung*, Stuttgart 1977.
- Koselleck, Reinhart: »Raum und Geschichte« [1986], in: ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2000, S. 78-96.
- Köster, Werner: *Die Rede über den »Raum«. Zur semantischen Karriere eines deutschen Konzepts*, Heidelberg 2002.
- Kuhm, Klaus: »Raum als Medium gesellschaftlicher Kommunikation«, in: *Soziale Systeme* 6 (2000), S. 321-348.
- Kümmel, Albert/Löffler, Petra (Hg.): *Medientheorie 1888-1933. Texte und Kommentare*, Frankfurt am Main 2002.
- Kuper, Hilda: »The Language of Sites in the Politics of Space«, in: *American Anthropologist* 74 (1972), S. 411-425.
- Lamprecht, Karl: »Die geographischen Bedingungen der neueren deutschen Geschichte«, in: *Der Kynast. Alldeutsche Monatsschrift für Politik und Volkstum, Kultur und Kunst* 1 (1898/1899), S. 252-267.
- Läpple, Dieter: »Thesen zu einem Konzept gesellschaftlicher Räume«, in: Lutz Niethammer (Hg.), *Kulturwissenschaftliches Institut im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen. Jahresbericht 1991*, Essen 1992, S. 135-150.
- Laurier, Eric: »Why People Say Where They Are During Mobile Phone Calls«, in: *Environment and Planning D. Society and Space* 19 (2001), S. 485-504.
- Lefebvre, Henri: *La Production de l'espace*, Paris 1974.
- Linke, Angelika: »Sprache, Gesellschaft und Geschichte. Überlegungen zur symbolischen Funktion kommunikativer Praktiken der Distanz«, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 26 (1998), S. 135-154.
- Löw, Martina: *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001.
- Lowenthal, David: »Geography, Experience, and Imagination. Towards a Geographical Epistemology«, in: *Annals of the Association of American Geographers* 51 (1961), S. 241-260.
- »Past Time, Present Place. Landscape and Memory«, in: *The Geographical Review* 65 (1975), S. 1-36.
- *The Past is a Foreign Country*, Cambridge 1985.
- MacLuhan, Marshall: *The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man*, New York 1961.
- *Understanding Media. The Extensions of Man*, New York 1964.
- /Fiore, Quentin: *Das Medium ist Message*, Frankfurt am Main 1969.
- Maresch, Rudolf/Werber, Niels (Hg.): *Raum – Wissen – Macht*, Frankfurt am Main 2002.

- Massey, Doreen: »Places and Their Pasts«, in: *History Workshop Journal* 39 (1995), S. 182-192.
- »Spacetime, »Science« and the Relationship between Physical Geography and Human Geography«, in: *Transactions of the Institute of British Geographers* 24 (1999), S. 261-276.
- Matznetter, Josef (Hg.): *Politische Geographie*, Darmstadt 1977.
- Mayer, Jörg (Hg.): *Die aufgeräumte Welt. Raumbilder und Raumkonzepte im Zeitalter globaler Marktwirtschaft*, Loccum 1993.
- Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hg.): *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Opladen 1994.
- Meusburger, Peter (Hg.): *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*, Stuttgart 1999.
- Monmonier, Mark: »Telegraphy, Iconography and the Weather Map. Cartographic Weather Reports by the United States Weather Bureau, 1870-1935«, in: *Imago Mundi* 40 (1988), S. 15-31.
- *How to Lie with Maps*, Chicago, London 1996.
- Müller, Gerhard H.: »Zur Geschichte des Begriffs »Anthropogeographie««, in: *Geographische Zeitschrift* 80 (1992), S. 184-190.
- Noack, Ulrich: *Geist und Raum in der Geschichte. Einordnung der deutschen Geschichte in den Aufbau der Weltgeschichte*, Göttingen 1961.
- Noller, Peter: »Globalisierung, Raum und Gesellschaft. Elemente einer modernen Soziologie des Raumes«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 10 (2000), S. 21-48.
- Nolte, Paul: »1900. Das Ende des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Perspektive«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 47 (1996), S. 281-300.
- »Georg Simmels Historische Anthropologie der Moderne. Rekonstruktion eines Forschungsprogramms«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 225-247.
- Nora, Pierre (Hg.): *Les Lieux de mémoire*, 3 Bde., Paris 1984-1992.
- *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin 1990.
- North, Michael (Hg.): *Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts*, Köln 1995.
- Nye, David E.: »Shaping Communication Networks. Telegraph, Telephone, Computer«, in: *Social Research* 64 (1997), S. 1067-1091.
- Ogborn, Miles (Hg.): *Georgian Geographies. Essays on Space, Place and Landscape in the Eighteenth Century*, Manchester 2004.
- Osterhammel, Jürgen: »Geschichte, Geographie, Geohistorie«, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs*, Bd. 3: *Die Epoche der Historisierung*, Frankfurt am Main 1997, S. 257-271.
- »Die Wiederkehr des Raumes. Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie«, in: *Neue Politische Literatur* 43 (1998), S. 374-397.

- »Raumbeziehungen. Internationale Geschichte, Geopolitik und historische Geographie«, in: Wilfried Loth/Jürgen Osterhammel (Hg.), *Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten*, München 2000, S. 287-308.
- /Petersson, Niels P.: *Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen*, München 2003.
- Otis, Laura: »The Metaphoric Circuit. Organic and Technological Communication in the Nineteenth Century«, in: *Journal of the History of Ideas* 63 (2002), S. 105-128.
- Otremba, Erich: »Das Spiel der Räume«, in: *Geographische Rundschau* 13 (1961), S. 130-135.
- Peters, John Durham: *Speaking Into the Air. A History of the Idea of Communication*, Chicago 1999.
- Reichert, Dagmar (Hg.): *Räumliches Denken*, Zürich 1996.
- Requate, Jörg: *Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich*, Göttingen 1995.
- »Öffentlichkeit und Medien als Gegenstand historischer Analyse«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S. 5-32.
- /Schulze-Wessel, Martin (Hg.): *Europäische Öffentlichkeit. Transnationale Kommunikation seit dem 18. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2002.
- Ritter, Carl: »Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft« [1833], in: ders., *Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie, und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde*, Berlin 1852, S. 152-181.
- Rooch, Alarich: *Zwischen Museum und Warenhaus. Ästhetisierungsprozesse und sozial-kommunikative Raumaneynungen des Bürgertums (1823-1920)*, Oberhausen 2001.
- Sack, Robert David: *Conceptions of Space in Social Thought. A Geographic Perspective*, Minneapolis 1980.
- Sahlins, Peter: »Natural Frontiers Revisited. France's Boundaries since the Seventeenth Century«, in: *American Historical Review* 95 (1990), S. 1423-1451.
- Sandl, Marcus: »Raumvorstellungen und Erkenntnismodelle im 18. Jahrhundert«, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 23 (2000), S. 419-431.
- Schama, Simon: *Landscape and Memory*, London 1995.
- Schildt, Axel: »Zur Historisierung der massenmedialen Revolution. Neue Literatur über Massenkommunikation, Film und Fernsehen«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 36 (1996), S. 443-458.
- »Von der Aufklärung zum Fernsehzeitalter. Neue Literatur zu Öffentlichkeit und Medien«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 40 (2000), S. 487-509.

- »Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 177-206.
- Schivelbusch, Wolfgang: *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert* [1977], Frankfurt am Main 1989.
- Schlögel, Karl: »Kartenlesen, Raumdenken. Von einer Erneuerung der Geschichtsschreibung«, in: *Merkur* 56 (2002), S. 308-318.
- *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003.
- Schmidt, Siegfried J./Zurstiege, Guido: *Orientierung Kommunikationswissenschaft. Was sie kann, was sie will*, Reinbek 2000.
- Schmitt, Carl: *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung* [1942], Köln 1981.
- Schneider, Ute: *Die Macht der Karten. Eine Geschichte der Kartographie vom Mittelalter bis heute*, Darmstadt 2004.
- Schöller, Peter: »Wege und Irrwege der Politischen Geographie und Geopolitik«, in: *Erdkunde* 11 (1957), S. 1-20.
- Schöttker, Detlev (Hg.): *Von der Stimme zum Internet. Texte aus der Geschichte der Medienanalyse*, Göttingen 1999.
- Schöttler, Peter: »The Rhine as an Object of Historical Controversy in the Inter-war Years. Towards a History of Frontier Mentalities«, in: *History Workshop Journal* 39 (1995), S. 1-21.
- Schultz, Hans-Dietrich: »Deutschlands ›natürliche‹ Grenzen. ›Mittellage‹ und ›Mitteleuropa‹ in der Diskussion der Geographen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 15 (1989), S. 248-281.
- »Raumkonstrukte der klassischen deutschsprachigen Geographie des 19./20. Jahrhunderts im Kontext ihrer Zeit. Ein Überblick«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 343-377.
- Schulz, Andreas: »Der Aufstieg der ›vierten Gewalt‹. Medien, Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter der Massenkommunikation«, in: *Historische Zeitschrift* 270 (2000), S. 65-97.
- Shields, Rob: *Places on the Margin. Alternative Geographies of Modernity*, London 1991.
- Simmel, Georg: »Über räumliche Projektionen sozialer Formen«, in: *Zeitschrift für Sozialwissenschaft* 6 (1903), S. 287-302.
- »Soziologie des Raumes«, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich* 27 (1903), S. 27-71.
- Simonsen, Kirsten: »What Kind of Space in What Kind of Social Theory?«, in: *Progress in Human Geography* 20 (1996), S. 494-512.
- Soja, Edward W.: *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London, New York 1990.
- Sprengel, Rainer: *Kritik der Geopolitik. Ein deutscher Diskurs 1914-1944*, Berlin 1996.

- Stewart, Lynn: »Bodies, Visions, and Spatial Politics. A Review Essay on Henri Lefebvre's ›The Production of Space‹, in: *Environment and Planning D. Society and Space* 13 (1995), S. 609-618.
- Ströker, Elisabeth: *Philosophische Untersuchungen zum Raum*, Frankfurt am Main 1965.
- Sturm, Gabriele: *Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften*, Opladen 2000.
- Teuteberg, Hans Jürgen/Neutsch, Cornelius (Hg.): *Vom Flügeltelegraphen zum Internet. Geschichte der modernen Telekommunikation*, Stuttgart 1998.
- Thrift, Nigel/Crang, Michael (Hg.): *Thinking Space*, London, New York 2000.
- Tuan, Yi-Fu: *Topophilia. A Study of Environmental Perception, Attitudes and Values*, New York 1974.
- *Space and Place. The Perspective of Experience*, London 1977.
- »Language and the Making of Place. A Narrative-Descriptive Approach«, in: *Annals of the Association of American Geographers* 81 (1991), S. 684-696.
- Turner, Frederick Jackson: *The Frontier in American History*, New York 1920.
- Vattimo, Gianni/Welsch, Wolfgang (Hg.): *Medien, Welten, Wirklichkeiten*, München 1997.
- Waquet, Jean-Claude/Goerg, Odile/Rogers, Rebecca (Hg.): *Les Espaces de l'historien*, Strasbourg 2000.
- Weichhart, Peter: »Individuum und Raum. Ein vernachlässigter Erkenntnisbereich der Sozialgeographie«, in: *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München* 65 (1980), S. 63-92.
- *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*, Stuttgart 1990.
- »Vom ›Räumeln‹ in der Geographie und anderen Disziplinen. Einige Thesen zum Raumaspekt sozialer Phänomene«, in: Jörg Mayer (Hg.), *Die aufgeräumte Welt. Raumbilder und Raumkonzepte im Zeitalter globaler Marktwirtschaft*, Loccum 1993, S. 225-242.
- »›Raum‹ versus Räumlichkeit. Ein Plädoyer für eine transaktionistische Weltansicht in der Geographie«, in: Günter Heinritz/Ilse Helbrecht (Hg.), *Soziologie und Sozialgeographie. Dialog der Disziplinen*, Passau 1998, S. 75-88.
- Weigel, Sigrid: »Zum ›topographical turn‹. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«, in: *KulturPoetik* 2 (2002), S. 151-165.
- Weisbrod, Bernd (Hg.): *Grenzland. Beiträge zur Geschichte der deutsch-deutschen Grenze*, Hannover 1993.
- »Medien als symbolische Form der Massengesellschaft. Die medialen Bedingungen von Öffentlichkeit im 20. Jahrhundert«, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001), S. 270-283.

- Wentz, Martin (Hg.): *Stadt-Räume*, Frankfurt am Main 1991.
- Werlen, Benno: »Landschaft, Raum und Gesellschaft. Entstehung- und Entwicklungsgeschichte wissenschaftlicher Sozialgeographie«, in: *Geographische Rundschau* 47 (1995), S. 513-522.
- *Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie*, 3. Aufl., Stuttgart 1997.
- *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*, Bd. 1: *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*, Stuttgart 1999; Bd. 2: *Globalisierung, Region und Regionalisierung*, Stuttgart 1997.
- *Sozialgeographie. Eine Einführung*, Bern, Stuttgart, Wien 2000.
- Wersig, Gernot: »Informationsgesellschaft, Informationsstruktur und Veränderung des Raumkonzepts als kommunikative Herausforderung«, in: *Publizistik* 29 (1984), S. 387-400.
- Wertheim, Margaret: *The Pearly Gates of Cyberspace. A History of Space from Dante to the Internet*, New York, London 1999.
- Wilke, Jürgen: *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*, Köln 2000.
- »Entwicklungsstufen und Determinanten der Kommunikationsgeschichte«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 53 (2002), S. 410-423.
- »Vom stationären zum mobilen Rezipienten. Entfesselung der Kommunikation von Raum und Zeit – Symptom fortschreitender Medialisierung«, in: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 6 (2004), S. 1-55.
- Zorn, Wolfgang: »Verdichtung und Beschleunigung des Verkehrs als Beitrag zur Entwicklung der ›modernen Welt‹«, in: Reinhart Koselleck (Hg.), *Studien zum Beginn der modernen Welt*, Stuttgart 1977, S. 115-134.
- »Territorium und Region in der Sozialgeschichte«, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), *Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang*, Bd. 2: *Handlungsräume des Menschen in der Geschichte*, Göttingen 1986, S. 137-161.

Autorinnen und Autoren

Herausgeber

Alexander C.T. Geppert, geb. 1970, Dr. phil., arbeitet als Research Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen in Essen. Studium der Geschichtswissenschaft, Philosophie und Psychologie in Bielefeld, Baltimore, Göttingen und Berkeley. 2004 Promotion im Department of History and Civilization des European University Institute in Florenz mit einer Arbeit zu imperialen Ausstellungen und transitorischen Räumen im London, Paris und Berlin des Fin de siècle. Forschungsaufenthalte an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris (1999), am Deutschen Historischen Institut in London (2000) und am IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaft in Wien (2001-2002). Forschungsschwerpunkte sind u.a. europäische Raum- und Stadtgeschichte, Geschichte der Emotionalität sowie Historiographie- und Wissenschaftsgeschichte; Habilitationsprojekt zur Geschichte des Weltraums und des außerirdischen Lebens in der europäischen Imagination des 20. Jahrhunderts.

Publikationen (Auswahl): (Hg., mit Luisa Passerini): *European Ego-Histories. Historiography and the Self, 1970-2000*, Athen 2001; »Welttheater. Die Geschichte des europäischen Ausstellungswesens im 19. und 20. Jahrhundert«, in: *Neue Politische Literatur* 47 (2002), S. 10-61; (Hg., mit Andrea B. Braidt): *Orte des Okkulten*, Wien 2003; (Hg., mit Massimo Baioni): *Esposizioni in Europa tra Otto e Novecento. Spazi, organizzazione, rappresentazioni*, Mailand 2004; (Hg., mit Luisa Passerini): *New Dangerous Liaisons. Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century*, Oxford, New York 2005.

Uffa Jensen, geb. 1969, Dr. phil., ist am History Department der University of Sussex (GB) als DAAD-Fachlektor tätig. Studium der Geschichte und Philosophie in Kiel, Jerusalem, Berlin und New York. Promotion an der Technischen Universität Berlin mit einer Arbeit zum Verhältnis von Juden und

Protestanten im gebildeten Bürgertum. Schwerpunkte seiner Forschungen sind deutsche und europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, deutsch-jüdische Geschichte, Geschichte des Antisemitismus sowie Medien- und Kommunikationsgeschichte.

Publikationen (Auswahl): »Die Macht des Flüchtigen. Bürgerliche Beobachter und der öffentliche Raum in den Flugschriften zur ›Judenfrage‹ 1870-1890«, in: Habbo Knoch/Daniel Morat (Hg.), *Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960*, München 2003, S. 81-97; »Getrennt streiten – getrennt leben? Der doppelte Streit um Heinrich von Treitschkes Antisemitismus unter gebildeten Bürgern (1879-1881)«, in: *WerkstattGeschichte* 13 (2004), S. 3-25; *Gebildete Doppelgänger. Bürgerliche Juden und Protestanten im 19. Jahrhundert*, Göttingen 2005.

Jörn Weinhold, geb. 1965, M.A., ist seit 1999 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Europäische Urbanistik der Bauhaus-Universität Weimar und Koordinator des Internationalen Promotionsprogramms (IPP) »European Urban Studies«. Zuvor war er Referent Lehre am Northern Institute of Technology der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Er studierte Geschichte, Geographie, Politikwissenschaft und Geologie in Göttingen und Berkeley. Arbeits- und Interessenschwerpunkte sind die Geschichte des industriellen und urbanen Lebens in Europa (vor allem in Großbritannien und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert), Wissenschafts- und Umweltgeschichte sowie Geschichte im Museum.

Beiträgerinnen und Beiträger

Alexa Geisthövel, geb. 1969, Dr. phil., arbeitet als Lise-Meitner-Habilitationsstipendiatin an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Universität Bielefeld. Ihre Arbeits- und Forschungsgebiete sind die Geschichte von Monarchie und öffentlicher Kommunikation im 19. Jahrhundert sowie die Geschichte der Popkultur.

Publikationen (Auswahl): *Eigentümlichkeit und Macht. Deutscher Nationalismus 1830-1851. Der Fall Schleswig-Holstein*, Stuttgart 2003; (Hg., mit Habbo Knoch): *Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 2005; »Augusta-Erlebnisse. Repräsentationen der preußischen Königin 1870«, in: Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), *Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung*, Frankfurt am Main 2005.

Christian Holtorf, geb. 1968, M.A., Studium der Geschichte, Philosophie und Psychologie in Marburg und Berlin, abgeschlossen mit einer Arbeit über den historischen Zusammenhang von Angst und Aufklärung. Nach Tätigkeiten im Deutschen Bundestag und als freier Historiker und Journalist

list seit 2000 Wissenschaftlicher Referent im Deutschen Hygiene-Museum Dresden; u.a. Konzeption und Leitung von ausstellungsbegleitenden Tagungen zu »Der (im-)perfekte Mensch« (2001 und 2002), »Mensch und Tier. Eine paradoxe Beziehung« (2003) und »Spielen« (2005). Kulturgeschichtliche Essays in verschiedenen Zeitungen.

Publikationen (Auswahl): (Hg., mit H. Böhme u.a.): *Tiere. Eine andere Anthropologie*, Weimar 2004; »Leere Museen. Von der Unbegreiflichkeit des Wissens«, in: menschen formen (Hg.), *Ver-Schiede der Kultur. Aufsätze zur Kippe kulturanthropologischen Nachdenkens*, Marburg 2002, S. 445-451.

Alexander Honold, geb. 1962, Dr. phil., Ordinarius für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel. Studium der Germanistik, Komparatistik, Philosophie und Lateinamerikanistik in München und Berlin; Lehrtätigkeit u.a. an der Freien Universität Berlin, an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Universität Konstanz. 1997-2000 Wissenschaftlicher Koordinator des DFG-Projekts »Literatur- und Kulturgeschichte des Fremden«; Forschungsaufenthalte an der New York University (1997) und an der Stanford University (1998), 1998/99 Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen in Essen. Zahlreiche Aufsätze, Essays und Literaturkritiken.

Publikationen (Auswahl): *Nach Olympia. Hölderlin und die Erfindung der Antike*, Berlin 2002; *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*, Tübingen 2002; (Hg., mit Klaus R. Scherpe): *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*, Stuttgart 2004; *Hölderlins Kalender. Astronomie und Revolution um 1800*, Berlin 2005.

Habbo Knoch, geb. 1969, Dr. phil., Wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der Georg-August-Universität Göttingen. Arbeitsschwerpunkte sind Kultur-, Politik- und Mediengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, u.a. Grandhotels und europäische Bürgerlichkeit 1870-1930, Gewaltbilder im 19. und 20. Jahrhundert.

Publikationen (Auswahl): *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001; (Hg., mit Daniel Morat): *Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960*, München 2003; »Simmels Hotel. Kommunikation im Zwischenraum der modernen Gesellschaft«, in: Moritz Föllmer (Hg.), *Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2004, S. 87-108; (Hg., mit Alexa Geisthövel): *Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 2005.

Werner Konitzer, geb. 1955, Dr. phil., ist Privatdozent für Philosophie mit dem Schwerpunkt Sprach- und Medienphilosophie an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder und arbeitet derzeit als Wissenschaftli-

cher Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung im Projekt »Geschichte und Ethik. Zu den ethischen Implikationen der Diskussionen um die NS-Vergangenheit in Deutschland«. Forschungsschwerpunkte sind u.a. eine sprachanalytisch geschulte Medientheorie und -philosophie sowie Fragen der praktischen Philosophie und ihrer Geschichte, insbesondere der Ethik im Nationalsozialismus und im Nachkriegsdeutschland.

Publikationen (Auswahl): Sprachkrise und Verbildlichung, Würzburg 1995; (mit Ruth Hommelsheim und Christopher Dell): *Un_folded Sites. Aufzeichnungen des Öffentlichen*, Köln 2000; »Geschichte und Ethik. Zum Fortwirken der nationalsozialistischen Vergangenheit«, in: Jakob Tanner/Sigrid Weigel (Hg.), *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges*, Zürich 2002, S. 203-230.

Alexander Mejschke, geb. 1961, Dr. phil., Studium der Geschichte und Soziologie in Wien, freier Historiker; 1993 Promotion mit einer Arbeit zur Durchsetzung einer völkischen Jugenderziehung im Nationalsozialismus; Mitherausgeber der *Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*; zahlreiche Mitarbeiten in und Leitungen von historisch-wissenschaftlichen Forschungsprojekten. Sozial- und kulturgeschichtliche Forschungen zu Kunstproduktion und Kunstmarkt im 20. Jahrhundert, Nationalsozialismus, Jugend und Erziehung sowie bürgerlichen Eliten – im Rahmen der epistemologischen und forschungspraktischen Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Programmen von historischen Wissenschaften als Experimentalwissenschaften.

Publikationen (Auswahl): »Erfindung der deutschen Jugend. Erziehung in Wien 1938-1945«, in: Emmerich Tálos/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer/Reinhard Sieder (Hg.), *NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch*, Wien 2000, S. 494-522; mit Therese Garstener u.a.: *Berufsschädigungen in der nationalsozialistischen Neuordnung der Arbeit. Vom österreichischen Berufsleben 1934 zum völkischen Schaffen 1938-1940*, Wien 2004.

Tanja Michalsky, geb. 1964, Dr. phil., ist Hochschuldozentin am Kunstgeschichtlichen Institut der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und Germanistik in Trier und München. Promotion 1995. In ihrer Habilitationsschrift »Projektion und Imagination« (2004) hat sie das Wechselverhältnis von Geographie und Landschaftsmalerei in den Niederlanden untersucht. Grundlegende Themen ihrer Forschungen sind das Verhältnis von medialer Repräsentation zum Selbstverständnis sozialer Gruppen und der epistemologische Hintergrund kollektiver Imagination.

Publikationen (Auswahl): Memoria und Repräsentation. Die Grabmäler des Königshauses Anjou in Italien, Göttingen 2000; »Spielräume der Kamera. Die ästhetische Dekonstruktion eines weiblichen Interieurs in Rainer Werner Fassbinders ›Die bitteren Tränen der Petra von Kant‹«, in: Margarete

Hubrath (Hg.), *Geschlechter-Räume*, Köln 2001, S. 145-160; »Natur der Nation. Überlegungen zur Landschaftsmalerei als Ausdruck nationaler Identität«, in: Klaus Bußmann/Elke Anna Werner (Hg.), *Europa im 17. Jahrhundert. Ein politischer Mythos und seine Bilder*, Stuttgart 2004, S. 333-354; »Horizontenerweiterung? Niederländische Landschaft in Brasilien«, in: Renate Dürr u.a. (Hg.), *EuropaGestalten II. Expansionen in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 2005, S. 357-384.

Judith Miggelbrink, geb. 1966, Dr., Diplom-Geographin, ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. in Leipzig. Arbeitsgebiete und Interessenschwerpunkte sind die Theorie und Methodik der Regionalen Geographie, raumbezogene Images und Bilder, »Standortmarketing« und »Standortprofilierung« sowie das Verhältnis von Zentrum und Peripherie.

Publikationen (Auswahl): *Der gezähmte Blick. Zum Wandel des Diskurses über »Raum« und »Region« in humangeographischen Forschungsansätzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts*, Leipzig 2002; »Konstruktivismus? ›Use with Caution‹ ... Zum Raum als Medium der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit«, in: *Erdkunde* 56 (2002), S. 337-350; (mit Marc Redepenning): »Narrating Crises and Uncertainty, or, Placing Germany. Reflections on Theoretical Implications of the *Standort Deutschland* Debate«, in: *Geopolitics* 9 (2004), S. 564-587.

Philipp Müller, geb. 1974, Dr. phil., ist Postdoktorand am Graduiertenkolleg Mediale Historiographien der Bauhaus-Universität Weimar und der Universität Erfurt. Studium der Geschichte und der Neueren deutschen Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. 2004 Promotion am European University Institute in Florenz mit einer Arbeit zur öffentlichen Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs. Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte von Kriminalität und Polizei sowie Medien- und Wissenschaftsgeschichte.

Publikationen (Auswahl): »Journalistische Vermittlung und ihre Aneignung. Öffentliche Verhandlungen über den Fall Wilhelm Voigt in Berlin 1906/08«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 13 (2002), S. 35-56; »Geschichte machen. Überlegungen zu lokal-spezifischen Praktiken in der Geschichtswissenschaft und ihrer epistemischen Bedeutung im 19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht«, in: *Historische Anthropologie* 12 (2004), S. 415-433.

Stefan Paul, geb. 1963, M.A., nach einer Ausbildung zum Verlagskaufmann Studium der Geschichte, Empirischen Kulturwissenschaft und Neueren Deutschen Literaturwissenschaft in Tübingen und Berlin. Schon während des Studiums Mitarbeit an historischen Ausstellungen; es folgte ein Volontariat am Heimatmuseum Berlin-Neukölln (Europäischer Museumspreis);

danach als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Haus der Geschichte in Bonn tätig. Seit 1999 als Ausstellungs-dramaturg für die Konzeption und Realisierung verschiedener Ausstellungsprojekte verantwortlich.

Alarich Rooch, geb. 1956, PD Dr. phil., Studium der Kunstgeschichte, Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum; 1987 Promotion; 2000 Habilitation in Bremen. Langjährige Tätigkeit in verschiedenen Museen und im Ausstellungswesen; Lehraufträge an den Universitäten Bochum, Essen und Oldenburg sowie an der Kunstakademie Düsseldorf; Privatdozent an der Universität Bremen. Ein Forschungsschwerpunkt liegt in der Untersuchung der Wechselwirkungen von Architektur, Kunst und Gesellschaft.

Publikationen (Auswahl): Zwischen Museum und Warenhaus. Ästhetisierungsprozesse und sozial-kommunikative Rauman eignungen des Bürgertums (1823-1920), Oberhausen 2001; (mit Eberhard Syring): »Funktion, Konstruktion und Distinktion. Aspekte des Organischen in der Architektur des 20. Jahrhunderts«, in: Peter René Becker/Horst Braun (Hg.), *Nest-Werk. Architektur und Lebewesen*, Oldenburg 2001, S. 28-73; (mit Kunibert Bering, Ulrich Heimann, Joachim Littke und Rolf Niehoff): *Kunstdidaktik*, Oberhausen 2004; »Neue Medien und kultureller Kontext«, in: Kunibert Bering/Johannes Bilstein/Hans-Peter Thurn (Hg.), *Kultur-Kompetenz*, Oberhausen 2004, S. 144-164.

Antje Schlottmann, geb. 1970, Dr., arbeitet als Wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Sozialgeographie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Studium der Geographie, Geologie sowie Ur- und Frühgeschichte an der Universität Freiburg. Arbeitsschwerpunkte sind die sozialgeographische Theorieentwicklung, insbesondere zur Beziehung von Raum und Sprache, sowie die Analyse der medialen Konstruktion räumlicher Bezugseinheiten. Ein besonderes Forschungsinteresse gilt der Analyse von »sozialen Schnittstellen« und den Möglichkeiten und Grenzen interkultureller und interdisziplinärer Praxis.

Publikationen (Auswahl): Entwicklungsprojekte als »Strategische Räume«. Eine aktorsorientierte Analyse von sozialen Schnittstellen am Beispiel eines ländlichen Entwicklungsprojektes in Tanzania, Saarbrücken 1998; »Zur alltäglichen Verortung von Kultur in kommunikativer Praxis. Beispiel »Ostdeutschland««, in: *Geographische Zeitschrift* 91 (2003), S. 40-51; *Räumliche Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit. Zur Theorie signifikativer Regionalisierung. Fallbeispiel Ostdeutschland*, Jena 2003.

Weitere Titel zum Thema:

Martin Warnke, Wolfgang Coy,
Georg Christoph Tholen (Hg.)
HyperKult II
Zur Ortsbestimmung analoger
und digitaler Medien

Juni 2005, ca. 370 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 27,00 €,
ISBN: 3-89942-274-0

Christa Brüstle, Nadia Ghattas,
Clemens Risi,
Sabine Schouten (Hg.)
Aus dem Takt
Rhythmus in Kunst, Kultur
und Natur

Mai 2005, ca. 330 Seiten,
kart., ca. 28,00 €,
ISBN: 3-89942-292-9

Friedrich Jaeger,
Jürgen Straub (Hg.)
**Was ist der Mensch,
was Geschichte?**
Annäherungen an eine
kulturwissenschaftliche
Anthropologie

Mai 2005, 380 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 3-89942-266-X

Trias-Afroditi Kolokitha
Im Rahmen
Zwischenräume, Übergänge
und die Kinematographie
Jean-Luc Godards

Mai 2005, 254 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-342-9

Kai Lehmann,
Michael Schetsche (Hg.)
Die Google-Gesellschaft
Vom digitalen Wandel des
Wissens

Mai 2005, 410 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-305-4

Franck Hofmann,
Jens E. Sennewald,
Stavros Lazaris (Hg.)
**Raum – Dynamik /
dynamique de l'espace**
Beiträge zu einer Praxis des
Raums / contributions aux
pratiques de l'espace

2004, 356 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-251-1

Georg Mein, Markus
Rieger-Ladich (Hg.)
**Soziale Räume und
kulturelle Praktiken**
Über den strategischen
Gebrauch von Medien

2004, 322 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-216-3

Susanne Stemmler
Topografien des Blicks
Eine Phänomenologie
literarischer Orientalismen des
19. Jahrhunderts in Frankreich

2004, 266 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 3-89942-281-3

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**

Weitere Titel zum Thema:

Andreas Becker

Perspektiven einer anderen Natur

Zur Geschichte und Theorie der
filmischen Zeitraffung und
Zeitdehnung

2004, 370 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-239-2

Julia Lossau

Die Politik der Verortung

Eine postkoloniale Reise zu
einer ANDEREN Geographie
der Welt

2002, 228 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-933127-83-1

Carlos Kölbl

Geschichtsbewußtsein im Jugendalter

Grundzüge einer
Entwicklungspsychologie
historischer Sinnbildung

2004, 390 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 3-89942-179-5

Annette Keck,

Nicolas Pethes (Hg.)

Mediale Anatomien

Menschenbilder als
Medienprojektionen

2001, 456 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-933127-76-9

Nikolaus Müller-Schöll (Hg.)

Ereignis

Eine fundamentale Kategorie
der Zeiterfahrung.

Anspruch und Aporien

2003, 336 Seiten,
kart., 26,00 €,
ISBN: 3-89942-169-8

Jörn Rüsen (Hg.)

Zeit deuten

Perspektiven – Epochen –
Paradigmen

2003, 402 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 3-89942-149-3

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**